

F. M. Dostojewsky
Die Brüder Karamasoff

Ins Deutsche übertragen
von Fr. Scharfberg

Erster Band



J. C. C. Bruns' Verlag, Minden (Westf.)

Dieser Band wurde hergestellt in der
Buchdruckerei und Buchbinderei von
J. G. C. Bruns in Minden (Westfalen)

Erstes Buch

Die Geschichte einer Familie

1

Fedor Pawlowitsch Karamasoff

Alexei Fedorowitsch Karamasoff war der dritte Sohn des in unserem Regierungskreise begüterten Fedor Pawlowitsch Karamasoff, der — es sind gerade dreizehn Jahre her — durch sein trauriges, nicht aufgeklärtes Ende, auf das ich später noch zu sprechen komme, überall den Gesprächsstoff bildete. Hier will ich über diesen Gutsbesitzer, der sich während seines Lebens auf seinem Gute nie aufhielt, nur bemerken, daß er ein sehr eigenartiger Mensch war; er verkörperte in sich eine ganze Menschenklasse, die genau genommen gar nicht selten anzutreffen ist: jene Menschenklasse nämlich der Taugenichtse und Lebemänner, die zu gleicher Zeit in ihrem Tun und Treiben den Narren hervorkehren, freilich jene besondere Art von Narren, die sich darauf verstehen, ihr Geschäftchen immer vorzüglich zu machen. Scheint es doch das einzige zu sein, was sie verstehen.

So hatte Fedor Pawlowitsch fast nichts in der Tasche, als er anfang. Er war der ärmste von allen Gutsbesitzern in der Umgegend; uneingeladen stellte er sich bei allen Bekannten zum Besuch ein und lebte als Dauergast auf Kosten seiner Nebenmenschen. Als es aber zum Sterben mit ihm kam, da stellte es sich heraus, daß er allein an barem Kapital hunderttausend Rubel besaß. Und doch war er sein ganzes Leben lang einer der einfältigsten Narren unseres Regierungskreises. Damit will ich nicht sagen, daß er dumm war. Solche Art Narren ist vielmehr größtenteils sehr klug und schlau. Er

war eben einfältig; und dabei handelte es sich bei ihm doch um eine ganz besondere Einfalt, die volkstümliche.

Er war zweimal verheiratet gewesen und hatte drei Söhne. Von der ersten Frau war Dimitri Fedorowitsch, der älteste; die beiden anderen, Iwan und Alexei, waren von der zweiten. Fedor Pawlowitschs erste Frau stammte aus dem wohlhabenden, angesehenen Geschlechte der Miussoffs; es war gleichfalls eine adelige Gutsbesitzerfamilie in unserem Kreise. Sie war hübsch und gehörte zu den lebensfrohen, gebildeten Frauen, wie man sie in unseren Tagen so häufig findet, die aber auch schon in der ein Menschengeschlecht zurückliegenden Zeit auftauchten. Wie es kam, daß dieses reiche Mädchen einen so jämmerlichen Menschen heiraten konnte — dafür eine Erklärung zu geben, will ich nicht weiter versuchen. Vielleicht wollte sie durch ihre Heirat ihre Selbständigkeit beweisen, wollte sich auflehnen gegen die gesellschaftlichen Fesseln, gegen den Zwang, den Eltern und Verwandte ihr auferlegten; vielleicht spiegelte ihre Einbildungskraft ihr freundlich vor, wenn auch nur für einen Augenblick, daß Fedor Pawlowitsch trotz seiner Rolle als ewiger Freitischler einer der geistreichsten und eigenartigsten Spötter dieser Zeit sei, wenngleich er tatsächlich nichts weiter als ein boshafter Narr war. Das eigentlich Reizvolle bestand indes darin, daß sie von ihm entführt wurde, und das gab für sie den Ausschlag. Dazu kam noch, daß Fedor Pawlowitsch auf jeden Fall es zu etwas bringen wollte im Leben — auf die Wahl der Mittel zur Erreichung seines Zweckes kam es ihm nicht an — und seine Lage zwang ihn geradezu, sie zu entführen; die Aussicht auf eine Mitgift und die Gelegenheit, in nahe Beziehungen zu einer reichen, angesehenen Familie zu treten, waren zu verführerisch. Von einer Liebe zwischen beiden war überhaupt nicht die Rede; die fand sich nicht bei seiner Braut vor und trotz ihrer Schönheit auch nicht bei Fedor Pawlowitsch. Es war die einzige Frau, die nicht den geringsten Eindruck auf ihn machte — ein Ausnahmefall in seinem Leben; lockte ihn doch sonst der Weiberrock, und gab er seiner Leidenschaft doch sonst stets nach, ihn zu erlangen.

So war es denn natürlich, daß Adelaida Iwanowna gar nicht lange nach ihrer Entführung zur Einsicht kam, daß sie

ihrem Manne nur Verachtung entgegenbringen konnte; und bald genug stellten sich die Folgen eines solchen Zusammenlebens ein. Ihre Familie söhnte sich zwar mit dem Geschehenen aus und zahlte ihr die Mitgift aus; aber Streit und Zank hörten trotzdem zwischen den Eheleuten nicht auf. Später erzählte man: Die junge Frau sei unvergleichlich anständiger und vornehmer aufgetreten als Fedor Pawlowitsch, der, wie man jetzt sicher weiß, fast ihr ganzes Vermögen, fünfundzwanzigtausend Rubel, sofort mit Beschlag belegte, so daß sie von diesem Gelde nie wieder etwas zu sehen bekam. Zu ihrer Mitgift gehörte außerdem noch ein Gürtchen und das Haus in der Stadt; auch diese wollte er auf seinen Namen umschreiben lassen; und es wäre ihm auch gelungen, seine Absicht durchzusetzen. Denn sein fortwährendes Drängen und seine unerschämten Erpressungsversuche erweckten in ihr nur Verachtung und Ekel und hätten sie vielleicht schließlich veranlaßt einzuwilligen, nur um ihn los zu werden. Zum Glück aber trat ihre Familie für sie ein und machte seinen Erpressungsversuchen ein Ende. Wahr ist gleichfalls, daß es nicht selten zwischen ihnen zu Schlägen kam; doch war es nach den Erzählungen nicht Fedor Pawlowitsch, der schlug, sondern Abelaida Iwanowna, die eine heißblütige, zufahrende Frau von bräunlicher Gesichtsfarbe und nicht geringer körperlicher Kraft war. Schließlich hielt sie es jedoch nicht mehr bei ihm aus und lief ihrem Manne mit einem armen Teufel von Seminaristen davon, der übrigens Lehrer war, und hinterließ Fedor Pawlowitsch außer ihrem Vermögen noch ihren dreijährigen Sohn Mitja.

Fedor Pawlowitsch ergab sich sofort dem wütesten Lebenswandel. Von Zeit zu Zeit jedoch fuhr er durch den ganzen Regierungsbezirk zu sämtlichen Beamten und beklagte sich mit Tränen in den Augen über Abelaida Iwanowna. Dabei sprach er sich so offen und ausgiebig über sein Eheleben aus, wie jeder andere Ehemann es allein schon aus Schamgefühl vermieden haben würde. Es schien ihm beinahe Freude zu machen, ja sogar zu schmeicheln, diese lächerliche Rolle des gekränkten Gatten zu spielen und anderen Leuten sein Leid in allen möglichen Farben auszumalen.

„Man könnte wirklich meinen, Fedor Pawlowitsch, Ihnen wäre eine Beförderung zuteil geworden, so zufrieden erscheinen Sie trotz Ihres angeblichen Kammers,“ sagten ihm denn auch manche, denen er sein Leid klagte, nicht ohne spöttische Verachtung. Viele erklärten ihm geradezu, er solle sich nicht verstellen; im Grunde sei er froh, eine neue Narrenrolle spielen zu können; er wolle nur die Komik erhöhen und tue deshalb, als bemerke er nicht, wie lächerlich er sich mache.

Endlich gelang es ihm, der Entflohenen auf die Spur zu kommen. Die Arme hatte sich mit ihrem Seminaristen nach Petersburg gewandt und lebte hier in größter Ungezwungenheit. Fedor Pawlowitsch traf umfangreiche Vorkehrungen zur Reise nach Petersburg; weshalb, wußte er selbst nicht. Er hätte vielleicht auch seinen Entschluß ausgeführt und wäre abgefahren. Doch nachdem er so weit gekommen war, fühlte er sich vollkommen berechtigt, sich zur Stärkung auf eine so weite, mühevolle Reise vorher einem unbegrenzten Trunkte zu ergeben. Inzwischen erhielten die Verwandten der Frau die Nachricht von ihrem Ableben. Sie war ganz plötzlich gestorben in einer Dachkammer; die einen sagten: am Typhus, die andern: vor Hunger.

Als der gerade betrunkene Fedor Pawlowitsch vom Tode seiner Frau erfuhr, soll er auf die Straße hinausgelaufen sein, die Hände gleichsam dankend gen Himmel erhoben und laut gerufen haben: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren!“ Doch wollen andere wissen: er habe wie ein Kind geweint und zwar so, daß man trotz der Verachtung mit ihm habe Mitleid empfinden müssen. Vielleicht trifft beides zu; er hat sich gefreut, daß er von ihr loskam, und zugleich über ihren Tod geweint.

Der erste Sohn

Man kann sich leicht vorstellen, was für ein Erziehler oder Vater ein solcher Mensch war. Fedor Pawlowitsch vergaß das Kind vollständig. Es geschah durchaus nicht aus Bosheit oder aus gekränktem Ehrgefühl gegen die Mutter; nein, er vergaß es einfach. Solange er noch trauerte, klagte und weinte und dabei sein Haus in eine Höhle des Lasters verwandelte, nahm sich des kleinen dreijährigen Knaben der treue Diener seines Hauses, Grigori, an. Würde dieser es nicht getan haben, so hätte der Kleine kaum ein Hemdchen zum Wechseln gehabt; denn auch die Angehörigen seiner Mutter vergaßen ihn in der ersten Zeit vollständig. Sein Großvater Miusoff, der Vater Adelaida Iwanownas, war bereits tot, und dessen Witwe, Mitjas Großmutter, war nach Moskau verzogen und dort erkrankt. Ihre jüngeren Töchter heirateten gerade. So blieb denn Mitja ein ganzes Jahr beim Diener Grigori und lebte in dessen Wohnung auf dem Hofe. Hätte sich der Vater auch seines Kindes erinnert — und er mußte von seinem Dasein etwas wissen — so würde er ihn doch wieder in die Leutewohnung auf dem Hofe geschickt haben, weil das Kind ihm bei seinem wüsten Leben im Wege gewesen wäre.

Da kehrte eines Tages der Vetter seiner verstorbenen Frau, Piotr Alexandrowitsch Miusoff, aus Paris zurück, wo er sich viele Jahre aufgehalten hatte. Er war damals noch ein ganz junger Mann, der sich aber unter den Miusoffs als aufgeklärter Großstädter und Ausländer hervortat. Er fühlte sich als Europäer und konnte zu den Freierdenkenden der vierziger und fünfziger Jahre zählen. Natürlich stand er mit allen Fortschrittlern in Rußland wie im Auslande in Verbindung. Nach den früheren Verhältnissen eingeschätzt, war er ein wohlhabender Mann; er hatte ungefähr tausend Seelen. Sein

prachtvolles Gut lag in unmittelbarer Nähe unseres Städtchens und grenzte an die Besitzungen des berühmten Klosters. Mit diesem begann Miusoff, nachdem er sein Erbe angetreten hatte, sofort einen Prozeß. Er drehte sich um irgendwelche Rechte auf den Fischfang am Flusse oder das Holzfällen in einem Walde. Als aufgeklärter Mensch hielt er es für seine Pflicht, mit der „Geistlichkeit“ einen Prozeß zu führen.

Er erinnerte sich natürlich Adelaida Iwanownas sehr gut; hatte er sich doch früher einmal für sie interessiert. Wie er ihr Schicksal erfuhr und von ihrem Sohne Mitja hörte, beschloß er, trotz seines heftigen Unwillens gegen Fedor Pawlowitsch, sich einzumischen. Bei der Gelegenheit lernte er Fedor Pawlowitsch kennen. Er erklärte sich bereit, Mitjas Erziehung zu übernehmen. Noch lange nachher erzählte er, gewissermaßen um Fedor Pawlowitsch zu charakterisieren, daß dieser, als das Gespräch auf Mitja kam, ein Gesicht gemacht habe, wie wenn er gar nicht verstehe, von welchem Kinde eigentlich die Rede sei, und sogar sehr erstaunt getan habe, daß bei ihm irgendwo im Hause ein kleiner Sohn von ihm lebe. Mag auch Piotr Alexandrowitsch in seiner Erzählung übertrieben haben, etwas Wahres muß schon daran gewesen sein. Allerdings verstellte sich Fedor Pawlowitsch gern und legte ein ganz eigenartiges Benehmen an den Tag, ohne daß auch nur die geringste Notwendigkeit dazu vorlag, mitunter wie in diesem Falle zu seinem Nachteil.

Miusoff ließ nicht locker und wurde schließlich zum Vormund des Knaben bestimmt, natürlich zusammen mit Fedor Pawlowitsch; denn es verblieben dem Kinde nach dem Tode der Mutter Gütchen und Haus. Mitja wurde in das Haus Piotr Alexandrowitsch gebracht. Dieser hatte aber keine Familie; und da er nach Regelung seiner Wirtschafts- und Geldangelegenheiten so schnell wie möglich und für lange wieder nach Paris eilte, wurde das Kind einer Tante übergeben, einer älteren Dame, die in Moskau wohnte. So kam es, daß auch Miusoff in Paris den Knaben vollständig vergaß, besonders als die Februarrevolution ausbrach, die ihm so imponierte, daß er sie sein Lebtag nicht vergessen konnte. Die Moskauer Dame aber starb bald nachher, und Mitja kam zu

einer von ihren verheirateten Töchtern. Soviel ich weiß, hat er dann nochmals, zum viertenmal, „das Nest“ gewechselt.

Dieser Dmitri Fedorowitsch war von den drei Söhnen Fedor Pawlowitschs der einzige, der mit dem Bewußtsein aufwuchs, daß er wenigstens über etwas Vermögen verfüge und, wenn er mündig geworden, unabhängig sein werde. In seinen Kinder- und Jugendjahren genoß er keine festgeregelte Erziehung. Das Gymnasium durchlief er nicht ganz; er kam dann auf Kriegsschule und diente im Kaukasus. Hier ließ er sich in einen Zweikampf ein und wurde deshalb degradiert. Doch diente er sich wieder in die Höhe, führte ein wildes Leben und gab für seine Verhältnisse viel Geld aus. Vor seiner Mündigkeit erhielt er von seinem Vater kein Geld; er lebte also von seinen Schulden. Den Vater lernte er übrigens erst nach seiner Mündigkeit kennen; damals betrat er zum erstenmal unsere Stadt, um sich mit Fedor Pawlowitsch über seine Vermögensverhältnisse auszusprechen.

Anscheinend stimmte er mit dem Vater nicht zusammen, denn er machte sich sogleich wieder davon, als er eine gewisse Geldsumme bekommen und über die weiteren Einnahmen des Gutes verhandelt hatte; doch konnte er weder Genaueres über die Einkünfte noch über den Wert des Gutes von seinem Vater erfahren. Fedor Pawlowitsch sah gleich, daß Mitja sich von seinem Vermögen eine falsche, übertriebene Vorstellung machte. Das war Fedor Pawlowitsch jedoch gar nicht so unlieb; denn er hatte dabei seine eigenen Pläne. Der junge Mann ist, sagte er sich, leichtfertig, stürmisch, leidenschaftlich und lebt wild dahin; schickt man ihm öfter etwas, läßt er sich beruhigen, wenn es freilich auch nur kurze Zeit anhält. So speiste denn Fedor Pawlowitsch seinen Sohn mit kleinen Almosen und zufälligen Sendungen ab. Als Mitja schließlich die Geduld ausging und er sich nach vier Jahren in unserem Städtchen zeigte, um nochmals mit seinem Vater die Angelegenheit zu besprechen, da mußte er zu seinem größten Erstaunen die Wahrnehmung machen, daß er überhaupt nichts mehr zu fordern hatte; ja, er war mit dem Gelde, das er bis dahin erhalten hatte, seines Vaters Schuldner geworden. Der junge Mann war natürlich äußerst betroffen über diese Ent-

deckung. Er witterte hinter allem einen Betrug, geriet außer sich und schien fast den Verstand zu verlieren. Dieser Umstand führte zur Katastrophe, deren Wiedergabe der Gegenstand meines ersten, einführenden Romans oder, besser gesagt, sein äußerer Anlaß ist.

3

Die zweite Frau und ihre Kinder

Nachdem Fedor Pawlowitsch sich des vierjährigen Mitja entledigt hatte, heiratete er kurz darauf zum zweitenmal. Diese Ehe dauerte acht Jahre. Soffa Iwanowna, seine zweite Frau, war ebenfalls noch sehr jung, als er sie heiratete. Er lernte sie in einem anderen Regierungskreise kennen, wohin er einmal in Geschäften mit einem Juden gefahren war. Wenn Fedor Pawlowitsch auch ausschweifend lebte und viel trank, so war er doch stets bedacht, für eine vorteilhafte Anlegung seines Kapitals zu sorgen und überall gute Geschäftchen zu machen, freilich nie ohne dabei zu betrügen.

Soffa Iwanowna war die Tochter eines kleinen Diakons. Als Ganzwaise war sie in dem Hause ihrer Wohltäterin, Erzieherin und Peinigerin, der angesehenen alten Witwe des Generals Worochoff, herangewachsen. Einzelheiten über ihren Lebensgang weiß ich nicht zu berichten. Doch habe ich gehört, daß man die bescheidene, schüchterne Kleine eines Tages in der Kleiderkammer aus der Schlinge gezogen hat. So schwer war es ihr gewesen, die Launen und ewigen Vorwürfe dieser anscheinend bösen Alten zu ertragen, die Nichtstun und Langeweile zu diesem unerträglichen Weibe gemacht hatten.

Fedor Pawlowitsch warb um sie. Man zog Erkundigungen ein über ihn und setzte ihn vor die Tür. Da schlug er, wie er es vor seiner ersten Verheiratung getan hatte, auch diesmal der Waise eine Entführung vor. Auf jeden Fall würde sie nichts in der Welt dazu gebracht haben, ihn zu heiraten,

wenn sie mehr über ihn erfahren hätte. Aber sie lebte in einem anderen Regierungsbezirke; und was hätte ein sechzehnjähriges Mädchen davon verstanden, ganz abgesehen davon, daß sie lieber ins Wasser gegangen als bei ihrer Wohltäterin noch länger geblieben wäre. So vertauschte denn die Ärmste ihre Wohltäterin mit einem Wohltäter. Fedor Pawlowitsch oder vielmehr seine Frau bekam diesmal keine Kopeke Mitgift, denn die Generalin geriet aus dem Häuschen über die Entführung und gab nichts; ja, sie verfluchte sie noch obendrein. Er rechnete indes auch gar nicht darauf, sondern berauschte sich an der eigenartigen Schönheit des Mädchens, vor allem an dem unschuldigen Ausdruck ihrer Augen, der ihn, den Lüstling, der sich bis dahin nur mit käuflicher Frauenschönheit zufrieden gegeben, eigenartig berührt hatte.

„Diese unschuldigen Augen fuhren mir wie ein Messer durchs Herz!“ erzählte er später mit seinem gemeinen Lachen. Aber auch das konnte für einen Menschen, wie es Fedor Pawlowitsch war, nur einen sinnlichen Reiz haben. Da sie also gar keine Mitgift bekam, machte er mit ihr weiter keine Umstände und nutzte es aus, daß sie, wie er sagte, es ihm schuldig war und er sie aus der Schlinge gezogen hatte; er beutete außerdem ihre riesige Herzensgüte und Unselbständigkeit aus und trat jegliches eheliche Anstandsgefühl einfach mit Füßen. So brachte er nach wie vor die schlimmsten Dirnen in sein Haus und führte ungestört die wildesten Szenen auf. Bemerken will ich bei dieser Gelegenheit, daß der Diener Grigori, ein finsterner, eigensinniger, rechthaberischer Mensch, der seine frühere Herrin, Adelaïda Iwanowna, geradezu gehaßt hatte, sich entschieden auf die Seite der neuen Herrin schlug, sie stets verteidigte, gegen Fedor Pawlowitsch in einer für einen Diener unerhörten Weise ihretwegen loszog und einmal, als es wieder recht wüßte im Hause herging, alle Weiber mit Gewalt aus dem Hause jagte.

Die unglückliche, von Kindheit an verschüchterte junge Frau bekam später ein Nervenleiden, wie man es sonst am häufigsten bei den Bauersfrauen antrifft. Infolge der schrecklichen Anfälle dieser Krankheit verlor die Ärmste sogar mitunter den Verstand. Doch gebar sie ihrem Manne zwei Söhne,

Iwan und Alexei, den älteren im ersten Jahre ihrer Ehe und drei Jahre danach den jüngeren. Bei ihrem Tode war der kleine Alexei noch nicht ganz vier Jahre alt. Aber so seltsam es auch klingen mag: Tatsache ist, daß er sich sein ganzes Leben hindurch seiner Mutter erinnern konnte, wenngleich diese Erinnerung leise verschwommen war wie ein halber Traum.

Als sie gestorben war, traf ihre beiden Söhne genau dasselbe Schicksal wie den ersten, Mitja: sie wurden von ihrem Vater vollständig vergessen und kamen zu demselben Grigori in dieselbe Stube. In dieser Stube fand sie denn auch die alte Generalin, die Wohlthäterin und Erzieherin ihrer Mutter. Sie lebte noch und konnte selbst nach acht Jahren die ihr zugefügte Beleidigung nicht vergessen. Von dem Leben ihrer Soffja war sie diese acht Jahre hindurch unter der Hand genau unterrichtet worden. Als sie hörte, wie krank sie war und welch scheußliches Treiben sie umgab, hatte sie sich einigemal ihren Bedienten gegenüber geäußert, es geschehe ihr ganz recht; das sei Gottes Strafe für ihre Undankbarkeit.

Genau drei Monate nach Soffja Iwanownas Tode erschien die Generalin plötzlich persönlich in der Stadt und fuhr geradewegs zu Fedor Pawlowitsch. Sie blieb nur kurze Zeit, etwa eine halbe Stunde, bei ihm, richtete aber sehr viel aus. Es war zur Abendzeit. Fedor Pawlowitsch, der sie in all diesen Jahren nicht gesehen hatte, empfing sie in betrunkenem Zustande. Ohne jegliche vorhergehende Erklärung soll sie ihm sofort zwei kräftige, lautschallende Ohrfeigen versetzt und ihn dann noch mehrmals tüchtig an den Haaren gezogen haben. Darauf — und das ist Tatsache — ging sie, ohne ein Wort zu verlieren, stracks in die Leutewohnung auf den Hof zu den beiden Knaben.

Auf den ersten Blick bemerkte sie, daß die Kinder ungewaschen waren und schmutzige Wäsche anhatten. Sie verabreichte also dem alten Grigori gleichfalls eine Ohrfeige und erklärte ihm dann kurz und bündig, daß sie die Knaben mit sich nehmen werde. So wie sie waren, wickelte sie beide in ein Umschlagetuch, setzte sie auf den Wagen und fuhr mit ihnen davon. Grigori nahm die Ohrfeige wie ein demütiger Sklave

hin, wurde nicht grob und sagte kein Wort. Als er die alte Dame an den Wagen begleitete, verneigte er sich vielmehr noch tief vor ihr und versicherte ernst und ehrerbietig, daß Gott es ihr lohnen werde, was sie an den Waisen tue. Dafür rief ihm die alte Generalin im Fortfahren zu: „Du bist und bleibst doch ein alter Esel.“

Fedor Pawlowitsch überlegte sich die Sache und fand, daß es sehr gut war, wie es geschehen, und machte der Generalin nicht die geringsten Schwierigkeiten. Ja, er erteilte ihr sogar die förmliche Erlaubnis, seine Kinder nach ihrem Willen zu erziehen. Von den erhaltenen Ohrfeigen erzählte er aber in der ganzen Stadt.

Die Generalin starb jedoch nicht lange danach und vermachte in ihrem Testamente jedem der beiden Kleinen tausend Rubel. „Für ihre Erziehung zu verwenden. Dieses Geld soll unbedingt für sie verausgabt werden, aber so, daß es bis zu ihrer Mündigkeit ausreicht; denn diese Summe muß für solche Kinder ausreichen. Sollte aber jemand sich veranlaßt sehen einzugreifen, so möge er seinen eigenen Beutel öffnen.“ In diesem sonderbaren Tone ging das Testament dann weiter.

Der Haupterbe der Alten erwies sich indes als ein sehr ehrenwerter Mensch; es war der Adelsmarschall eines Kreises in jenem Regierungsbezirke, Jessim Petrowitsch Polenoff. Er trat mit Fedor Pawlowitsch in briefliche Verhandlungen über die Erziehung der Kinder; dieser sagte nicht gerade ab, sondern zog, wie er es immer in ähnlichen Fällen machte, die Sache in die Länge und wurde dabei gefühlvoll. Deshalb nahm sich Jessim Petrowitsch selbst der Waisen an. Vor allem den jüngeren Bruder Alexei gewann er sehr lieb und ließ ihn lange Zeit in seiner eigenen Familie erziehen. Wenn die Jungen jemandem für ihre Erziehung und Bildung zu Dank verpflichtet waren, so waren sie es ausschließlich Polenoff, diesem ehrenwertesten Menschenfreunde, den man sich nur denken kann. Er bewahrte den Kleinen ihre tausend Rubel auf, die ihnen die Generalin hinterlassen hatte, so daß sie bis zur Mündigkeit der beiden mit den Prozenten auf zweitausend anwuchsen. Die Erziehungskosten bestritt er aus seiner eigenen

Tasche und verausgabte natürlich für jeden von ihnen weit mehr als tausend Rubel.

Der ältere von den Brüdern wuchs als düsterer, verschlossener Knabe heran. Er war durchaus nicht schüchtern, schien aber von Kindheit an zu empfinden, daß er in einer fremden Familie erzogen wurde und von fremder Barmherzigkeit lebte, und daß ihr Vater ein Mensch war, von dem man sich schämen mußte zu sprechen. Schon seit frühester Kindheit zeigte der Knabe eine außerordentliche Begabung. Mit dreizehn Jahren verließ er die Familie Jesim Petrowitschs, trat in ein Moskauer Gymnasium ein und kam bei der Gelegenheit zu einem tüchtigen, berühmten Pädagogen in Pension, zu einem Jugendfreunde Polenoffs. Iwan erzählte selbst später, daß es sozusagen aus Jesim Petrowitschs begeisterter Liebe zu guten Taten geschehen sei. Jesim Petrowitsch habe sich nämlich für den Gedanken begeistert, daß die glänzenden Fähigkeiten des Knaben auch von einem besonders erfahrenen Pädagogen ausgebildet werden müßten. Übrigens waren beide, Polenoff und der Pädagoge, tot, als Iwan das Gymnasium verließ und die Universität bezog.

Jesim Petrowitsch hatte das von der Generalin den Kindern hinterlassene Geld nicht vorteilhaft angelegt. Infolgedessen verzögerte sich bei den in unserem Lande unvermeidlichen Förmlichkeiten die Auszahlung des Geldes derart, daß der junge Mann in den beiden ersten Jahren auf der Universität gezwungen war, die Mittel für den Lebensunterhalt und das Studium sich selbst zu verdienen. Er versuchte nicht einmal, sich mit seinem Vater brieflich über eine Unterstützung zu verständigen. Vielleicht geschah es aus Stolz oder aus Verachtung, vielleicht auch aus der richtigen Einsicht; denn er konnte sich wohl leicht sagen, daß von seinem Vater eine Unterstützung nicht zu erwarten war. Aber mochte es sein wie es wollte: jedenfalls mußte der junge Mann sich sogleich zu helfen und sich das nötige Geld durch Arbeit zu verdienen. Anfangs erteilte er Unterricht, die Stunde für zwanzig Kopfen; dann sandte er Zeitungsberichte von zehn Zeilen ein über Straßenvorfälle mit der Unterschrift: Ein Augenzeuge. Diese Berichte waren so eigenartig und geistreich abgefaßt,

daß sie bald vorzüglich bezahlt wurden. So bewies er schon allein hierdurch, wie er geistig und praktisch jener großen Menge unserer notleidenden studierenden Jugend beiderlei Geschlechts überlegen war, die in den Großstädten gewöhnlich vom Morgen bis zum Abend die Türschwellen der Redaktionen abläuft und nichts besseres weiß, als immer ein und dieselbe Bitte um Übersetzung aus dem Französischen oder um Schreibarbeit zu wiederholen. Auch in späteren Jahren gab Iwan Fedorowitsch die mit den Redaktionen angeknüpften Verbindungen nie ganz auf und veröffentlichte in seinen letzten Universitätsjahren sehr gehaltvolle Kritiken über Bücher und Abhandlungen über einzelne besondere Fragen, die ihm sogar in den literarischen Kreisen einen Namen machten.

In weiteren Kreisen wurde er erst in der allerletzten Zeit bekannt und lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Kurz nachdem er die Universität verlassen hatte und sich eben anschickte, für seine zweitausend Rubel ins Ausland zu reisen, veröffentlichte er in den gelesensten Tageszeitungen einen ganz besonderen Artikel, der geradezu Aufsehen erregte. Der Artikel behandelte eine Frage, die ihm, wie man meinen sollte, ganz fern liegen mußte; er hatte nämlich Naturwissenschaften studiert. Es war die damals überall besprochene Frage der Kirchenjustiz. Nachdem er im Eingange seiner Abhandlung einige bereits ausgesprochene Meinungen einer nochmaligen genauen Beurteilung unterzogen hatte, ging er dazu über, seine eigene Anschauung von der Sache zu entwickeln. Besonders fiel der Ton auf, den er anschlug, und das Unerwartete der Schlüsse, zu denen er gelangte. Viele Geistliche hielten den Verfasser entschieden für den Ihren. Immer lebhafter wurde der Beifall, der ihm gezollt wurde nicht nur von der Regierungspartei, sondern auch von ihren Gegnern. Schließlich behaupteten einige ganz kluge Leute, die eine etwas feinere Nase hatten, der ganze Artikel sei nichts weiter als ein dreistes Possenspiel und eine arge Verhöhnung. Auch in das berühmte Kloster, das sich nahe unserer Stadt befindet, drang der Artikel und stieß die Mönche, die sich sehr für die aufgeworfene Kirchenfrage interessierten, einfach vor den Kopf. Wie groß war die Verwunderung, als der Name des Verfassers bekannt

wurde und man erfuhr, daß er ein Kind unserer Stadt und desselben Fedor Pawlowitsch sei. Aber da erschien er selbst in seiner Heimatstadt.

Es war sonderbar, daß dieser junge Mann, der so stolz, so gelehrt und allem Anschein nach zugleich so vorsichtig war, plötzlich in dieses berühmte Haus kam, zu diesem Vater, der sich bis dahin gar nicht um ihn gekümmert hatte, der ihn nicht einmal kannte, sich kaum seiner erinnerte und ihm natürlich auf keinen Fall und unter keinen Bedingungen Geld gegeben haben würde, selbst wenn der Sohn ihn darum gebeten hätte; der aber trotzdem in dauernder Angst lebte, daß seine beiden Söhne Iwan und Alexei auch einmal kommen und ihn dann um Geld bitten könnten. Da kommt unerwartet der junge Mann in das Haus eines solchen Vaters, lebt mit ihm einen Monat zusammen und dann noch einen, und beide haufen beieinander, wie man es sich gar nicht besser wünschen kann. Dieser Umstand setzte nicht nur mich in Erstaunen, sondern auch viele andere.

Piotr Alexandrowitsch Miusoff, der Vetter der ersten Frau Fedor Pawlowitschs, der endgültig in Paris seinen Wohnsitz genommen hatte, war kurz zuvor für einige Zeit in die Heimat zurückgekehrt und hielt sich auf seinem Gute auf. Gerade er wunderte sich mehr als die übrigen über das gute Einvernehmen zwischen Vater und Sohn, als er den jungen Mann, der ihn sehr interessierte, kennen lernte und ihm nicht ganz ohne Neid Kenntnisse zugestehen mußte, die über die feinen weit hinausgingen.

„Er ist sehr stolz,“ sagte er damals von Iwan Karamasoff, „wird sich immer sein Geld selbst verdienen und besitzt schon soviel, daß er ins Ausland reisen kann. Was will er denn noch hier? Es weiß doch jeder, daß er seinen Vater nicht aufgesucht hat, um sich von ihm Geld zu holen; würde es dem Vater doch auch niemals einfallen, ihm Geld zu geben. Aus dem Trinken und dem ausschweifenden Leben macht er sich gleichfalls nichts. Trotzdem kann der Alte kaum ohne ihn auskommen, so gut vertragen sich die beiden!“

Damit hatte es seine Richtigkeit. Der junge Mann übte anscheinend einen großen Einfluß auf den Vater aus. Dieser

schien auf das Wort des Sohnes zu hören, wenn er auch bisweilen unglaublich und geradezu heimtückisch eigensinnig sein konnte; ja, er fing sogar an, sich eines anständigen Lebenswandels zu befleißigen.

Erst später stellte es sich heraus, daß Iwan Fedorowitsch zum Teil auf die Bitte seines älteren Bruders Dimitri Fedorowitsch nach Hause gekommen war. Er hatte ihn vor kurzem zum erstenmal gesehen und kennen gelernt und mit ihm längere Zeit vor seinem Eintreffen in die Heimat in einer wichtigen Angelegenheit, die wiederum nur Dimitri Fedorowitsch anging, in brieflichem Verkehr gestanden.

Bemerkt muß noch werden, daß alles darauf hindeutete, daß Iwan Fedorowitsch zwischen dem Vater und Dimitri Fedorowitsch, der sich mit dem Gedanken trug, eine gerichtliche Klage gegen den Vater einzureichen, zu vermitteln und Frieden zu stiften sich bemühte.

Damals war die Familie zum erstenmal vollzählig zusammen, und so sahen sich denn auch einige ihrer Glieder zum erstenmal im Leben. Nur der jüngste Sohn, Alexei Fedorowitsch, lebte schon fast seit einem Jahre in unserem Kloster und dachte anscheinend daran, sich für sein ganzes Leben darin einzuschließen.

4

Der dritte Sohn Aljoscha

r zählte erst zwanzig Jahre — sein Bruder Iwan war vierundzwanzig und der älteste Bruder Dimitri achtundzwanzig Jahre alt. Er war durchaus kein Fanatiker, aber auch kein Grübler. Man traf vielmehr das Richtige, wenn man einfach in ihm einen jungen Menschenfreund sah. Ins Kloster aber ging er, weil das Klosterleben einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte und es ihm als der vollkommenste Weg erschien, auf welchem sich seine Seele aus dem Dunkel des Bösen dieser Welt zum Licht

der Liebe aufschwingen konnte. Einen solchen Eindruck machte dieses Leben auf ihn wohl nur, weil er im Kloster einen ungewöhnlichen Menschen antraf, unseren berühmten Ältesten Soffina, dem er sich sofort mit der ganzen großen Liebe seines Herzens anschloß. Übrigens war es eine unbestrittene Tatsache, daß er schon damals sehr eigenartig war; er war es eigentlich schon von seiner frühesten Kindheit an.

Als seine Mutter starb, hatte er kaum das vierte Jahr erreicht, und doch erinnerte er sich, wie bereits erwähnt, ihres Gesichtes, ihrer Liebkosungen, ganz als ob sie lebend vor ihm stehe. Solche Erinnerung kann der Mensch aus noch früheren Jahren haben, schon aus dem zweiten Lebensjahr. Doch treten sie im späteren Leben nur gleich hellen Punkten aus dem Dunkel hervor wie das hellgebliebene Eckchen eines riesigen Bildes, das bis zur Unkenntlichkeit nachgedunkelt und verlöscht ist bis auf diesen einen begrenzten Fleck. So war es auch mit seiner Erinnerung.

Er entsann sich eines stillen Sommerabends. Durch das Fenster fielen die schrägen Strahlen der untergehenden Sonne ins Zimmer und in die Ecke auf das Heiligenbild, vor dem das Lämpchen brannte — der schrägen Sonnenstrahlen erinnerte er sich am deutlichsten. Vor dem Heiligenbilde kniete seine Mutter, die krampfhaft weinte, schluchzte und vor Schmerzen aufschrie. Sie zog ihn an sich, umarmte ihn so fest, daß es ihm wehthat; und während sie die Mutter Gottes um Schutz für ihn anflehte, hob sie ihn zum sonnenumstrahlten Heiligenbilde empor, als ob sie ihn unter den Schutz der Mutter Gottes stellen wolle. Da kam mit einemmal die Kinderfrau ins Zimmer gestürzt und riß ihn ganz erschrocken aus den Händen der Mutter. Das war das Bild. Er erinnerte sich auch noch des Gesichtes der Mutter in jenem Augenblick und pflegte zu sagen: „Es muß wie wahnsinnig, wie verzückt gewesen sein und doch wunderbar schön, will ich nach dem urteilen, wie ich es noch jetzt vor mir sehe.“ Doch sprach er nicht gern davon.

Als Knabe und auch in seinen Jugendjahren ging er nur wenig aus sich heraus. Er mochte sich anderen nicht mitteilen und war nicht gesprächig. Doch hatte dies seinen Grund nicht

in einer Schüchternheit, sondern in gleichsam unbewußten, innerlichen Gefühlen, die nur ihn persönlich angingen und mit anderen Menschen nichts zu tun hatten, die aber für ihn eine solche Bedeutung hatten, daß er seine Umgebung ganz darüber zu vergessen schien.

Doch verschloß er sich nicht in Abneigung gegen die Menschen; er glaubte an sie sein ganzes Leben lang, ohne daß es jemandem einfiel, ihn deshalb für beschränkt oder kindlich einfältig zu halten. Es lebte etwas in ihm, das ihm verbot, die Menschen zu richten und zu verurteilen. Er entschuldigte vielmehr alles, wenn er auch oftmals schwer darunter litt. Schließlich vermochte nichts und niemand mehr ihn in Erstaunen zu versetzen. Als er mit zwanzig Jahren rein und unbefleckt zu seinem Vater in die Höhle des schmutzigen Lasters kam, entfernte er sich nur schweigend, wenn er es nicht mehr ansehen konnte. Doch geschah es ohne den geringsten Ausdruck der Verachtung und des Vorwurfes. Sein Vater, der als ehemaliger Freitischler gegen ein solches Benehmen ungemein feinsüßlich war, brachte ihm denn auch anfangs ein sehr großes Vorurteil entgegen — „er schweigt zuviel und denkt mir zuviel,“ sagte er — kam aber schon nach kurzer Zeit, nach kaum zwei Wochen immer häufiger zu ihm und umarmte und küßte ihn, allerdings mit Tränen der Trunkenheit in den Augen und in unbewußter Rührseligkeit. Doch man merkte es ihm auch an, daß er ihn wirklich immer mehr lieb gewann, wie er vielleicht noch niemanden liebgehabt hatte.

Jedermann hatte den jungen Mann gern; schon seit seiner Kindheit hatte man ihm überall, wo er erschien, sofort Zuneigung entgegengebracht. Im Hause seines Wohltäters und Erziehers Jessin Petrowitsch Polenoff hatten ihn alle so lieb, daß man ihn wie einen leiblichen Sohn des Hauses hielt. Dabei kam er in so jungen Jahren in dieses Haus, daß man unmöglich auf den Gedanken geraten konnte: er habe sich durch Schlaueit oder die Kunst zu gefallen oder sich einzuschmeicheln diese Liebe erworben. Ganz unbewußt trug er diese Gabe, in allen Liebe zu erwecken, in sich; sie war sozusagen ein Teil seines Wesens.

Daselbe war auch der Fall in der Schule. Gerade hier

hätte man eher annehmen können, daß er zu jenen Kindern gehörte, die den Spott der Kameraden herausforderten, nicht selten aber Mißtrauen und sogar Haß. Er war zum Beispiel immer nachdenklich und hielt sich gern von allen fern. Schon von Kindheit an zog er sich gern in einen Winkel zurück und las Bücher. Trotzdem brachten seine Kameraden ihm allgemein Liebe entgegen; und das geschah so offensichtlich, daß er tatsächlich während seiner ganzen Schulzeit als Liebling aller gelten konnte.

Selten war er ausgelassen, selten auch nur lustig. Aber jeder, der ihn ansah, wußte sofort, daß er nicht unfreundlich oder mürrisch war, sondern heiter und gutmütig. Nie suchte er sich unter seinen Altersgenossen hervorzutun. Vielleicht kam es daher, weil er niemanden und nichts fürchtete; und doch begriffen seine Kameraden sofort, daß seine Unerbrotchenheit keine Prahlerei war und er selbst nicht einmal wußte, daß er kühn und furchtlos war. Beleidigungen trug er nie nach. Es kam vor, daß er nach einer Stunde dem Beleidiger antwortete oder so ungezwungen und zutraulich mit ihm ein Gespräch begann, als sei niemals etwas zwischen ihnen vorgefallen. Nie erweckte sein Benehmen den Anschein, als wolle er absichtlich vergessen oder dem Beleidiger verzeihen, sondern es geschah immer ganz harmlos von ihm, als habe er es gar nicht für eine Beleidigung gehalten. Aber das gewann ihm die Herzen der Kinder und unterwarf sie ihm.

Nur eine Eigenschaft besaß er, die in allen Klassen des Gymnasiums von der letzten bis zur ersten in den Kameraden immerwährend den Wunsch aufsteigen ließ, ihn zu necken, nicht aus Bosheit, sondern weil es ihnen Spaß machte. Das waren sein Schamgefühl und seine Keuschheit. Er konnte gewisse Worte und gewisse Gespräche über Frauen nicht ertragen. Diese Art Worte und Gespräche ist in den Schulen nicht auszurotten. Als man bemerkte, daß Aljoscha Karamasoff, wenn man davon sprach, seine Finger in die Ohren steckte, scharten sich die übrigen um ihn, rissen ihm gewaltsam die Hände fort und schrien ihm dann Gemeinheiten in beide Ohren; er machte sich jedoch los, wälzte sich auf dem Fußboden, versuchte sich zu verstecken und etwas über den Kopf zu decken, ertrug aber,

ohne ein Wort zu erwidern, ohne zu schreien, die Peinigung. Zu guter Letzt ließen sie ihn denn auch in Ruhe, nannten ihn nicht mehr neckend das Mädchen, sahen aber in diesem Punkte mit Achselzucken auf ihn herab. In der Schule zählte er zu den besseren Schülern, wenn er auch niemals der erste war.

Als Polenoff starb, blieb Aljoscha noch zwei Jahre auf dem Gymnasium. Die untröstliche Witwe Jessim Petrowitschs begab sich sofort nach seinem Tode und zwar auf lange Zeit mit ihrer ganzen Familie, die nur aus Wesen weiblichen Geschlechtes bestand, nach Italien. Aljoscha kam zu zwei Damen, die er früher nie gesehen hatte, entfernten Verwandten Jessim Petrowitschs. Was mit ihnen über seinen Aufenthalt daselbst abgemacht war, wußte er nicht.

Es war bezeichnend für ihn, daß er sich niemals darum bekümmerte, auf wessen Kosten er eigentlich lebte. In diesem sorglosen Dahinleben bildete er den schroffsten Gegensatz zu seinem älteren Bruder Iwan Fedorowitsch, der während der beiden ersten Jahre auf der Universität Not gelitten und sich durch seine eigene Arbeit ernährt, der es von Kindheit an immer bitter empfunden hatte, daß er auf fremde Kosten, auf Kosten seines Wohltäters sein Leben fristen mußte. Strenge aburteilen konnte man indes nicht über diese seltsame Charaktereigenschaft Aljoschas. Denn jeder, der ihn auch nur etwas näher kennen lernte, kam bald zu der Überzeugung, daß Aljoscha zu der Klasse gewissermaßen einfältiger Jünglinge gehörte, die, wenn man ihnen ein großes Kapital in die Hände gibt, es bei der ersten besten Gelegenheit fortgeben, sei es zu einem guten Zwecke, oder einfach einem schlauen Menschen, wenn er sie darum angeht. Er kannte überhaupt nicht den Wert des Geldes. Aber gab man ihm Taschengeld, um das er niemals aus eigenen Stücken hat, so trug er es wochenlang mit sich herum, weil er nicht wußte, was er damit anfangen sollte, oder er gab es ohne jede Berechnung unmittelbar nach Empfang aus.

Piotr Alexandrowitsch Miusoff, der in Geldsachen und im Punkte der Ehre sehr empfindlich war, sprach seine Meinung über Alexei einmal dahin aus: „Er ist vielleicht der einzige Mensch auf der Welt, der, wenn man ihn plötzlich allein und

ohne Geld auf einem Platze einer ihm völlig fremden Weltstadt stehen läßt, weder verloren noch vor Hunger oder Kälte zu Grunde geht. Man wird ihm ohne weiteres zu essen geben, ihm alles zutragen, ohne daß er sich die geringste Mühe zu machen braucht oder sich Demütigungen unterziehen muß und ohne daß er seinem Wohltäter irgendwie zur Last fällt. Man rechnet sich im Gegenteil noch zur Ehre an, ihm zu helfen.“

Das Gymnasium machte er nicht bis zu Ende durch. Er hatte noch ein ganzes Schuljahr vor sich, da erklärte er eines Tages den beiden Damen, daß er wegen einer Sache, die sich in seinem Kopfe festgesetzt habe, zu seinem Vater fahren müsse. Die beiden waren sehr betrübt und erschrocken und wollten anfangs von seinem Unternehmen nichts wissen. Aber er ließ nicht nach. Die Fahrt kostete nicht viel, und er beabsichtigte, seine Uhr zu verkaufen, um das nötige Geld zu erhalten. Doch das ließen die Damen nicht zu; die Uhr war ein Geschenk, das er von der Familie seines Wohltäters zur Erinnerung erhalten hatte, als diese ins Ausland gereist war. Sie statteten ihn also nicht nur mit reichen Mitteln, sondern auch mit neuer Kleidung und guter Wäsche aus. Er gab ihnen jedoch die Hälfte des Geldes zurück und erklärte ihnen, daß er nur die dritte Klasse zur Fahrt benutzen werde.

Als er in seinem Heimatstädtchen ankam, antwortete er auf die ersten Fragen seines Vaters: „Warum hast du dich hierher begeben, ohne das Gymnasium ganz durchzumachen?“ überhaupt nichts, sondern war in sich gefehrt und nachdenklich. Bald darauf brachte man heraus, daß er das Grab seiner Mutter suchte. Später sagte er sogar selbst, daß er nur aus diesem Grund heimgekehrt sei. Doch ist es wohl kaum anzunehmen, daß dies der einzige Grund gewesen ist; viel wahrscheinlicher ist, daß er sich selbst keine Erklärung für das geben konnte, was er eigentlich wollte. Jergendein Gedanke hatte sich in seinem Kopfe festgesetzt, der ihn auf einen unbekanntem Weg trieb, den er eben einschlagen mußte. Fedor Pawlowitsch konnte ihm übrigens die Stelle nicht zeigen, wo seine zweite Frau begraben lag. Nach ihrer Beerdigung war er nie wieder an ihrem Grabe gewesen und hatte daher im Laufe der Jahre vollständig vergessen, wo sie begraben war.

Er hatte sich längere Zeit nicht in dem Städtchen aufgehalten. Im dritten oder vierten Jahre, nachdem seine Frau gestorben war, hatte er eine Reise in den Süden Rußlands angetreten und war schließlich auch nach Odessa gekommen, wo er einige Jahre verblieb. Nach seinen eigenen Worten hatte er sich während dieser Zeit mit vielen Juden und Jüdchen der verschiedensten Schattierung angefreundet und war zuguterletzt zum richtigen Hebräer geworden. Man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß er in dieser Periode seines Lebens die besondere Kunst entwickelt hat, aus allem Möglichen Geld herauszuschlagen und auf diese Weise sein Kapital um ein beträchtliches zu vergrößern. Erst drei Jahre vor Ajoschas Ankunft kehrte er für immer in sein Städtchen zurück.

Seine Bekannten aus früheren Tagen fanden ihn durchgehends sehr gealtert, obgleich er noch nicht zu den alten Herren zählte. Auch gab er nicht die Spur mehr auf sein Äußeres, sondern ließ sich im Gegenteil eher noch mehr gehen als sonst. Vor allem trat jetzt in dem Narren, der seine besten Jahre hinter sich hatte, das Bedürfnis hervor, auch andere zu Narren zu machen. Den Verkehr mit Frauen hielt er nicht nur aufrecht, weil er es bis dahin getan hatte, sondern wurde noch gemeiner, noch abstoßender in seinem Treiben. Es währte gar nicht lange, so legte er den Grund zu vielen neuen Schenken in unserem Regierungskreise. Das konnte er nur, wenn er ein Kapital von mindestens hunderttausend Rubeln besaß. Die Folgen stellten sich bald ein. Viele von den Bewohnern des Städtchens, aber auch viele Leute vom Lande wurden seine Schuldner, natürlich nur gegen sicherste Bürgschaft.

Außerlich veränderte er sich ganz bedeutend in der letzten Zeit. Er bekam etwas Aufgedunsenes, was er früher nicht gehabt hatte, schien sich auch über seine einzelnen Handlungen nicht die nötige Rechenschaft geben zu können, legte einen ihm sonst durchaus fremden Leichtsinn an den Tag, fing mit dem einen an und endete mit etwas ganz anderem, wurde von einer auffallenden Unruhe heimgesucht und betrank sich immer öfter. Wenn nicht mitunter sein treuer Diener Grigori, der in der Zwischenzeit gleichfalls recht gealtert war, über ihn wie über

ein Kind gewacht und ihm seinen Schutz hätte angedeihen lassen, so würde er sich vielleicht durch seine Lebensweise ernste Unannehmlichkeiten zugezogen haben. Die Ankunft Aljoschas machte aber in moralischer Hinsicht einen gewissen Eindruck auf ihn. Es schien, als wache in diesem verkommenen Manne wieder etwas auf von dem, was in seiner Seele so lange geschlummert hatte.

„Weißt du auch, Alexei,“ sagte er oft, wenn er seinen Sohn betrachtete, „daß du ihr sehr ähnlich bist, ich meine: der Kranken?“ So nannte er stets seine verstorbene Frau, die Mutter Iwans und Alexeis.

Das Grab der Kranken zeigte dem Jungen schließlich der Diener Grigori. Er führte ihn auf den Friedhof und wies ihm in einer entlegenen Ecke eine kleine, nicht gerade teure, aber immerhin sauber gearbeitete gußeiserne Platte, auf der sogar eine Inschrift stand: Der Name, das Geburts- und Todesjahr der Verstorbenen. Darunter war außerdem ein vielstrophiger Spruch eingraviert, wie man ihn gewöhnlich auf den Gräbern des Mittelstandes findet. Zu Aljoschas nicht geringer Verwunderung stellte es sich heraus, daß Grigori diese Platte hatte anfertigen lassen. Auf seine Kosten war sie über dem Grabe der armen Kranken angebracht worden, nachdem Fedor Pawlowitsch, den er mehrmals zu seinem großen Arger an dieses Grab erinnert hatte, schließlich nach Odessa sich davongemacht hatte und in der Folgezeit nicht nur von Gräbern, sondern von der ganzen Vergangenheit nichts hatte wissen wollen.

Aljoscha äußerte am kleinen Grabe seiner Mutter keinerlei besondere Rührung. Er hörte der wichtig und ernst vortragenen Erzählung Grigoris von der Anbringung der Grabplatte zu, stand währenddessen mit gesenktem Kopfe da und sprach die ganze Zeit über kein Wort. Seit jenem Tage war er im ganzen Jahre kein einziges Mal wieder auf den Friedhof gekommen. Aber auf Fedor Pawlowitsch machte dieses kleine Geschehnis einen ziemlichen Eindruck, der sich in einer sehr eigenartigen Weise kundtat. Er nahm plötzlich tausend Rubel und trug das Geld ins Kloster, um Seelenmessen für seine Frau lesen zu lassen, doch nicht für die zweite,

die Mutter Aljoschas, die Kranke, sondern für die erste, Adelaida Iwanowna, die ihn verprügelt hatte. Am Abend dieses Tages betrank er sich und schimpfte in Aljoschas Gegenwart gewaltig über die Mönche. Er war selbst nichts weniger als ein religiös angelegter Mensch; nicht ein einziges Mal hatte er ein Fünfkopekenlicht vor ein Heiligenbild gestellt. Aber gerade bei solchen Menschen können Gefühle und Gedanken in unerwartet eigenartiger Weise zum Ausdruck kommen.

Wie gesagt, war sein Gesicht aufgedunsen. Seine Züge wiesen damals scharf und deutlich auf den wesentlichen Inhalt seines hinter ihm liegenden Lebens hin. Außer den langen fleischigen Säcken unter seinen kleinen, ewig unverschämten, mißtrauisch und spöttisch dreinblickenden Augen, außer einer Menge kleiner, tiefer Runzeln in seinem nicht großen, aber fetten Gesichte hing sich an sein spitzes Kinn noch ein umfangreiches fleischiges, sackartig längliches Doppelkinn, das ihm ein ganz besonderes widerlich lüsterne Aussehen verlieh. Dazu kam ein großer, sinnlicher Mund mit fleischigen Lippen, hinter denen man die kleinen Stummel schwarz gewordener, fast abgefallener Zähne wahrte. Wenn er zu sprechen anfing, spritzte jedesmal etwas Speichel von seinen Lippen. Übrigens liebte er es selbst, über sein Gesicht zu scherzen, obgleich er anscheinend ganz zufrieden mit ihm war. Besonders wies er auf seine Nase hin, die nicht sehr groß, aber sehr schmal und stark gebogen war. „Echt römisch,“ pflegte er zu sagen, „zusammen mit dem Doppelkinn die Gesichtsbildung eines echten römischen Patriziers aus der Zeit des Verfalls.“ Darauf war er offenbar ziemlich stolz.

Eines Tages — es war nicht lange, nachdem er das Grab seiner Mutter besucht hatte, erklärte Aljoscha plötzlich seinem Vater, er wolle ins Kloster eintreten; die Mönche seien bereit, ihn als Novizen aufzunehmen. Es sei sein heißer Wunsch, und er erbitte jetzt von ihm, seinem Vater, die feierliche Erlaubnis dazu. Der Alte wußte schon, daß der Starez Soffima, der in der Einsiedelei des Klosters lebte, auf seinen sanften, stillen Jungen einen tiefen Eindruck gemacht hatte.

„Dieser Starez ist noch der ehrlichste von der ganzen Ge-

fellshaft," meinte er, nachdem er Mjoschas Bitte, über die er sich weiter gar nicht wunderte, angehört hatte. „Hm! sieh mal einer an, wohin du willst! Also dorthin willst du, mein guter Junge!“

Er war halbtrunken, und auf einmal verzog sich sein Gesicht zu einem langen, stumpfen Grinsen, das aber doch nicht einer gewissen Schlaueit und Hinterlist entbehrte.

„Hm, weißt du! Ich ahnte, daß du mit so etwas enden würdest; kannst du dir das denken? Gerade darauf hattest du es doch abgesehen. Meinetwegen! Du hast doch deine Zweitausend; das wäre deine Aussteuer. Ich aber werde dich, mein Liebling, nie verlassen. Auch jetzt werde ich dir alles geben, was du zum Eintritt nötig hast, wenn sie es verlangen. Verlangen sie es nicht, warum es ihnen dann aufdrängen, nicht wahr? Geld gibst du ja nur wie ein Kanarienvogel aus, kaum zwei Körnchen in einer Woche. Hm, weißt du! bei einem bekannten Kloster gibt es so eine kleine Vorstadt; jedermann weiß, daß in ihr nur die Klosterweiber leben; so werden sie dort allgemein genannt, etwa dreißig an der Zahl, glaube ich. Ich war einmal dort; es war gar nicht uninteressant, natürlich in seiner Art, so als Abwechslung einmal. Scheußlich war nur das aufdringlich Russische; nicht eine einzige Französin war unter den Weibern, und sie könnten doch dabei sein. Nun, sie werden es schon bald genug riechen und angezogen kommen. Aber hier — alle Achtung! — hier gibt es keine Klosterweiber, nur Mönche, etwa zweihundert Stück. Alle ehrsam, nichts zu sagen. Fasten bloß. Ich muß gehen . . . Hm! also du willst zu den Mönchen gehen. Du tust mir im Grunde doch leid, Mjoscha, wirklich, glaube mir. Ich habe dich liebgewonnen. Übrigens wäre es eine günstige Gelegenheit. Du kannst dort für uns Sünder beten; haben wir doch hier schon gar zuviel gesündigt. Ich habe immer daran gedacht: wer wird einmal für mich beten? Gibt es in der Welt auch nur einen einzigen Menschen, der für mich beten wird? Mein lieber Junge, ich bin in dieser Hinsicht ganz furchtbar dumm; du glaubst nicht, wie dumm! Ganz furchtbar. Aber wie dumm ich auch bin, an das eine denke ich ununterbrochen, versteht sich, so bisweilen, doch denke ich

immerhin daran. Es kann nicht sein, sage ich mir, daß die Teufel vergessen sollten, mich mit Ofengabeln oder spitzen Haken zu sich hinabzuziehen, wenn ich gestorben bin. Haken? denke ich. Woher nehmen sie die? Aber gut — Haken. Was für welche? Etwa eiserne? wo werden sie denn dort geschmiedet? Oder haben sie vielleicht eine vollständig eingerichtete Fabrik? Im Kloster glauben doch die Mönche sicherlich, daß es in der Hölle zum Beispiel eine Zimmerdecke gibt. Ich will ja gerne an die Hölle glauben, nur muß sie ohne Decke sein. Im Grunde aber, man sollte meinen — bleibt es sich nicht ganz gleich: mit einer Decke oder ohne Decke? Das ist ja die verfluchte Frage. Denn sage selbst: wenn es keine Decke gibt, gibt es folgerichtig auch keine Haken. Gibt es aber keine Haken, dann ist es auch mit der ganzen Hölle nichts und alles ist nur eine Fabel. Wer wird mich dann noch mit Ofengabeln hinunterziehen? Und wenn man nicht einmal mich hinunterzieht, wer soll denn überhaupt noch hinuntergezogen werden? Wo ist dann die Gerechtigkeit in der Welt? Man müßte diese Ofengabeln für mich allein, ganz allein erfinden; denn wenn du wüßtest, Aljoscha, was für ein Schandkerl ich bin!“

„Aber es gibt dort keine Ofengabeln,“ sagte still und ruhig Aljoscha, der den Vater ernst ansah.

„Stimmt, nur Schatten von Ofengabeln. Aber woher weißt du denn, mein Liebling, daß es dort keine Ofengabeln gibt? Wenn du erst einmal eine Zeitlang bei den Mönchen gewesen bist, wirst du schon ein anderes Liedchen singen. Doch gehe nur immer hin, wenn du durchaus willst; mühe dich, bis zur Wahrheit vorzudringen, und komme dann wieder und erzähle uns. Es muß doch leichter sein, ins Jenseits hinüber zu gehen, wenn man genau weiß, wie es dort eigentlich zugeht. Bei den Mönchen ist das Leben auch anständiger für dich als hier bei mir, dem alten Trinker und den Mädeln, wenn auch an dich wie an einen Engel nichts Unreines herankommt. Gewiß wird auch dort nichts an dich herankommen, was dir schaden könnte; darum erlaube ich dir alles, weil ich diese bestimmte Erwartung hege. Deinen Verstand hat der Teufel nicht aufgefressen. Wirst aufflammen und erlöschen, gesunden

und zurückkehren. Ich aber will auf dich warten. Fühle ich doch, daß du der einzige Mensch auf der ganzen Welt bist, der mich nicht verurteilt hat, mein lieber Junge; das fühle ich. Wie sollte ich es nicht fühlen!“

Damit brach er in Tränen aus. Er war ein rührseliger Mensch, gemein und rührselig zugleich.

5

Die Starzen

Mielleicht denken manche unter meinen Lesern: Aljoscha Karamasoff sei ein kränklicher, erregbarer, dürftig entwickelter Jüngling gewesen, ein blasser Träumer, ein blutarmer Mensch ohne Kraft und Saft. Und doch ist das Gegenteil der Fall. Aljoscha war ein stattlicher, zwanzigjähriger junger Mann mit hellem, offenem Blick und strotzender Gesundheit. Er war sogar sehr hübsch, prächtig gewachsen, von mittelhohem Wuchs, dunkelblond, mit einem etwas länglichen, regelmäßigen Gesicht in dem die glänzenden, dunkelgrauen Augen weit auseinander standen, war sehr nachdenklich und — wenigstens schien es so — sehr ruhig.

Man wird dem entgegenhalten, daß rote Backen weder Schwärmerei noch Gefühlsüberschwang ausschließen. Aber Aljoscha stand mehr als sonst jemand auf dem festen Boden der Wirklichkeit. Natürlich glaubte auch er wie die anderen im Kloster an Wunder; aber Wunder machen einen Wirklichkeitsmenschen niemals irre. Nicht die Wunder führen einen solchen Menschen zum Glauben. Wenn der aufrichtige Wirklichkeitsmensch ungläubig ist, wird er immer die Kraft und Fähigkeit in sich finden, dem Wunder nicht zu glauben; wenn aber das Wunder vor seinen eigenen Augen zur Tatsache wird, die keinen Widerspruch mehr duldet, wird er eher seinen Sinnen nicht trauen, als daß er die Tatsache zugibt. Gibt er

sie einmal zu, so wird er sie nur als ganz natürlichen Vorgang zugeben, der ihm bis dahin unbekannt geblieben war. Im Wirklichkeitsmenschen wird der Glaube nicht durch das Wunder hervorgerufen, sondern das Wunder durch den Glauben. Wenn der Wirklichkeitsmensch einmal zum Glauben gekommen ist, muß er gerade wegen seines Hängens am Wirklichen unbedingt auch das Wunder zugeben.

Vielleicht wird man sagen, Aljoscha sei stumpf gewesen, habe sich noch nicht zur vollen geistigen Reife entwickelt, das Gymnasium vor der Zeit verlassen. Das letztere ist allerdings wahr; doch wäre es sehr ungerecht gegen ihn gehandelt, wollte man daraus schließen, er sei dumm gewesen. Es soll wiederholt werden, was schon einmal gesagt wurde: Er schlug diesen Weg nur ein, weil er allein auf ihn damals einen tiefen Eindruck machte und ihm mit einemmal das ganze Ideal der Erlösung seiner mit aller Kraft aus der Finsternis zum Lichte strebenden Seele zeigte. Überdies bedenke man, daß er seinem Alter nach teilweise schon unserer neuen Zeit angehörte, also schon von Natur aufrichtig war, nach Wahrheit verlangte, sie suchte, an sie glaubte und mit ganzer Seele dieser Wahrheit unmittelbar teilhaftig zu werden sich bemühte, sich nach einer Heldentat sehnte und zwar mit dem bedingungslosen Wunsche, für diese Tat unter Umständen alles, selbst das Leben zu opfern. Nur sehen diese Jünglinge leider nicht ein, daß das Opfer des Lebens in den meisten Fällen vielleicht das leichteste von allen Opfern ist und daß zum Beispiel von dem in Jugendkraft schäumenden Leben fünf oder sechs Jahre schwerem, mühevолlem Studium der Wissenschaft zu opfern, und sei es nur, um in sich die Kraft zur Förderung dieser selben Wahrheit und zur Ausführung derselben Heldentat, für die man schwärmt und die zu erfüllen man sich vorgenommen hat, zu verzehnfachen — sie sehen nicht ein, daß ein solches Opfer die Kräfte vieler von ihnen weit übersteigt.

Aljoscha erwählte nur den Weg, der allen anderen entgegengesetzt war; doch tat er es mit dem nämlichen heißen Verlangen nach einer schnellen Heldentat. Kaum hatte er sich in ernstem Nachdenken zu der Überzeugung hindurchgerungen, daß es einen Gott und eine Unsterblichkeit gebe, so sagte er

sich selbstverständlich sofort: „Ich will für die Unsterblichkeit leben; auf einen Vergleich lasse ich mich jedoch nicht ein.“ Ebenso würde er, wenn er der Überzeugung gewesen wäre, daß es einen Gott und eine Unsterblichkeit nicht gebe, sofort ins Lager der Gottesleugner und Sozialisten übergegangen sein. Denn der Sozialismus ist nicht bloß eine Arbeiterfrage oder eine Frage der gegenwärtigen Verkörperung der Gottesleugnung, die Frage des Turmes zu Babel, der ohne Gott aufgeführt wird, nicht um den Himmel von der Erde aus zu erreichen, sondern um den Himmel auf der Erde herniederzubringen.

Es schien Aljoscha unmöglich, so weiterzuleben wie bisher. Es steht geschrieben: „Verteile dein Gut und folge mir nach, wenn du vollkommen sein willst.“ So sagte sich denn Aljoscha: „Ich kann doch nicht anstelle meines ganzen Gutes nur zwei Rubel geben und anstatt der Nachfolge nur in die Kirche gehen.“ Von den Eindrücken seiner Kindheit haften in seiner Erinnerung vielleicht noch einige aus dem Kloster, wohin ihn die Mutter des öfteren mitgenommen hatte. Vielleicht waren auch die schrägen Strahlen der Abendsonne, die auf das Heiligenbild in der Ecke des Zimmers fielen, als ihn seine kranke Mutter emporgehoben hatte, fürs ganze Leben in seine Seele gefallen. Nachdenklich und schweigsam war er damals, als er herkam. Vielleicht kam er nur, um zu sehen, ob er hier alles finde oder auch nur zwei Rubel. Da traf er im Kloster diesen Starek.

Dieser Starek war, wie bereits früher gesagt ist, der Starek Soffima. Doch hier sehe ich mich gezwungen, in meiner Erzählung einzuhalten und in kurzen Zügen zu erläutern, wer und was diese Starzen in unseren Klöstern eigentlich sind. Viele Gelehrte behaupten, das Starzentum habe erst seit sehr kurzer Zeit Eingang in die russischen Klöster gefunden — es seien kaum hundert Jahre her — während es im übrigen rechtgläubigen Osten, besonders auf dem Sinai und dem Athos schon seit mehr denn tausend Jahren sich finde. Zwar gibt es Stimmen, die erklären: das Starzentum habe auch bei uns seit den frühesten Zeiten bestanden, sei aber in Folge der vielen Heimsuchungen, die über Rußland

hereingebrochen, infolge der Unterjochung unter die Herrschaft der Tataren, der inneren Unruhen, der Unterbrechung unserer früheren Verbindungen mit dem Westen und schließlich der Eroberung Konstantinopels durch die Türken vergessen worden. Aufgekommen aber sei es erst jetzt wieder seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts durch einen der größten Eiferer Porissi Welitschowski und seiner Schüler. Indes ist es heute noch, also nach fast hundert Jahren, nur in einer sehr geringen Zahl von Klöstern eingeführt und nicht selten sogar als eine in Rußland unerhörte Neuerung nahezu Verfolgungen ausgesetzt gewesen. Zu besonderer Blüte kam es in Rußland in der berühmten Einsiedelei der Koselskischen Optina.

Wann und durch wen es in unserem ganz nahe bei der Stadt gelegenen Kloster eingeführt worden ist, weiß ich nicht. Doch sind dort bereits drei Starez gewesen, von denen der Starez Sossima der dritte und der letzte Nachfolger war. Auch er siechte in Alter und Krankheit dahin. Durch wen man ihn ersetzen sollte, darüber herrschte noch volle Unklarheit. Für unser Kloster war es aber eine Frage von größter Wichtigkeit. Denn bis dahin hatte es sich eigentlich noch durch nichts ausgezeichnet. Es hatte keine Gebeine irgendeines Heiligen aufzuweisen, keine wunderbar erschienenen, nicht von Menschenhand gemalten, wundertätigen Heiligenbilder, nicht einmal alte Sagen, die es mit der Geschichte unseres Vaterlandes in Verbindung gebracht oder von ihm Großes, um das Vaterland Verdienstvolles zu berichten gewußt hätten. Aufgeblüht aber und in ganz Rußland bekannt geworden war es gerade durch seine Starez, die zu sehen und zu hören Pilger scharenweise aus der Ferne herkamen und oft hunderte von Meilen zu Fuß zurücklegten.

Was ist solch ein Starez? Der Starez ist ein Mensch, der eines andern Menschen Seele und Willen in seine Seele und seinen Willen aufnimmt. Wenn man einen Starez gewählt hat, sagt man sich von seinem eigenen Willen los und gibt ihn dem Starez zu vollem Gehorsam mit vollständiger Selbstverleugnung. Diese Prüfung, diese vollkommene Lebensüberwindung nimmt auf sich, wer sich dem Starez freiwillig ergibt. Er tut es in der Hoffnung, nach langer Prüfung

sich selbst überwinden zu können, sein eigenes Ich, jede Willensregung dermaßen zu unterjochen, daß er endlich durch lebenslangen Gehorsam die volle Freiheit erlange. Er will frei sein vor sich selbst, um dem Schicksal derer zu entgehen, die ein ganzes Leben verleben und doch beständig Knechte ihres eigenen Willens sind. Dieses Starzentum ist nicht aus der Überlegung heraus entstanden, sondern hat sich im Osten aus dem tätigen Leben entwickelt und ist heute bereits tausendjährig.

Die Verpflichtungen dem Starez gegenüber sind nicht etwa der gewählte Gehorsam oder Dienst, wie er in den russischen Klöstern von jeher üblich ist. Hier handelt es sich vielmehr um die ewige Beichte aller sich dem Starez Ergebenden und die unlösbare Verbindung zwischen dem Gebundenen und dem Bindenden. Man erzählt sich als Beispiel eine Begebenheit aus unserer Zeit. Einer unserer zeitgenössischen Mönche hatte sich in das Kloster des Athos zurückgezogen. Da befiehlt ihm plötzlich sein Starez, den Athos zu verlassen — den Athos, den er bis in die tiefsten Tiefen liebevoll in sein Herz geschlossen hatte! Er sollte zuerst nach Jerusalem und dann zurück in den Norden nach Sibirien gehen. „Dort ist dein Platz, nicht hier.“ Der erschrockene und von Leid niedergedrückte Mönch ging nach Konstantinopel zum ökumenischen Patriarchen und flehte ihn an: er möge ihn des Gehorsams gegen seinen Starez entbinden. Da aber antwortete ihm der Gebieter der gesamten Kirche, daß nicht nur er, der ökumenische Patriarch, ihn nicht befriedigen könne, sondern daß es auf dem ganzen Erdenrund keine Macht gebe, die ihn von dem, was sein Starez ihm auferlegt habe, zu entbinden vermöge; das stehe nur dem Starez selbst zu.

So haben denn die Starzen in gewissen Fällen eine unbegrenzte, unvergleichliche Macht. Das ist auch der Grund, weshalb in vielen Klöstern das Starzentum auf große Feindschaft stieß. Indes standen die Starzen beim Volke in hoher Achtung und Ehre. Zu den Starzen unseres Klosters kamen die einfachsten wie die vornehmsten Leute, beichteten ihnen kniend ihre Zweifel, Sünden und Leiden und baten sie um Rat und Leitung. Dagegen erhoben die Gegner der Starzen

unter anderem auch folgende Beschuldigung, daß diese das Wesen der Beichte eigenmächtig und leichtsinnig entweichten, obgleich das ununterbrochene Beichten des sich ihm ergebenden Klosterbruders oder Weltlichen keineswegs als zum Wesen der Beichte gehörig aufgefaßt wurde. Trotz allem Widerstand wußte sich das Stargentum doch durchzusetzen und verbreitete sich allmählich mehr und mehr in den Klöstern. Man muß freilich zugeben, daß dieses erprobte, tausendjährige Mittel zur sittlichen Auferstehung des Menschen von der Sklaverei zur Freiheit und zur Vervollkommnung in seinem ganzen Handeln sich in ein zweischneidiges Schwert verwandeln kann, so daß es manchen statt zur Demut und endgültigen Selbstüberwindung zu satanischem Stolz, also zur Knechtschaft, nicht aber zur Freiheit führt.

Der Starez Sossima war fünfundachtzig Jahre alt. Er stammte aus einer Gutsbesitzerfamilie, hatte in einer Kadettenanstalt seine Erziehung erhalten und im Kaukasus als Oberleutnant gedient. Zweifellos hatte er durch irgendeine ganz besondere seelische Eigenschaft einen so tiefen Eindruck gemacht, Ajoscha lebte in seiner unmittelbaren Nähe, in seiner Zelle, da der Starez ihn sehr liebgewonnen hatte. Er war damals, als er im Kloster lebte, noch in keiner Weise gebunden. Zu jeder Zeit konnte er nach seinem Belieben aus dem Kloster gehen und ganze Tage lang fortbleiben. Er trug die Kutte nur, weil er es selbst wollte, um nicht unter den anderen Insassen des Klosters aufzufallen. Vielleicht übten auf seine jugendliche Phantasie ihre Wirkung auch die Macht und der Ruhm, die seinen Starez ununterbrochen umgaben.

Von dem Starez Sossima erzählt man sich: er habe in all den Jahren so viele Geständnisse und Geheimnisse in seine Seele aufgenommen, daß ihm schließlich nur ein einziger Blick in das Gesicht eines Unbekannten genügte, um zu erraten, mit welchem Anliegen dieser zu ihm kam, was er bei ihm suchte, und sogar welche Qual sein Gewissen beschwerte und peinigte, und ehe der andere noch ein Wort gesprochen, ihn durch die Offenbarung seines Geheimnisses in Erstaunen setzte, verwirrte und nicht selten erschreckte. Dabei fiel es Ajoscha besonders auf, daß viele, wenn nicht alle, die das erstemal beim

Starek zu einem Gespräch unter vier Augen eintraten, voll Angst und Unruhe zu ihm kamen, dagegen fast immer erleichtert und glücklich von ihm wieder fortgingen, daß selbst das finsterste Gesicht sich in ein frohes verwandelte. Auch wunderte es ihn sehr, daß der Starek keineswegs streng war; im Gegenteil, er war stets freundlich. Die Mönche sagten von ihm, daß er mit seinem Herzen am meisten an denen hänge, die sündiger seien, und mehr als alle anderen den Liebhaber, der am sündigsten sei.

Unter den Mönchen gab es bis an sein Lebensende manche, die ihn hassten und beneideten. Doch war ihre Zahl schon bedeutend zusammengeschmolzen, und auch die wenigen schwiegen, trotzdem zu ihnen sehr bekannte und im Kloster hochangesehene Mönche gehörten, so Pater Ferapont, einer der ältesten Einsiedler, ein großer Schweiger und außergewöhnlicher Fasser. Die übergroße Mehrzahl hielt unbedingt zum Starek Sossima, und viele unter ihnen waren ihm von ganzem Herzen zugetan; einige waren ihm geradezu schwärmerisch ergeben. Die letzteren sagten, wenn auch noch nicht ganz offen und laut: er sei ein Heiliger, darüber könne kein Zweifel bestehen. Da sie seinen in Bälde eintretenden Tod voraussahen, erwarteten sie sogar Wunder und bereits in nächster Zukunft von dem Sterbenden großen Ruhm für das Kloster.

Auch Aljoscha glaubte widerspruchslos an die wunderthätige Kraft des Starek. Er war Zeuge, wie viele, die mit fiebern Kindern oder erwachsenen Kranken hinkamen und den Starek baten, seine Hände auf sie zu legen und ein Gebet über sie zu sprechen, alsbald wiederkehrten — manche schon am nächsten Tage — und weinend vor dem Starek niederfielen, um ihm für die Heilung ihrer Kranken zu danken. Mochte es eine wirkliche Heilung oder nur eine natürliche Erleichterung sein — für Aljoscha konnte kein Zweifel bestehen; er glaubte bedingungslos an die Kräfte seines Lehrers, dessen Ruhm für ihn gleichsam sein eigener Triumph war.

Besonders aber wurde sein Herz bewegt und verklärte sich sein ganzes Gesicht, wenn der Starek zu dem Volke hinausging, das ihn an der Pforte der Einsiedelei erwartete. Diese

Pilger kamen von weit her, aus allen Theilen Rußlands, um den Starez zu sehen und seinen Segen zu empfangen. Sie knieten vor ihm nieder, weinten, küßten seine Füße, küßten die Erde, darauf er stand, und die Frauen hielten ihm ihre Kinder hin oder führten ihm eine Kranke zu.

Der Starez redete mit ihnen, sprach über sie ein kurzes Gebet und segnete sie. In der letzten Zeit hatte die Krankheit seine Kraft so mitgenommen, daß er seine Zelle nicht mehr zu verlassen imstande war; dann warteten die Pilger im Kloster oft tagelang auf sein Erscheinen. Aljoscha legte sich niemals die Frage vor, weshalb das Volk den Starez so liebe, weshalb die Leute vor ihm niederknieten und vor Rührung weinten, sobald sie nur sein Antlitz sahen. Ihm war es vollkommen klar, daß es für den demütigen Sinn des einfachen Russen, der von Leid und Arbeit zermürbt ist und vor allem durch die immerwährende Ungerechtigkeit und die Sünde, durch die eigene wie durch die Sünde der ganzen Welt, keinen größeren Trost und kein größeres Verlangen gibt, als ein Heiligtum oder einen Heiligen zu finden, vor ihm niederzufallen und ihn anzubeten.

„Wenn sich auch bei uns Sünde, Unwahrheit und Versuchung findet, so muß es doch irgendwo auf Erden einen Heiligen und Höheren geben, dafür hat er die Wahrheit, dafür kennt er die Wahrheit. Also ist sie auf Erden noch nicht gestorben; also wird sie auch einmal zu uns kommen und sich über die ganze Erde zu verbreiten, wie es verheißen ist.“

Aljoscha wußte wohl, daß nur das Volk so denkt und fühlt. Daß gerade der Starez dieser Heilige, dieser Hüter der Gotteswahrheit in den Augen des Volkes war, daran zweifelte er gleich den weinenden Bauern und ihren frankten Frauen, die ihre Kinder dem Starez zubrachten, keinen Augenblick. Die Überzeugung, daß der Starez sterbend oder erst durch seinen Tod dem Kloster ungewöhnlichen Ruhm verschaffen werde, war Aljoschas Seele vielleicht noch tiefer eingepreßt als allen anderen Anhängern des Starez. Überhaupt erwuchs in dieser ganzen letzten Zeit eine unbestimmte, tiefe, glühende Begeisterung in seinem Herzen und wurde von Tag zu Tag stärker und stärker. Es tat der Begeisterung die

Tatsache keinen Abbruch, daß dieser Starez immer nur als einzelne Persönlichkeit vor ihm stand.

„Gleichviel, er ist heilig. In seinem Herzen liegt das Geheißnis der Erneuerung aller, jene Kraft, die endlich der Wahrheit zum Siege verhelfen wird; und alle werden heilig sein, und alle werden einander lieben, und es wird weder Reiche noch Arme, weder Stolze noch Erniedrigte mehr geben, sondern alle werden wie Gottes Kinder sein, und das wahre Reich Christi wird seinen Anfang nehmen.“ Das waren die Träume, die Aljoschas Seele erfüllten.

Die Ankunft der beiden Brüder, die er bis dahin nicht gekannt hatte, machte einen ungewöhnlich tiefen Eindruck auf ihn. Mit seinem ältesten Bruder Dimitri Fedorowitsch, schloß er schneller und innigere Freundschaft als mit dem zweiten, seinem leiblichen Bruder Iwan Fedorowitsch, obgleich jener erst später eintraf. Es verlangte ihn sehr, seinen Bruder Iwan näher kennen zu lernen. Doch dieser lebte bereits zwei ganze Monate beim Vater, und sie waren sich immer noch nicht näher getreten. Dies war umso auffallender, als sie sich sogar ziemlich oft sahen. Aljoscha war verschlossen und schweigsam und schien auf etwas zu warten, schien sich wegen irgendeiner Sache zu schämen. Sein Bruder Iwan dagegen vergaß offenbar schließlich ganz, überhaupt an ihn zu denken, wengleich Aljoscha zu Anfang wohl gefühlt und bemerkt hatte, wie des Bruders fragende Blicke auf ihm ruhten. Aljoscha schrieb diese Gleichgültigkeit des Bruders, die ihn nicht wenig befangen machte, ihrem Altersunterschiede, besonders aber dem Bildungsunterschiede zu.

Er machte sich indes noch andere Gedanken. Ein so geringes Interesse für ihn und so wenig Teilnahme konnte bei Iwan vielleicht von etwas ganz anderem herrühren, das ihm, Aljoscha, gänzlich unbekannt blieb. Er war immer der Ansicht — weshalb, konnte er nicht angeben — daß Iwan mit etwas Besonderem beschäftigt war, mit etwas Innerlichem und Bedeutendem, daß er einem hohen Ziele zustrebte, vielleicht einem schwer zu erreichenden, so daß es ihm jetzt nicht um die Brüder zu tun war. Dies konnte der einzige Grund sein, weshalb er auf ihn, Aljoscha, so zerstreut blickte.

Auch machte sich Aljoscha Gedanken darüber, ob sich nicht eine gewisse Verachtung des klugen Gottesleugners für ihn, den dummen Novizen, in dem Benehmen des Bruders verbarg. Er wußte, daß sein Bruder zu den Gottesleugnern gehörte. Aber hätte auch eine solche Verachtung bestanden, sie hätte ihn nicht kränken können. Trotz allem wartete er mit einer ihm selbst unerklärlichen, ihn verwirrenden Unruhe auf den Augenblick, in dem der Bruder ihm endlich näher treten werde. Dimitri Fedorowitsch äußerte sich über Iwan stets mit der größten Hochachtung und sprach überhaupt stets ganz besonders eingenommen und begeistert von ihm. Durch ihn wurde auch Aljoscha in alle Einzelheiten jener wichtigen Angelegenheiten eingeführt, die in der letzten Zeit seine beiden älteren Brüder so ganz verbunden hatten. Die begeistertsten Äußerungen Dimitris über seinen Bruder Iwan waren in Aljoschas Augen umso auffallender, als Dimitri im Vergleich mit Iwan so gut wie ohne jede Bildung war und beide, wenn man sie als Persönlichkeiten und Charaktere einander gegenüberstellte, einen so schroffen Gegensatz bildeten, wie man ihn sich nicht größer vorstellen konnte.

In dieser Zeit fand die Zusammenkunft in der Zelle des Stareß statt, oder besser gesagt: die Familienversammlung aller Glieder dieser an sich uneinigen Familie, die einen so ungewöhnlichen Eindruck auf Aljoscha machte. Der Vorwand, unter dem man zusammenkam, war natürlich ein erdichteter. Gerade damals hatte die Uneinigkeit zwischen Dimitri Fedorowitsch und seinem Vater wegen der Vermögensabrechnung einen Höhepunkt erreicht, der jede Verständigung auszuschließen schien. Ihr Verhältnis zueinander spitzte sich immer mehr zu und wurde unerträglich. Fedor Pawlowitsch war vielleicht der erste, der im Scherz vorschlug, in der Zelle des Stareß zusammenzukommen, und wenn auch nicht gerade ihn zum Vermittler anzurufen, so doch immerhin eine verträglichere Stimmung in die Verhandlung zu bringen, wobei eben die Würde und die Person des Stareß natürlich einen gewissen Einfluß in gutem Sinne haben könnte. Dimitri Fedorowitsch, der nie beim Stareß gewesen war und ihn nie gesehen hatte, glaubte, daß man ihn mit dem Stareß schrecken wolle. Schließ-

lich nahm er aber den Vorschlag an, besonders deshalb, weil er sich im Herzen wegen vieler gar zu heftiger Ausfälle gegen den Vater heimlich ernste Vorwürfe machte. Bei dieser Gelegenheit sei noch bemerkt, daß er nicht im Hause seines Vaters sich aufhielt wie Iwan Fedorowitsch, sondern ganz am anderen Ende der Stadt eine Wohnung gemietet hatte.

Dazu kam, daß dieser Gedanke Fedor Pawlowitschs ganz besonders Piotr Alexandrowitsch Miusoff gefiel, der in jenen Tagen gerade auf seinem Gute weilte. Als Freidenker der vierziger und fünfziger Jahre und Gottesleugner nahm er mehr aus Langeweile oder gedankenloser Zerstreuungssucht an der ganzen Angelegenheit lebhaften Anteil. Er wollte plötzlich ungeheuer gern das Kloster und den Heiligen sehen, und da sein alter Prozeß mit dem Kloster wegen der Grenze ihrer Güter und irgendwelcher Rechte auf das Holzfällen im Walde und den Fischfang immer noch sich in die Länge zog, war er sehr schnell bei der Hand, diesen Umstand zur Einwilligung des Starek auszunutzen; er gab vor, selbst mit dem Starek sprechen zu wollen, ob sich der Streit nicht gütlich beilegen lasse. Einen Gast, der mit so wohlgemeinten Absichten kam, mußte man doch im Kloster mit mehr Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheit empfangen als einen gewöhnlichen Neugierigen. Nahm man alles zusammen, so war vom Kloster aus ein gewisser Einfluß auf den Starek zu erwarten; denn sonst war die Hoffnung, vom Starek empfangen zu werden, nur gering; er verließ in letzter Zeit seine Zelle beinahe überhaupt nicht mehr und empfing nicht einmal außergewöhnlichen Besuch. Wie man gedacht, kam es denn auch. Der Starek gab seine Einwilligung, und Tag und Stunde der Zusammenkunft wurden bestimmt.

„Wer hat mich berufen, ihr Richter zu sein?“ fragte er nur lächelnd Aljoscha.

Als Aljoscha von der geplanten Zusammenkunft erfuhr, erschrak er. Denn er sagte sich: der einzige von allen, den den Besuch ernst nimmt, ist mein Bruder Dimitri; die anderen kommen nur aus leichtfertigen und für den Starek vielleicht beleidigenden Gründen. Seinen Bruder Iwan und Miusoff würde die Neugier herbringen, eine zudringliche Neugier, sein

Vater aber komme, um als Narr eine dumme Szene aufzuführen. Wenn Aljoscha auch schwieg, er kannte seinen Vater zur Genüge. Er war keineswegs so kindlich einfältig, wie alle glaubten.

Mit schweren Bedenken erwartete er den festgesetzten Tag. Zweifellos sorgte er sich viel, daß die Familienzwistigkeiten sich nicht beilegen ließen. Doch seine größte Sorge galt dem Stareß. Er fürchtete, sie möchten ihn kränken, fürchtete vor allem den feinen, immer höflichen Spott Miusoffs und das hochmütige Schweigen seines Bruders Iwan. Er dachte sogar daran, dem Stareß Andeutungen zu machen, ihn vorzubereiten; doch er besann sich und sagte nichts. Nur ließ er am Vorabend seinem Bruder Dimitri durch einen Bekannten mitteilen, daß er ihn sehr liebe und die Erfüllung des Versprechens von ihm erwarte. Dimitri wurde nachdenklich. Er konnte sich durchaus nicht erinnern, was er versprochen haben sollte, und antwortete in einem Briefe: er werde sich mit allen Kräften vor einer Schlechtigkeit hüten; zwar achte er den Stareß und seinen Bruder sehr hoch, doch sei er überzeugt, daß man ihm eine Falle stellen oder mit ihm ein unwürdiges Spiel treiben wolle. „Trotzdem werde ich meine Zunge eher hinunterschlucken, als die Achtung vor dem heiligen Manne, den du so verehrst, aus den Augen lassen,“ schloß Dimitri sein kurzes Schreiben. Es läßt sich nicht behaupten, daß Aljoscha sich durch diese Worte sonderlich beruhigt fühlte.

Zweites Buch

Die gestörte Versammlung

1

Die Ankunft im Kloster

s war ein schöner, warmer und klarer Augusttag. Der September war nicht mehr weit. Man hatte verabredet, daß alle gleich nach dem zweiten Hochamte, also um halb zwölf Uhr, beim Stareß zusammentreffen wollten. Doch geruhten unsere Klostergäste nicht, den Gottesdienst zu besuchen, sondern erschienen, als er eben beendet war. In zwei Wagen kamen sie vorgefahren. In dem ersten, einem eleganten, kleinen Gefährt, das mit zwei wertvollen Pferden bespannt war, saß Piotr Alexandrowitsch Miusoff mit einem entfernten Verwandten, Piotr Fomitsch Kalganoff. Es war ein junger Mann von zwanzig Jahren, der sich auf den Besuch einer russischen Universität vorbereitete; doch war er mit sich noch im Zweifel, wohin er gehen sollte. Miusoff, bei dem er augenblicklich wohnte, suchte seinen jungen Anverwandten zu bereden, mit ihm nach Zürich oder Jena zu fahren, um auf der dortigen Universität seine Studien zu beenden. Der junge Mann konnte sich indes noch immer nicht entscheiden. Er machte ein nachdenkliches Gesicht und schien meistens zerstreut zu sein. Sein Äußeres war angenehm; er war kräftig gebaut und von hohem Wuchs. Sein Blick konnte mitunter auffallend unbeweglich sein; wie alle zerstreuten Menschen blickte er sein Gegenüber dann lange und starr an, ohne irgend etwas Bestimmtes zu sehen. Gewöhnlich war er schweigsam und ein wenig ungeschickt; doch kam es vor — übrigens nur, wenn er mit jemandem unter vier

Zugen sprach — daß er sehr gesprächig, scherzhaft oder heftig werden und herzlich lachen konnte. Aber seine Lebhaftigkeit verging fast immer schnell, wie sie gekommen war. Gekleidet war er stets gut, wenn nicht gar gesucht. Er besaß schon ein gewisses Vermögen und hatte berechnete Aussicht, noch mehr zu erwarten. Mit Aljoscha war er befreundet.

In dem zweiten Wagen, einer ganz alten, ächzenden, aber umfangreichen Kutsche, die von zwei bejahrten Schimmelu gezogen wurde — mit Miusoffs leichtem Gefährt konnten sie es nicht aufnehmen — kam Fedor Pawlowitsch Karamasoff mit seinem Sohn Iwan angefahren. Dimitri Fedorowitsch hatte man am Tage vorher die festgelegte Stunde mitgeteilt; doch war er nirgends zu sehen. Die Pferde ließ man außerhalb der Klostermauern bei der Pilgerherberge halten, stieg aus und trat zu Fuß durch das Thor des Klosters. Außer dem alten Karamasoff hatte anscheinend von den übrigen drei kein einziger ein Kloster von innen gesehen; Miusoff war vielleicht seit dreißig Jahren nicht mehr in einer Kirche gewesen. Er sah sich mit einer Neugier um, die nicht ganz frei von einer gewissen gekünstelten Ungezwungenheit war. Leider konnten seine Augen im Innern der Klostermauern außer den übrigens sehr einfachen Kirchen- und Wirtschaftsgebäuden nichts Besonderes entdecken. Aus der Kirche strömten unter Bekreuzigungen die Andächtigen mit den Mützen in der Hand. Unter den einfachen Leuten fielen zwei oder drei Damen der höheren Gesellschaft auf sowie ein alter General; alle standen sie im großen Zimmer der Herberge. Bald umringten Bettler die Neuankommenen; aber keiner gab ihnen etwas. Nur Petruscha Kalhanoff entnahm seiner Geldbörse ein Zehnkopekenstück, das er verlegen einer Frau zusteckte mit den hastig geflüsterten Worten: „Nichtig verwenden!“ Die anderen sagten nichts dazu, so daß er ohne allen Grund ganz verwirrt wurde; und diese Verlegenheit nahm noch zu, als er sah, daß die anderen sein Tun einfach übersahen.

Etwas anderes fiel hingegen sehr auf. Man sollte meinen: Gäste wie sie müßten ganz anders empfangen werden. Vor gar nicht langer Zeit hatte Karamasoff tausend Rubel geschenkt, und Miusoff war der reichste Gutsbesitzer und sozusagen

der gebildetste Mensch, von dem die Mönche im Kloster geradezu abhängen, da der Prozeß, den man mit ihm über das Recht des Fisches im Flusse führte, noch in der Schwebe war. Und dennoch: keine einzige von den dazu berechtigten Persönlichkeiten des Klosters war zu ihrem Empfange erschienen. Miufoff blickte zerstreut auf die Grabsteine an der Kirche und wollte schon die Bemerkung machen, daß das Recht, an einem so heiligen Orte begraben zu liegen, den Leidtragenden nicht wenig Geld aus der Tasche gezogen haben müsse; er schwieg aber und sagte nichts. Die bei einem Freidenker gewöhnliche Spottsucht wandelte sich bei ihm fast in Zorn.

„Gibt es denn in diesem blödsinnigen Institut nicht so etwas, wo man sich erkundigen kann? Das muß sich doch endlich feststellen lassen; sonst vergeuden wir bloß unsere kostbare Zeit,“ brummte er leise, als sei die Bemerkung nur für ihn bestimmt.

Da trat auch schon ein älterer, fahlköpfiger Herr dienstbereit auf sie zu, ein Herr mit sehr freundlich blickenden, etwas hervorstehenden Augen, der einen weiten Sommermantel trug. Er zog seinen Hut und stellte sich mit wirklich einschmeichelndem Tonfall als Gutsbesitzer Maximoff vor.

„Der Starez Sossima lebt in der Einsiedelei, luftdicht abgeschlossen, luftdicht, vierhundert Schritt vom Kloster, durch das Wäldchen, durch das Wäldchen . . .“

„Das weiß ich, daß man durch das Wäldchen zu ihm gehen muß,“ unterbrach ihn Fedor Pawlowitsch, „aber den Weg dorthin habe ich ganz vergessen; ich bin lange nicht mehr bei ihm gewesen.“

„Hier, hier, gleich durch diese Pforte und dann durch das Wäldchen . . . durch das Wäldchen. Bitte gefälligst! Ich muß selbst . . . Hier, sehen Sie, hier!“

Sie verließen den Torgang und schritten auf das Wäldchen zu. Der Gutsbesitzer Maximoff, ein Mann von sechzig Jahren, ging nicht eigentlich, sondern lief geradezu neben ihnen her, wobei er sie mit einer krampfhaften, schier unglaublichen Neugier musterte, die seine hervortretenden Augen nur noch unangenehmer auffallen ließ.

„Wir sind in einer besonderen Angelegenheit zum Starez

gekommen,“ bemerkte mit strenger Miene Miusoff. „Er hat uns sozusagen eine Audienz gewährt. Wir müssen Sie also bitten, obgleich wir Ihnen dankbar sind, daß Sie uns den Weg gezeigt haben, doch nicht zusammen mit uns zu ihm hineingehen.“

„Ich war ja schon, ich war ja schon! Ein vollkommener Herr!“ versicherte sofort der Gutsbesitzer und knipste begeistert mit den Fingern.

„Wer ist ein vollkommener Herr?“ fragte Miusoff.

„Der Stareß, der ausgezeichnete Stareß! Die Ehre und der Ruhm des ganzen Klosters! Sossima! Das ist ein Stareß . . .“

Seine kraus durcheinander wirbelnde Rede wurde unterbrochen. Ein kleiner, blasser, hagerer Mönch in einer Kutte kam ihnen nachgelaufen. Karamasoff und Miusoff blieben stehen. Der Mönch verbeugte sich tief vor ihnen und sagte:

„Seine Hochwürden, der Prior, läßt die Herren alle bitten, nach Ihrem Besuche in der Einstebele zu ihm zum Mittagmahl zu kommen. Sie gleichfalls,“ wandte er sich an Maximoff besonders.

„Das werde ich auf jeden Fall,“ rief der alte Karamasoff, ungemein erfreut über die Einladung, „auf jeden Fall! Sie wissen doch: wir haben uns alle das Wort gegeben, hier friedlich aufzutreten. Wollen Sie auch mitkommen, Miusoff?“

„Warum sollte ich denn nicht? Wozu bin ich denn sonst hergekommen, wenn ich nicht die Bräuche in diesen Räumen kennen lernen will? Nur eines macht mir Bedenken, und darüber gerade möchte ich mit Ihnen, Fedor Pawlowitsch, reden.“

„Ja, mein Sohn Dimitri Fedorowitsch ist vorläufig noch nicht hier.“

„Er täte wirklich gut daran, wenn er ganz fortbleiben wollte. Ist denn etwa Ihre schmutzige Geschichte so unangenehm und dazu noch mit Ihnen als Zugabe? — Wir werden der freundlichen Einladung gerne Folge leisten. Überbringen Sie Seiner Hochwürden unsern besten Dank,“ sagte er darauf zum Mönch.

„Ich soll Sie zum Stareß führen,“ antwortete der Mönch.

„Dann werde ich inzwischen zum Prior gehen,“ fiel eilig der Gutsbesitzer Maximoff ein.

„Der Prior ist augenblicklich in Anspruch genommen. Aber wir wollen sehen,“ meinte etwas zögernd der Mönch.

„Ein äußerst aufdringlicher Mensch!“ bemerkte Miusoff laut, als Maximoff zum Kloster zurückeilte.

„Gleicht ungemein dem berühmten Herrn von Sohn,“ sagte plötzlich der alte Karamasoff.

„Das ist anscheinend das einzige, was sie sagen können. Warum soll er dem Herrn von Sohn gleichen? Haben Sie übrigens jemals den Herrn von Sohn gesehen?“

„Selbstverständlich; auf der Photographie. Er gleicht ihm fabelhaft, sage ich Ihnen; wenn auch nicht in den Gesichtszügen, so doch in etwas ganz Unbestimmbarem. Mit einem Wort: er ist von Sohns Doppelgänger. Das sehe ich ihm sofort am Gesicht an.“

„Meinetwegen,“ bemerkte Miusoff gereizt. „Sie verstehen sich ja auf solche Sachen. Nur noch eines, Fedor Pawlowitsch. Sie erinnerten selbst soeben daran, daß wir uns das Wort gegeben haben, uns friedlich zu benehmen. Ich sage Ihnen: Vergessen Sie es nicht! Sollten Sie wieder Absichten haben, so werde ich — glauben Sie es mir! — nicht zulassen, daß man mich mit Ihnen auf dieselbe Stufe stellt. — Sehen Sie sich nur den Menschen an,“ wandte er sich darauf an den Mönch; „ich schäme mich geradezu, in seiner Gesellschaft bei anständigen Menschen einzutreten.“

Auf den blassen, blutleeren Lippen des kleinen Mönches erschien ein feines, verstohlenes Lächeln, das in seiner Art eine gewisse Schlaueit verriet. Aber er antwortete auf Miusoffs Bemerkung nichts. Es war deutlich genug, daß er im Gefühl der eigenen Würde schwieg. Miusoff runzelte die Stirn.

„Der Teufel hole sie allesamt! Es zeigt sich nur das Äußere, wie es sich in Jahrhunderten herausgebildet hat; in Wirklichkeit ist es nichts als Schwindel und Blödsinn.“

„Endlich sind wir glücklich angelangt. Da ist die Einsiedelei!“ rief Fedor Pawlowitsch. „Aber Mauer und Pforte sind geschlossen, wie ich sehe.“

Eifrig fing er an, sich vor den Heiligenbildern zu bekreuzigen, die über und zu beiden Seiten der Pforte gemalt waren.

„In ein fremdes Kloster soll man nicht mit seinen Anschauungen eintreten,“ bemerkte er. „Im ganzen mühen sich hier in dieser Einsiedelei fünfundzwanzig Heilige um ihr Seelenheil, beobachten einander und vertilgen Sauerkohl. Kein einziges Frauenzimmer darf durch diese Pforte treten; das ist das Auffallendste dabei. Ja, es ist wirklich so. Aber, mein Lieber, wie steht es damit — ich habe trotzdem gehört, daß der Starez auch Damen empfängt,“ redete er plötzlich den Mönch an.

„Aus dem Volke sind jetzt auch Frauen hier; sehen Sie, dort warten sie an der Galerie. Für die vornehmeren Damen aber sind bei der Galerie außerhalb der Umfriedigung zwei Zimmerchen angebaut, die Fenster dort. Der Starez kommt zu ihnen auf den inneren Gang, wenn er gesund ist, also immer außerhalb der Einfriedigung. Auch jetzt hält sich dort eine vornehme Dame auf, Frau Chollakoff, eine Gutsbesitzersfrau; sie erwartet ihn mit ihrer gelähmten Tochter. Wahrscheinlich hat er versprochen, zu ihnen herauszukommen, obgleich er in letzter Zeit so schwach geworden ist, daß er sich kaum noch dem Volke zeigen kann.“

„Also gibt es hier immer noch ein Schlupfloch, das aus der Einsiedelei zu den Frauen führt? Aber glauben Sie um Himmelswillen etwa nicht, daß ich irgendwie — ich meinte nur so. Wissen Sie! auf dem Athos ist nicht nur der Besuch von Frauen verboten, sondern überhaupt jedes weibliche Wesen. Dort werden weder Hühnchen geduldet, noch Putzchen, noch Kälbchen . . .“

„Fedor Pawlowitsch, ich werde sofort zurückgehen und Sie allein hineingehen lassen. Man wird Sie hinauswerfen, das prophezeie ich Ihnen.“

„Aber was tue ich Ihnen denn, Piotr Alexandrowitsch? Sehen Sie doch,“ rief er plötzlich, als er durch die Pforte trat, „in welchem einem Rosengarten sie leben!“

Tatsächlich waren dort, wenn auch keine Rosen, so doch überall, wo man sie hätte pflegen können, zahlreiche schöne, seltene Herbstblumen. Augenscheinlich waltete im Garten eine

geübte Hand. Blumenbeete lagen zwischen Gräbern, und Blumen rankten an den Mauern. Das einstöckige Holzhäuschen, in dem sich die Zelle des Starek befand, war mit seiner Galerie vor dem Eingang ebenfalls von Blumen umgeben.

„War es beim früheren Starek Warssonofi auch so? Der soll ja das Schöne gar nicht geliebt haben, soll sogar das schöne Geschlecht mit dem Stocke geschlagen haben,“ bemerkte Fedor Pawlowitsch, während er die Stufen hinaufstieg.

„Der Starek Warssonofi war allerdings zuweilen etwas wunderbar. Aber es ist nicht alles wahr, was von ihm erzählt wird. So hat er mit dem Stock niemanden geschlagen,“ antwortete der Mönch. „Bitte, wollen Sie sich einen Augenblick geduldigen, ich werde Sie anmelden.“

„Fedor Pawlowitsch, zum letztenmal die Bedingung, hören Sie! Venehmen Sie sich, wie es sich gehört, sonst haben Sie es mit mir zu tun,“ flüsterte ihm Miusoff noch hastig zu.

„Es ist wirklich unbegreiflich, weshalb Sie sich so aufregen,“ erwiderte spöttisch Fedor Pawlowitsch, „oder sind Sie in Sorgen wegen Ihrer Sünden? Man sagt: er erkenne schon an den Augen, womit man zu ihm komme. Und wie sehr Sie auf einmal seine Meinung schätzen, so ein Pariser und Fortschrittler! Sie setzen mich heute wahrhaftig in Erstaunen.“

Miusoff konnte nichts mehr auf seinen Spott erwidern. Man bat sie einzutreten.

„Soweit ich mich kenne, werde ich jetzt einen Streit anfangen wie immer, wenn ich gereizt bin, werde heftig werden und mich in schlechtes Licht bringen. Das weiß ich schon im voraus,“ fuhr es Miusoff durch den Kopf, als er ins Zimmer trat.

Der alte Narr

Sie betraten das Zimmer fast zu gleicher Zeit mit dem Starez, der bei ihrem Erscheinen sofort seinen kleinen Schlafräum verlassen hatte. Auf sein Kommen warteten bereits seit längerer Zeit zwei Priestermonche der Einsiedelei, der Pater Bibliothekar und der Pater Paissi, ein kranker, noch nicht alter, aber, wie es hieß, sehr gelehrter Mann. Außerdem wartete in einem Winkel ein junger Mensch von etwa zweiundzwanzig Jahren in einem bürgerlichen Rocke, ein Seminarist und künftiger Theologe, der aus unbekanntem Gründen von der ganzen Klosterbrüderschaft begünstigt wurde. Er war hochgewachsen, hatte ein frisches, breites Gesicht, kluge, aufmerkende, schmale, braune Augen. Sein Gesicht brachte eine vollkommene Ehrerbietung zum Ausdruck, doch war es eine aufrichtige Ehrerbietung, frei von allem Wollen, sich einzuschmeicheln. Für die eintretenden Gäste hatte er nicht einmal eine Verbeugung übrig, wie es einer ihnen nicht gleichstehenden, sondern untergeordneten oder gar von ihnen abhängigen Person zugekommen wäre.

Der Starez Sossima erschien, von Mjoscha und einem Novizen geleitet. Die Priestermonche erhoben sich und verbeugten sich tief vor ihm, berührten mit den Fingern den Boden, bekreuzten sich und küßten ihm dann in Ehrfurcht die Hand. Der Starez erteilte ihnen seinen Segen, verneigte sich vor einem jeden von ihnen ebenso tief, wobei auch er mit den Fingern den Fußboden berührte und sich von ihnen den Segen erbat. Das ganze nahm einen sehr ernstesten, feierlichen Verlauf, es machte durchaus nicht den Eindruck eines alltäglichen Brauches; man sollte meinen, es stecke ein tieferes Gefühl hinter dieser Frömmigkeit.

Miusoff argwöhnte freilich sofort, daß alles ihretwegen so ernst und feierlich hergehe. Er war zuerst ins Zimmer getreten und stand vor den anderen. Ganz abgesehen von

den Anschauungen, denen er huldigte, hätte ihm die einfachste Höflichkeit, da einmal derartige Bräuche im Kloster herrschten, gebieten müssen, vor den Starez hingetreten und wenn auch nicht gerade ihm die Hand zu küssen, so ihn doch wenigstens um seinen Segen zu bitten. Das hatte er sich am Abend vorher sogar fest vorgenommen. Als er indes jetzt alle diese Verbeugungen sah, änderte er im Augenblick seinen Entschluß. Steif und ernst machte er eine gesellschaftliche, tiefe Verbeugung und trat zurück. Genau dasselbe tat Fedor Pawlowitsch, der wie ein Affe alle Bewegungen Miusoffs getreulich nachahmte. Iwan Fedorowitsch machte ernst und höflich seine Verbeugung, jedoch ohne die Hände irgendwie zu rühren. Kalganoff dagegen wurde so verlegen, daß er überhaupt jegliches Grüßen unterließ. Der Starez ließ seine zum Segen schon erhobene Hand wieder sinken, verneigte sich zum zweitenmal vor ihnen und bat sie, Platz zu nehmen. Aljoscha stieg das Blut ins Gesicht; er schämte sich. Seine bösen Ahnungen hatten ihn nicht betrogen.

Der Starez setzte sich auf ein kleines, altmodisches Ledersofa aus rotem Holz; den Gästen aber wies er an der Wand gegenüber vier Stühle an, die alle in einer Reihe standen, gleichfalls aus rotem Holz waren und einen stark abgenutzten Lederbezug hatten. Die Priestermonche setzten sich etwas abseits, der eine an die Thür, der andere ans Fenster. Der Seminarist, Aljoscha und der Novize blieben stehen. Die Zelle war nicht groß und hatte ein — man möchte fast sagen — trüffeliges Aussehen. Die Möbel, nur die notwendigsten, waren von ganz einfacher Arbeit, fast ärmlich. Zwei Blumentöpfe standen auf dem Fensterbrett, und in der Ecke hingen viele Heiligenbilder, darunter ein sehr großes der Muttergottes, das wahrscheinlich schon vor langer Zeit gemalt war. Vor ihm brannte ein Lämpchen. Daneben sah man zwei andere Heiligenbilder mit reicher Verzierung, etwas weiter davon zwei kleine Engel, Ostereier aus Porzellan, ein katholisches Kreuz mit der schmerzreichen Mutter, die es umfassen hielt, und oben an den Wänden noch einige ausländische Stiche großer italienischer Meister vergangener Jahrhunderte. Neben diesen schönen, teuren Sachen waren aber

die allereinfachsten russischen Buntdrucke verschiedener Heiliger, Märtyrer und Erzbischöfe angebracht, Bilder, wie sie für eine Kopeke das Stück auf jedem Jahrmarkt ausgedoten werden. Weiter befanden sich an den Wänden noch mehrere Bilder lebender wie verstorbenen Geistlicher.

Miusoff streifte mit flüchtigem Blick den ganzen Heiligenkram und richtete ihn dann fest auf das Gesicht des Starez. Er hielt sehr viel von diesem seinem Blick. Diese Schwäche mußte man ihm schon verzeihen, um so mehr als er ein Mann von fünfzig Jahren war, also ein Alter erreicht hatte, in dem ein kluger Mann in guter Lebenslage immer mehr für die eigene Person eingenommen wird — und es wäre auch unwillkürlich.

Im ersten Augenblick gefiel ihm der Starez nicht. Allerdings lag in seinen Zügen ein gewisses Etwas, das auch manchem anderen außer Miusoff nicht zugesagt hätte. Er war ein mittelgroßer Mann, den die Jahre gebeugt hatten, mit sehr schwachen Füßen, erst fünfundsiebzig Jahre alt; doch ließ ihn seine Krankheit mindestens zehn Jahre älter erscheinen. Sein Gesicht war von feinen, kleinen Runzeln überfät, die besonders zahlreich um die Augen herum waren. Diese Augen waren nicht groß, wohl aber hell und glänzend wie zwei leuchtende Punkte. Nur an den Schläfen hatte er noch ein wenig graues Haar, das Värtchen war spiz und klein und spärlich; die Lippen aber, die sich häufig zu einem Lächeln verzogen, waren so schmal wie zwei dünne Schnürchen. Die Nase war nicht gerade lang, dafür aber so spiz fast wie ein Vogelschnabel.

„Allem Anschein nach ein boshafte, kleinlich anmaßendes Männchen,“ fuhr es Miusoff durch den Kopf. Er war sehr unzufrieden mit sich.

Da schlug die Uhr und half, ein Gespräch zu beginnen. Eine billige Wanduhr mit Gewichten meldete in schnellen Schlägen die zwölfte Stunde an.

„Genau die festgesetzte Stunde!“ rief Jedor Pawlowitsch. „Mein Sohn Dimitri Jedorowitsch ist aber immer noch nicht erschienen. Ich bitte für ihn um Entschuldigung, heiliger Starez!“ — Aljoscha fuhr zusammen, als er die beiden letzten

Worte vernahm. — „Ich selbst bin dafür stets pünktlich auf die Minute; denn ich weiß: Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Könige.“

„Soviel ich weiß, sind Sie nichts weniger als ein König,“ brummte Miussoff, der sich nicht mehr ganz in der Gewalt hatte.

„Stimmt. Nichts weniger als ein König. Und denken Sie nur, Piotr Alexandrowitsch, das wußte ich selbst! Aber immer muß ich alles so verkehrt herausbringen! Ehrwürden!“ rief er dann in plötzlicher, unerwarteter Aufwallung. „Sie sehen vor sich einen leibhaftigen Narren! Habe die Ehre, mich Ihnen als solchen vorzustellen. Alte Angewohnheit, leider! Daß ich aber am unrechten Ort und zur unrechten Zeit zuweilen eine Lüge anbringe, das geschieht sogar mit Absicht von mir, um andere zu erheitern und ihnen angenehm zu sein. Das muß man doch, nicht wahr? Wissen Sie: einmal — es mögen sieben Jahre her sein, kam ich in ein Städtchen. Es gab dort ein kleines Geschäft abzuwickeln; ich wollte mit ein paar Kaufleuten eine Gesellschaft gründen. Wir gehen also zum Leiter der Kreispolizei — man hatte ihm noch diese und jene Bitte vorzutragen — um ihn zu einem gemeinsamen Essen einzuladen. Er kommt heraus: groß, dick, blond und verdrießlich — einer der unangenehmsten Kerle in solchen Fällen. ‚Herr Polizeichef,‘ sagte ich zu ihm, ‚seien Sie unser Naprawnik!‘ — ‚Was soll ich sein?‘ fragte er. Ich sehe schon in der ersten Viertelstunde, daß die Sache schief gegangen ist. Er steht steif da und sieht mich starr an. ‚Ich erlaubte mir nur zu scherzen,‘ sagte ich, ‚nur so zur allgemeinen Erheiterung. Der Herr Naprawnik ist ein bekannter russischer Dirigent und Kapellmeister der kaiserlichen Oper; wir aber brauchen zur Gleichstimmung unseres Unternehmens ebenfalls so etwas wie einen Kapellmeister.‘ Ich erkläre ihm dann des längeren ruhig und vernünftig den ganzen Vergleich. Er aber sagt: ‚Ich bin der Polizeichef und verbitte mir unpassende Witzen mit meiner Person.‘ Darauf dreht er sich um und will verschwinden. Ich eile ihm nach und rufe noch: ‚Selbstverständlich sind Sie nur Polizeichef und kein Kapellmeister!‘ Er aber erwidert nichts darauf und geht, geht wahrhaftig!

Und halten Sie es für möglich: unsere ganze Geschichte fiel ins Wasser. So bin ich immer; immer verpufche ich mir alles mit meiner Liebenswürdigkeit. — Ein andermal — es sind jetzt schon viele Jahre her — sage ich zu einer angesehenen, ja einflussreichen Persönlichkeit: „Ihre Frau Gemahlin ist etwas sehr kitzlich!“ Ich meine natürlich in dem Sinne, was die Ehre anbetrifft, in moralischer Hinsicht. Er aber fragt mich: „Haben Sie sie denn gekitzelt?“ Warte, denke ich bei mir, mit dem willst du dir ein Späßchen erlauben. „Versteht sich!“ sage ich. Darauf hat er mich denn etwas anders gekitzelt. Doch das ist schon so lange her, daß man sich weiter nicht mehr schämt, es zu erzählen. So schade ich mir immer wieder in dieser Weise.“

„Das tun Sie auch jetzt,“ brummte Miusoff verächtlich. Stumm sah der Starez beide an.

„Und ob! Stellen Sie sich nur vor, Piotr Alexandrowitsch, das habe ich selbst wohl gewußt. Ich ahnte es bereits, als ich den Mund aufthat, und denken Sie sich, ich wußte, daß Sie zuerst mir eine solche Bemerkung machen würden. In diesen Augenblicken, Ehrwürden, wenn ich merke, daß der Spas mir nicht gelingt, trocken mir allmählich beide Backen an das Zahnfleisch der unteren Zahnreihe an und es kommt etwas wie ein Krampf über mich. Das hatte ich schon in meiner Jugend, als ich noch von den Edelleuten aus Gnade und Barmherzigkeit aufgenommen wurde und mir auf diese Weise also dafür, daß ich bei ihnen ein lustiger Gast war und für Unterhaltung sorgte, mein Brot verdiente. Ich bin ein eingefleischter Narr, bin es von Kindesbeinen an, bin so geboren, Ehrwürden; es ist ein angeborener Blödsinn, wie man sagt. Möglich ist auch, daß in mir ein unreiner Geist sein Wesen treibt. Ich will es nicht verreden. Aber groß und umfangreich kann er nicht sein; ein solcher hätte sich ein anderes Quartier ausgesucht. Damit will ich nicht gesagt haben, daß er das Ihre wählen würde, Piotr Alexandrowitsch, denn, nicht wahr, Sie bieten auch kein bedeutendes Quartier. Doch bin ich rechtgläubig; ich glaube an meinen Gott! Nur in der letzten Zeit sind dann und wann einige Bedenken in mir aufgestiegen. Dafür aber sitze ich hier in Erwartung heiliger

Worte. Ich, Ehrwürden, bin wie Diderot. Kennen Sie die Geschichte, wie der Philosoph Diderot zum Metropolit Platon kam? Es war zur Zeit der Kaiserin Katharina. Er tritt bei ihm ein und sagt ohne jede Einleitung: „Es gibt keinen Gott.“ Darauf erhebt der Kirchenfürst seine Hand und sagt: „Nede nur, Sinnloser, in deinem Herzen trägst du Gott!“ Da stürzt sich Diderot ihm zu Füßen. „Ich glaube“, ruft er, „und will die Taufe empfangen.“ So wurde er denn auch auf der Stelle getauft. Die Fürstin Daschkowa hob ihn aus der Taufe, und Potemkin war sein Pate.“

„Fedor Pawlowitsch, es ist nicht zum Aushalten mit Ihnen! Sie wissen selbst, daß Sie lügen, daß diese alberne Geschichte durchaus unwahr ist, wozu treiben Sie denn solch albernes Spiel?“ unterbrach ihn mit zitternder Stimme Miussoff, der kaum noch an sich zu halten vermochte.

„Mein ganzes Leben lang habe ich geahnt, daß sie nicht wahr ist!“ bestätigte sofort und gleichsam begeistert Fedor Pawlowitsch. „Meine Herren! ich werde Ihnen dafür die ganze Wahrheit sagen! Großer Starek! Verzeihen Sie mir! Das letzte von Diderots Taufe habe ich mir selbst soeben ausgedacht, eben erst, als ich es erzählte; früher ist es mir nie in den Sinn gekommen. Ich habe es mir nur so als famosen Scherz ausgedacht. Dieses alberne Spiel treibe ich nur, Piotr Alexandrowitsch, um mich angenehmer zu machen. Manchmal freilich weiß ich selbst nicht, warum ich es tue. Was den Diderot anlangt, so habe ich die Worte: „Nede nur, Sinnloser!“ etwa zwanzigmal von den hiesigen Gutsbesitzern zu hören bekommen; schon als halbes Kind hatte ich es gehört, auch von Ihrer lieben Tante, Piotr Alexandrowitsch, von Mawra Fominitschna habe ich es gehört. Alle sind bis auf den heutigen Tag überzeugt, daß der gottlose Diderot zum Metropolit Platon gegangen ist, um mit ihm über Gott sich zu unterhalten.“

Miussoff erhob sich, nicht nur weil er die Geduld verloren hatte, sondern er tat es offenbar, weil er in seiner furchtbaren Erregung augenblicklich nichts anderes zu tun wußte. Er war empört und sagte sich, daß er sich dadurch selbst lächerlich mache. Ja, in der Zelle ging wirklich etwas ganz Unmögliches

vor sich. Diese Zelle, in der vielleicht schon seit vierzig oder fünfzig Jahren, noch bei den früheren Starezzen, die Fremden empfangen wurden, hatte nur die tiefste Ehrfurcht gesehen. Alle, die hier empfangen waren, hatten gewußt, daß man ihnen damit eine große Gnade zuteil werden ließ. Viele sanken auf die Knie und erhoben sich erst wieder, wenn sie fortgehen mußten. Viele sogar von den höheren Persönlichkeiten, viele Gelehrte, ja sogar viele Freigeister, die entweder aus Neugierde oder aus sonst einem Grunde gekommen waren, machten es sich alle beim Eintritt in die Zelle zur ersten Pflicht, sich während des Besuches ehrerbietig, tadellos zu benehmen, um so mehr als man nicht für Geld empfangen wurde, sondern aus Liebe und Mitleid. Viele waren entweder Neuge, die Trost suchten, oder Menschen, die auf eine schwere Frage ihrer Seele eine Antwort suchen wollten oder einen schweren Augenblick im Leben des eigenen Herzens zu überwinden hatten, und die dann um Beistand, Rat und Hilfe baten.

So riefen denn solche Albernheiten, wie sie plötzlich Fedor Pawlowitsch an diesem Orte trieb, bei den übrigen Anwesenden oder wenigstens bei einigen von ihnen stummes Verwundern und erstauntes Nichtverstehenkönnen hervor. Die Priestermönche, die übrigens ihre Gesichtszüge nicht im geringsten verzogen, warteten ernst und gespannt, was der Starez sagen werde. Doch schickten auch sie sich gleich Miusoff an aufzustehen. Aljoscha war dem Weinen nahe und stand stumm da mit gesenktem Kopf. Am sonderbarsten schien ihm, daß sein Bruder Iwan Fedorowitsch, der einzige, zu dem er Vertrauen gehabt hatte und der allein einen entsprechenden Einfluß auf seinen Vater ausübte, daß er ihn hätte zurückhalten mögen, jetzt vollkommen unbeweglich auf seinem Stuhle saß, den Blick auf den Boden gerichtet hielt und, wie es schien, mit gespannter Neugier abwartete, wie der Auftritt enden werde, ganz als ob er selbst nur eine fremde Nebenperson sei. Auf Rakitin, den Seminaristen, wagte Aljoscha nicht einmal einen Blick zu werfen, obgleich er ihn gut kannte und ihm näher stand. Er kannte dessen Gedanken nur zu gut, er vielleicht allein im ganzen Kloster.

„Entschuldigen Sie mich,“ wandte sich Miusoff an den

Starek, „wenn ich Ihnen als Teilnehmer an diesem unwürdigen Scherz erscheine. Meine Schuld besteht nur darin, daß ich des Glaubens war: selbst ein solcher Mensch, wie es Fedor Pawlowitsch ist, werde an diesem Orte begreifen, was seine Pflicht ist. Ich hätte nicht gedacht, daß man werde um Verzeihung bitten müssen, in seiner Gesellschaft hier eingetreten zu sein.“

Er brach ab und wollte sich in seiner großen Verlegenheit entfernen.

„Machen Sie sich deshalb keine Gedanken, bitte,“ sagte der Starek, erhob sich trotz seiner schwachen Füße plötzlich von seinem Platz, ergriff Miusoff an beiden Händen und nötigte ihn, sich wieder auf den Stuhl zu setzen. „Beruhigen Sie sich, bitte, und sehen Sie sich vor allem als meinen Gast an.“

Nach diesen Worten verbeugte er sich nochmals vor ihm und setzte sich wieder auf sein kleines Sofa.

„Großer Starek, sprechen Sie es offen aus: beleidige ich Sie durch meine Lebhaftigkeit oder nicht?“ rief plötzlich Fedor Pawlowitsch, rückte auf dem Stuhle nach vorn und ergriff schon mit den Händen die Armlehne, als wolle er mit der Antwort zugleich aufspringen.

„Auch Sie bitte ich aufrichtig, sich nicht zu beunruhigen und sich keinen Zwang anzutun,“ sagte ihm eindringlich der Starek. „Tun Sie, als ob Sie zu Hause seien. Vor allem aber schämen Sie sich nicht so sehr vor sich selbst. Denn nur daher kommt alles bei Ihnen.“

„Ganz wie zu Hause? Sie meinen: ich soll mich ganz natürlich geben. Das ist zuviel. Allein ich nehme es gerührt an. Doch lassen Sie es sich sagen, gesegneter Vater, verlangen Sie von mir nicht die Natürlichkeit, riskieren Sie es lieber nicht. Bis zur Natürlichkeit gebe ich mich nicht einmal bei mir selbst. Ich warne Sie nur, um Ihnen Schlimmes zu ersparen. Und was das übrige angeht, so liegt es noch im Dunkel der Unbekanntheit, wenngleich mich gewisse Leute gerne anschwärzen wollen. Das ist an Sie gerichtet, Piotr Alexandrowitsch. Ihnen aber, heiligstes Wesen, sage ich noch folgendes: ‚Ich spreche meine Begeisterung aus!‘ Er stand auf, erhob die Hände und rief: ‚Selig der Schoß, der dich getragen,

und die Brüste, die dich genährt!‘ besonders die Brüste! Sie haben mich mit Ihrer Bemerkung: ‚Schämen Sie sich nicht so sehr vor sich selbst, denn nur daher kommt alles,‘ tief getroffen und mir gezeigt, daß Sie in meinem Innersten lesen. Ich habe immer das Empfinden, wenn ich zu Leuten gehe, daß ich tief unter ihnen stehe, und daß mich alle für einen Narren halten. Da denke ich: ‚Wartet nur! mir soll es nicht darauf ankommen, den Narren zu spielen; eure Meinung fürchte ich nicht, denn ihr seid alle insgesamt doch noch weniger als ich.‘ Sehen Sie, darum bin ich ein Narr, bin vor lauter Scham ein Narr; großer Starez, nur vor Scham! Nur aus Argwohn werde ich übermütig und schlage sofort Lärm. Denn hätte ich die Überzeugung, daß mich alle gleich für den liebenswürdigsten und geschicktesten Menschen halten — was würde ich da für ein guter Mensch sein! Mein Lehrer!“ rief er und warf sich auf die Knie nieder, „was soll ich tun, um das ewige Leben zu erwerben?“

Selbst jetzt war die Entscheidung nicht leicht, ob er nur scherzte oder ob ihm die Worte wirklich aus dem Herzen kamen.

Der Starez sah ihn an und erwiderte lächelnd:

„Sie wissen selbst längst, was man dazu tun muß; Verstand haben Sie genug. Ergeben Sie sich nicht dem Trunke, mäßigen Sie sich in Ihren Reden, huldigen Sie nicht der Sinnenlust, vor allem aber hängen Sie nicht am Gelde und schließen Sie Ihre Trinkstuben; und wenn nicht alle, im Falle es nicht angehen sollte, so doch wenigstens zwei oder drei. Die Hauptsache, das Allerwichtigste ist: lügen Sie nicht!“

„Das geht wohl auf die Erzählung von Diderot?“

„Nein, nicht nur auf die Geschichte von Diderot. Die Hauptsache ist: belügen Sie sich nicht selbst. Wer sich selbst belügt und auf seine Lüge hört, der kommt schließlich so weit, daß er das Wahre nicht mehr unterscheiden kann, weder in sich noch um sich; und das führt zur Nichtachtung sowohl seiner selbst wie der anderen. Wo aber die Achtung aufhört, da ist es auch mit der Liebe vorbei; wer ohne Liebe dahingeht und Zerstreuungen sucht, der ergibt sich den Leidenschaften und wilden Ausschweifungen und sinkt in seinen Lastern immer tiefer, bis er sich zum Vieh erniedrigt. Dahin kommt er durch

sein fortwährendes Lügen den Menschen und sich selbst gegenüber. Wer sich selbst belügt, wird sich auch am ehesten beleidigt fühlen. Aber mitunter ist es sehr angenehm, sich beleidigt zu fühlen, nicht wahr? Und der Mensch weiß doch, daß ihn niemand gekränkt hat, daß er die Kränkung sich nur ausgedacht und vorgelogen hat zur vermeintlichen Zierde, daß er alles selbst vergrößert und verschlimmert hat, aus einer Erbse einen Berg gemacht hat — er weiß es nur zu gut, und trotzdem fühlt er sich gekränkt bis zum Wohlbehagen, bis zur Empfindung eines Genusses, und das treibt ihn wieder in einen wahren Haß gegen die Menschen hinein. Aber so setzen Sie sich doch; das sind ja ebenfalls nur unwahre Gebärden.“

„Heiliger Mann! Lassen Sie mich Ihre Hand küssen,“ rief Fedor Pawlowitsch, sprang auf, beugte sich geschwind über die magere Hand des Starek und drückte schmeichelnd einen Kuß darauf. „So ist es; ja, so ist es. Gerade angenehm ist es, sich gekränkt zu fühlen. Das haben Sie so schön gesagt, wie ich es noch nicht gehört habe. Ja, so ist es. Mein Leben lang habe ich mich bis zum Genuß gekränkt gefühlt, habe mich um des Schönen willen gekränkt gefühlt; denn es ist nicht nur angenehm, sondern manchmal sogar hübsch, gekränkt zu sein. Das haben Sie vergessen hinzuzufügen, großer Starek: wirklich hübsch. Die Worte werde ich mir ins Notizbuch schreiben. Gelogen habe ich freilich mein ganzes Leben, jeden Tag, den der Herrgott werden ließ, zu jeder Stunde und Minute. Ich bin die leibhaftige Lüge, der Vater der Lüge. Wahrscheinlich vergreife ich mich wieder in meiner Rede; sagen wir lieber: der Sohn der Lüge, das dürfte auch schon genügen. Aber so etwas wie das von Diderot kann man zuweilen doch erfinden. Diderot schadet weiter nichts; aber gewisse andere Wörtchen können mitunter schaden. Ach, bei der Gelegenheit hätte ich es beinahe vergessen, großer Starek, und habe es mir seit drei Jahren fest vorgenommen, mich hier danach zu erkundigen, gerade hier anzufragen und es bestimmt zu erfahren — bitte, sagen Sie indes Piotr Alexandrowitsch, daß er mich nicht unterbricht! — also ich möchte wissen: ist es wahr, großer Mann, was irgendwie in dem Leben der Heiligen geschrieben steht von irgendeinem heiligen Wunderdoktor, den

man um seines Glaubens willen gemartert hat? Es heißt dort nämlich: nachdem man ihn schließlich enthauptet hat, sei er aufgestanden, habe seinen Kopf aufgehoben und ihn liebevoll geküßt und sei lange so mit ihm in den Armen herumgegangen, den Kopf immer liebevoll küßend. Ist das wahr oder nicht, ehrenwerter Vater?"

„Nein, das ist nicht wahr,“ sagte der Starez.

„So etwas steht überhaupt nicht im Leben der Heiligen. Von welchem Heiligen soll denn das geschrieben stehen?“ fragte der Pater Bibliothekar.

„Von wem, weiß ich selbst nicht. Ich ahne es nicht einmal. Mir ist es nur so erzählt worden; man hat mich aber damit angeführt. Wissen Sie, wer es mir erzählt hat? Dieser selbe Piotr Alexandrowitsch Miusoff, der sich eben so furchtbar über Diderot zu entrüsten geruhete. Er selbst hat es mir erzählt.“

„Das habe ich Ihnen nie erzählt. Mit Ihnen spreche ich überhaupt nicht.“

„Stimmt; Sie haben es mir nicht erzählt. Aber Sie haben es in einer Gesellschaft erzählt, in der auch ich mich befand. Es war so ungefähr vor vier Jahren. Ich erwähne es nur deshalb, weil Sie, Piotr Alexandrowitsch, durch diese Geschichte meinen Glauben erschütterten. Sie konnten es nicht wissen und nicht ahnen. Doch ich kehrte mit erschüttertem Glauben heim, und seit der Zeit wird er immer mehr erschüttert. Ja, Piotr Alexandrowitsch, Sie waren die Ursache eines großen Falles! Es handelt sich also nicht bloß um ein Geschichtchen von Diderot!“

Der alte Karamasoff geriet wieder in Eifer. Aber alle waren sich vollkommen klar darüber, daß er sich wieder nur verstelle. Miusoff indes war tief gekränkt.

„Was für Unsinn!“ sagte er beleidigt. „Es mag sein, daß ich es einmal gesagt habe; aber Ihnen nicht. Ich habe es selbst von anderen gehört. Man hat es mir in Paris erzählt. Es war ein sehr gelehrter Franzose, der sich besonders mit russischer Theologie beschäftigte. Er hatte lange in Rußland gelebt und erzählte: es werde bei uns nach der Frühmesse aus dem Leben der Heiligen vorgelesen. Ich habe es

selbst nicht gelesen und werde es auch nicht. Bei Tisch wird manches gesprochen. Wir tafelten nämlich gerade."

"Ja, Sie tafelten damals gerade; ich aber verlor dabei meinen Glauben," spöttelte der alte Karamasoff recht geflissentlich weiter.

"Was geht mich Ihr Glaube an!" fuhr Miusoff auf, bezwang sich indes rasch und fuhr verächtlich fort: "Sie machen wirklich alles gemein, womit Sie in Berührung kommen."

Der Starez erhob sich.

"Entschuldigen Sie mich, meine Herren, ich muß Sie auf wenige Augenblicke verlassen," sagte er allen gleicherweise; "ich werde von Leuten erwartet, die noch vor Ihnen gekommen sind. Sie aber, lügen Sie ein für allemal nicht mehr!" wandte er sich beim Fortgehen noch einmal lächelnd an Fedor Pawlowitsch.

Damit verließ er die Zelle. Aljoscha und der Novize gingen ihm sofort nach, um ihn die Treppe hinunterzuleiten. Aljoscha war froh, fortgehen zu können; am meisten freute es ihn, daß der Starez nicht gekränkt, sondern aufgeräumt schien. Der Starez wollte zur kleinen Galerie gehen, um die Leute zu segnen, die ihn dort erwarteten. Aber Fedor Pawlowitsch hielt ihn noch an der Tür der Zelle auf.

"Gefegneter Mann!" rief er gefühlvoll. "Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen nochmals die Hände küsse! Mit Ihnen kann man sich doch unterhalten! Glauben Sie, daß ich immer so dumm tue und den Narren spiele? So sage ich Ihnen, daß ich es die ganze Zeit absichtlich getan habe, um Sie auf die Probe zu stellen. Die ganze Zeit taste ich ab, ob man mit Ihnen auch auskommen kann. Hat denn meine Wenigkeit Platz neben Eurer Hoheit? Ich kann Ihnen mit gutem Gewissen einen Belobigungsschein ausstellen: man kann wirklich mit Ihnen auskommen. Jetzt aber verstumme ich, verstumme für die ganze Zeit. Ich werde mich auf meinen Stuhl setzen und verstummen. Jetzt ist die Sache an Ihnen, Piotr Alexandrowitsch, das Wort zu ergreifen; jetzt sind Sie die Hauptperson . . . auf zehn Minuten."

Die gläubigen Frauen

Diesmal warteten unten an der kleinen Holzgalerie, die an der Außenseite der Einsiedelungsmauer angebaut war, etwa zwanzig Frauen aus dem Volke. Man hatte sie benachrichtigt, daß der Starez endlich komme, und auf die Kunde hatten sich alle erwartungsvoll herangedrängt. Auf der Galerie befand sich auch Frau Chochlakoff mit ihrer Tochter; doch blieb sie in der anderen Hälfte, die für vornehme Gäste bestimmt war. Frau Chochlakoff, eine reiche und stets geschmackvoll gekleidete Dame, war noch ziemlich jung, sonst ganz hübsch, vielleicht etwas blaß, mit sehr lebhaften, beinahe ganz schwarzen Augen. Sie war erst drei- unddreißig Jahre alt und seit fünf Jahren Witwe. Ihre vierzehnjährige Tochter war an den Füßen gelähmt; das arme Ding, das seit einem halben Jahre nicht mehr gehen konnte, wurde in einem Rollstuhl auf Gummirädern geschoben. Sie hatte ein nettes Gesichtchen; allerdings hatte die Krankheit es etwas mitgenommen; immerhin war sie stets lustig und lebensfroh. Ein schalkhafter Ausdruck lag in den großen, dunklen Augen mit den dunklen Wimpern.

Die Mutter hatte seit dem Frühjahr die Absicht gehabt, mit ihr ins Ausland zu reisen; doch war es ihr nicht möglich gewesen, im Sommer das Gut zu verlassen. In unserer Stadt hielt sie sich bereits eine Woche lang auf; es war wohl mehr aus geschäftlichen Gründen geschehen, als um hier zu beten. Vor drei Tagen hatten sie schon einmal den Starez besucht. Jetzt waren sie wiedergekommen, obgleich sie wußten, daß er so gut wie niemanden mehr empfangen konnte, und hatten unablässig um das Glück nachgesucht, dem großen Arzte ihren Dank auszusprechen. Inzwischen warteten sie auf ihn. Die Mutter saß neben dem Rollstuhl ihrer Tochter.

Zwei Schritte von ihnen stand ein alter Mönch, der aus einem fernen, unbekanntem Kloster im Norden gekommen war. Er wartete gleichfalls auf den Segen des Starez. Doch dieser

schritt, als er auf die Galerie hinaustrat, geradewegs zum Volk. Man drängte sich sofort zur kleinen, dreistufigen Treppe, die von der niedrigen Galerie auf den Rasen hinausführte. Der Starek blieb auf der obersten Stufe stehen und begann, die sich zu ihm herandrängenden Frauen zu segnen.

Auch eine Kranke zog man an beiden Händen zu ihm hin. Kaum hatte diese den Starek erblickt, als sie ganz furchtbar zu kreischen, zu schlucken und am ganzen Körper zu zittern begann, wie kleine Kinder zittern, wenn sie Krämpfe haben. Mit einer Handbewegung breitete der Starek sein Mönchsgewand über ihren Kopf, sprach ein kurzes Gebet — und sie beruhigte sich sofort.

Viele von den hinzutretenden Frauen brachen unter dem Eindruck des Ereignisses in Tränen der Rührung und Begeisterung aus; andere wieder drängten heran, um wenigstens den Saum seines Gewandes zu küssen; wieder andere murmelten Gebete oder Segensprüche vor sich hin. Er segnete sie alle und sprach auch mit einzelnen. Die Kranke kannte er von früher; sie wurde aus einem Dorfe, das nur sechs Werst vom Kloster entfernt war, zu ihm gebracht und war schon des öfteren dagewesen.

„Du dort bist von ferne gekommen,“ sagte er zu einer noch jungen Frau, die sehr hager und im Gesicht nicht etwa bloß sonnverbrannt, sondern geradezu schwarz war. Sie lag auf den Knien und sah mit unbeweglichem Blick auf den Starek. In ihrem Blick lag etwas wie Verzückung.

„Von weitem, Vater, von weitem, dreihundert Werst von hier. Von weitem, Vater, von weitem,“ antwortete sie, bewegte langsam den Kopf hin und her und legte die Hand an die Wacke. Ihr ganzes Sprechen war wie ein Klagelied.

Es gibt im Volke stummes und geduldig ertragenes Leid; es zieht sich in sich selbst zurück und schweigt. Doch auch ein anderes Leid gibt es: das bricht in Tränen aus und geht dann in Klage oder Gebet über. Das ist besonders bei den Frauen der Fall. Doch ist es nicht leichter als das schweigende Leid. Die Klage lindert nur dadurch das Leid, daß sie das Herz zerreißt. Ein solches Leid verlangt nicht einmal nach Trost; es nährt sich am Gefühl seiner Unstillbarkeit, an seiner Trost-

losigkeit. Die Klage aber ist nur das Bedürfnis, die schmerzende Wunde immer wieder zu berühren.

„Du bist wohl aus dem Stande der Kleinbürger?“ fragte der Starez, der prüfend ihr ins Gesicht schaute.

„Aus der Stadt sind wir, Vater, aus der Stadt. Wir sind einfache Leute, sind vom Bauernstande, wohnen aber in der Stadt, Vater, in der Stadt. Ich bin gekommen, um dich zu sehen. Wir haben von dir gehört, Vater, viel gehört. Ich habe mein Söhnchen, mein Kleines, begraben und bin gegangen, um zu Gott zu beten. In drei Klöstern bin ich gewesen; doch alle sagten sie zu mir: ‚Gehe hin zu ihm.‘ Zu dir soll ich gehen. So bin ich gekommen. Gestern war ich im nächtlichen Gottesdienste, und heute bin ich zu dir gekommen.“

„Worüber weinst du?“

„Über mein Söhnchen, Vater. Ein dreijähriges Kindchen war es; nur noch drei Monate fehlten, und es wäre drei Jahre alt gewesen. Es war das letzte, das mir blieb. Vier hatten wir, Nikituschka und ich. Aber die Kinderchen bleiben nicht bei uns, sie bleiben nicht. Die drei ersten begrub ich, und es tat mir gar nicht so weh; diesen letzten begrub ich und kann ihn nicht vergessen. Es ist mir, als ob er vor mir steht und nicht fortgeht. Er hat mir die Seele ausgesogen. Betrachtete ich seine Säckelchen, seine Hemdchen oder seine kleinen Stiefelchen, da stöhne ich und schluchze auf. Alles breite ich aus, was von ihm übriggeblieben ist, sehe es an und weine. Da sagte ich zu Nikituschka, meinem Manne: ‚Lass mich beten gehen.‘ Droschkenkutscher ist er. Wir sind nicht arm, Vater, nicht arm; er ist sein eigener Herr, alles gehört uns selbst, die Pferde und auch die Wagen. Aber was nützt uns jetzt unser Besitz? Wieder wird er auf Abwege geraten, mein Nikituschka; das ist einmal so ohne mich und ist immer so gewesen. Wenn ich mich nur von ihm fortwende, wird er sofort schwach. Aber jetzt denke ich gar nicht mehr an ihn. Drei Monate bin ich schon fort von Hause. Ich habe vergessen, alles vergessen und will auch nichts wissen. Was soll ich jetzt mit ihm? Es ist aus mit ihm; ich habe mit allem abgeschlossen, mit allem. Würde ich doch jetzt nicht mein Haus sehen wollen und all mein Hab und Gut!“

„Höre mich, Mutter,“ sagte der Starek, „einstmals erblickte ein alter Heiliger im Tempel eine weinende Mutter wie du, und sie weinte gleichfalls über ihr kleines Kind, das einzige, das Gott von ihr zu sich genommen hatte. ‚Weißt du nicht,‘ sprach der Heilige zur Mutter, ‚wie kühn diese Kindlein vor dem Throne Gottes sind? Gibt es doch niemanden, der im Himmelreiche kühner wäre denn sie. Du, Herr, hast uns das Leben geschenkt, sagen sie zu Gott, und kaum, daß wir es haben, hast du es wieder von uns genommen. Und so kühn bitten und flehen sie, daß der Herr sie alsbald zu Engeln macht. Und darum,‘ sprach der Heilige, ‚freue dich, du Mutter, und weine nicht; denn dein Kind ist bei Gott in seiner Engelschar.‘ Also sprach in alten Zeiten der Heilige zur weinenden Mutter. Er war ein großer Heiliger. Wie hätte er die Unwahrheit sprechen können? So wisse denn auch du, Mutter, daß auch dein Kind vor dem Throne Gottes steht und fröhlich und selig ist und Gott für dich bittet. Darum weine nicht, sondern freue dich.“

Die Frau hörte ihm zu, den Kopf in die Hand gestützt. Sie seufzte tief.

„Damit hat mich auch Nikituschka getröstet. Wort für Wort, wie du es sagst. ‚Warum weinst du,‘ sagte er, ‚unser Söhnchen ist jetzt gewiß beim lieben Herrgott und singt dort mit den Engelein.‘ Das sagte er mir, weinte aber dabei. ‚Das weiß ich, Nikituschka,‘ sprach ich, ‚wo sollte er denn sonst sein, wenn nicht beim lieben Herrgott; nur ist er nicht bei uns, sitzt hier nicht mehr neben uns, wie er früher saß!‘ Wenn ich nur ein einziges Mal ihn wiedersehen könnte, nur ein einziges Mal ihn hören, wie er auf dem Hofe spielt oder hereinkommt und mit seinem Stimmchen ruft: ‚Mammi, wo bist du?‘ Wenn ich nur noch einmal seine Schritte hören könnte, nur einmal, ich würde ihn gleich wiedererkennen. Sieh, hier ist sein Gürtelchen; er aber ist nicht mehr da, und niemals mehr, niemals werde ich ihn sehen noch hören.“

Sie zog einen kleinen, mit Borten bestickten Gürtel hervor, den sie in den Busen gesteckt hatte. Doch kaum sah sie ihn an, da brach sie auch schon in Tränen aus. Ihr ganzer Körper wurde vom Schluchzen erschüttert; sie bedeckte die

Augen mit den Händen; aber die Tränen flossen durch die Finger über die Hände hinab.

„So hat auch Rahel über ihre Kinder geweint und sich nicht trösten lassen. Das sind die Schranken, die Euch Müttern hier auf Erden gezogen worden sind. So gib du dich nicht damit zufrieden, Frau, tröste dich nicht und lasse dich nicht trösten, sondern weine; nur wisse in jeder Stunde, in der du weinst, daß dein Sohn einer von Gottes Engeln ist, daß er aus dem Himmel auf dich herniederschaut, dich sieht, sich deiner Tränen freut und sie Gott dem Herrn zeigt. Lange noch, Mutter, wirfst du die Tränen deines großen Schmerzes weinen. Aber schließlich werden sie sich in stille Freude verwandeln; und deine bitteren Tränen werden dann nur Tränen einer stillen Nührung sein, einer Herzensläuterung, die vor allen Sünden bewahrt. Deines Sohnes aber werde ich im Gebete gedenken. Wie hieß er?“

„Alexei, Vater.“

„Ein lieber Name. Nach dem Gottesknecht Alexei?“

„Nach dem Gottesknecht, Vater, ja, nach dem Gottesknecht Alexei.“

„Das war ein heiliger Mann. Ich werde seiner gedenken, Mutter, und auch deiner Trauer in meinem Gebet, und auch deines Mannes werde ich gedenken, auf daß es ihm wohl-ergerhe und er gesund bleibe. Nur ist es Sünde von dir, ihn so allein zu lassen. Kehre zurück zu deinem Manne und stehe ihm zur Seite. Sonst sieht dein Sohn von droben, daß du seinen Vater verlassen hast, und er wird über Euch weinen. Warum störst du also seine Seligkeit? Denn er lebt; die Seele ist ewig lebendig. Wie soll er in Euer Haus kommen, wenn dir dein Haus, wie du sagst, nicht mehr lieb ist? Zu wem soll er kommen, wenn er nicht Euch beide, Vater und Mutter, beisammen findet? Sieh, jetzt träumst du von ihm, und das quält dich; dann aber wird er dir freundliche Träume schicken. Geh zu deinem Manne, Frau, kehre noch heutigen-tages zu ihm zurück, Mutter.“

„Ich werde gehen, mein Lieber, werde gehen, wie du gesagt hast. Du hast mir mein Herz erleichtert. Nikituscha, mein

Nikituschka, du erwartest mich wohl," begann sie vor sich hin zu sagen.

Doch der Starez hatte schon zwei funkelnde Augen bemerkt, die ihn aus dem Gesichte einer hageren, anscheinend schwindstüchtigen, doch noch jungen Bäuerin unverwandt ansahen.

"Womit bist du gekommen, mein Kind?"

"Erlöse meine Seele," sagte sie langsam und bedächtig; kniete nieder und verbeugte sich vor ihm bis zur Erde.

"Ich habe gefehlt, mein Vater; mich ängstigt meine Sünde."

Der Starez setzte sich auf die unterste Stufe; die Bäuerin näherte sich ihm, ohne sich von den Knien zu erheben.

"Ich bin Witwe schon das dritte Jahr," begann sie halb flüsternd, wobei sie leise zusammenschauerte. "Schwer hatte ich es in der Ehe; alt war er und schlug mich schmerzhaft. Da wurde er krank und lag zu Bett. Und wie ich ihn so sah, dachte ich: wenn er gesund wird und wieder aufsteht, was dann? Da kam mir der Gedanke . . ."

"Warte!" sagte der Starez und näherte sein Ohr ganz dicht ihren Lippen. Mit leisem Flüstern setzte sie ihre Beichte fort, so daß man nichts mehr verstehen konnte. Sie war bald zu Ende.

"Das dritte Jahr?" fragte der Starez.

"Das dritte Jahr. Zuerst machte ich mir keine Sorgen. Aber jetzt ist das Kränkeln gekommen und damit auch die Seelenangst."

"Bist du von weither gekommen?"

"Über fünfhundert Werst von hier."

"Hast du es in der Beichte gestanden?"

"Ich habe es gestanden, habe es zweimal gestanden."

"Hat man dich zum Abendmahl zugelassen?"

"Ja, man ließ mich zu. Ich fürchte mich, fürchte mich zu sterben."

"Fürchte nichts und fürchte dich niemals und ängstige deine Seele nicht. Wenn nur die Neue in dir nicht nachläßt, wird Gott dir alles verzeihen. Gibt es doch keine Sünde, kann es doch auf der ganzen Welt keine so große Sünde geben, die

Gott der Herr dem aufrichtigen Sünder nicht verzeiht. Oder glaubst du, daß es eine Sünde gibt, die größer ist als Gottes Liebe? Frage nur Sorge um die Neue; sei unermüdet im Vereuen; doch die Angst sollst du von dir scheuchen. Glaube, daß Gott dich samt deiner Sünde und dich in deiner Sünde liebt. Weißt du nicht, daß geschrieben steht: Über einen reinigen Sünder wird im Himmel mehr Freude sein als über zehn Gerechte? So gehe denn hin und fürchte dich nicht. Laß dich nicht durch Menschen verbittern und gräme dich nicht über Kränkungen. Dem Verstorbenen vergib im Herzen alles und söhne dich mit ihm in Wahrheit aus. Wenn du bußfertig bist, liebst du; liebst du aber, so bist du bereits Gottes Kind. Liebe erkaufte alles, rettet alles. Wenn du schon mich, der ich ein ebenso sündiger Mensch bin wie du, gerührt hast und ich Mitleid mit dir fühle, noch mehr wird es dann Gott tun. Die Liebe ist ein so unschätzbare Reichthum, daß du mit ihr die ganze Welt erkaufen kannst und nicht nur deine, sondern auch fremde Sünden auskaufst. So gehe hin in Frieden und fürchte dich nicht."

Dreimal schlug er das Kreuz über sie, nahm dann von seinem Halse ein kleines Heiligenbild und legte es um ihren Hals. Schweigend beugte sie sich vor ihm bis zur Erde. Er erhob sich und blickte heiteren Auges auf ein gesundes Bauernweib, das ein Brustkind auf dem Arm trug.

"Ich bin aus Wyschegorje, Liebster."

"Immerhin sechs Werst von hier und hast dazu noch das Kindchen getragen. Was willst du?"

"Dich sehen wollte ich. Ich bin schon früher bei dir gewesen; hast du es vergessen? Dann hast du kein großes Gedächtnis, wenn du mich schon vergessen hast. Die Leute bei uns erzählten, du seiest krank. Da dachte ich: werde doch selbst hingehen und sehen, wie es ihm geht. Und jetzt sehe ich dich. Was fehlt dir denn eigentlich. Du wirst ja noch zwanzig Jahre leben! Gott mit dir! Du hast soviel Fürbitter; wie sollst du da krank sein!"

"Ich danke dir für alles, Liebe."

"Warte, ich habe noch eine kleine Bitte an dich, sie ist nicht groß. Hier sind sechzig Kopeken: gib sie einer Frau, die

ärmer ist als ich. Als ich herkam, dachte ich: Besser, ich gebe sie durch ihn; er wird schon wissen, wer es nötig hat."

"Ich danke dir, meine Gute, und werde unbedingt so handeln, wie du es wünschest. — Ist es ein Mädchen?"

"Ein Mädchen, Lisaweta."

"Der Herr segne Euch beide, dich wie die kleine Lisaweta. Mein Herz hast du mir erfreut. Lebt wohl, meine Lieben, lebt wohl!"

Er segnete alle und verneigte sich tief vor ihnen.

4

Die fleingläubige Dame

Die zugereiste Gutsbesitzerin, die dem ganzen Gespräch des Starez mit den einfachen Leuten aus dem Volke zugehört hatte, vergoß stille Tränen und tupfte sie mit ihrem Batisttuchlein ab. Sie war eine empfindsame Weltdame, dachte aber in manchen Dingen ganz vernünftig. Als der Starez endlich auch zu ihr trat, empfing sie ihn ganz begeistert.

"Diese rührende Szene ist mir so nahe gegangen." Vor innerer Rührung versagte ihr die Sprache. "Ich verstehe nur zu gut, daß das Volk Sie liebt; ich liebe es auch, ich will es lieben, und wie sollte man es nicht lieben, dieses prächtige, treuherzige russische Volk!"

"Wie steht es um die Gesundheit Ihrer Tochter? Man sagte mir: Sie wollen mich sprechen."

"Ja, ich habe darum gebeten, gefleht. Ich wäre bereit, auf die Knie zu fallen und schließlich drei Tage lang vor Ihrem Fenster zu knien, bis Sie mich empfangen hätten! Wir sind zu Ihnen gekommen, großer Arzt, um Ihnen unseren heißen Dank auszusprechen. Sie haben meine Lisa ganz gesund gemacht, und wodurch? Durch Ihr Gebet am Donnerstag, dadurch daß Sie Ihre Hände beim Beten auf sie gelegt haben.

Wir sind hergekommen, diese Hände zu küssen, unsere Verehrung und Dankbarkeit auszusprechen."

"Ich habe sie geheilt? Sie liegt doch noch im Rollstuhl?"

"Aber sie fiebert jetzt gar nicht mehr in der Nacht, schon die beiden letzten Nächte nicht mehr, seit Donnerstag," sagte nervös erregt die Dame. "Und nicht nur das; auch ihre Füße sind erstarrt. Heute morgen stand sie ganz gesund auf, sie hat die ganze Nacht geschlafen. Sehen Sie doch, wie wohl sie aussieht, wie hell die Augen glänzen! Sonst weinte sie immer, jetzt lacht sie, ist munter und froh. Heute sollten wir sie unbedingt auf die Füße stellen, und so stand sie eine ganze Minute ohne jede Stütze. Sie hat mit mir gewettet, daß sie nach zwei Wochen Walzer tanzen werde. Ich ließ den hiesigen Doktor zu mir bitten. Er zuckte bloß mit der Schulter und sagte: 'Das überrascht mich, ist mir ganz unverständlich!' Und Sie wollen, daß wir Sie nicht mehr belästigen sollen, daß wir Ihnen nicht danken? Lise, bedanke dich, aber bedanke dich doch!"

Lisas reizendes, lachendes Gesicht wurde glöcklich ganz ernst. Sie erhob sich in ihrem Stuhl, soweit es ihr möglich war, blickte den Starez ernst an und legte ihre Händchen vor ihm zusammen. Doch sie konnte sich nicht bezwingen und fing von neuem an zu lachen.

"Ich lache ja nur über ihn," rief sie und wies auf Aljoscha. Sie war selbst nicht zufrieden mit sich, weil sie nicht ernst geblieben war und gelacht hatte. Wer Aljoscha, der einen Schritt hinter dem Starez stand, betrachtet hätte, dem wäre die Röthe aufgefallen, die flüchtig sein Gesicht überzog. In seinen Augen blitzte es auf; aber sogleich senkte er den Blick zu Boden.

"Sie hat einen Auftrag an Sie, Alexei Fedorowitsch. Wie geht es Ihnen?" wandte sich die Mama an Aljoscha und reichte ihm ihr reizendes, behandschuhetes Händchen. Der Starez sah sich hastig nach Aljoscha um und sah ihn prüfend an. Jener trat auf Lise zu und hielt ihr mit einem schüchternen Lächeln die Hand hin. Lise machte ein wichtiges Gesichtchen.

"Katarina Iwanowna schickt Ihnen durch mich diesen Brief," sagte sie und übergab ihm ein kleines Schreiben. "Sie bittet Sie dringend, zu ihr zu kommen und zwar, so bald

es Ihnen möglich ist; und zwar sollen Sie es nicht nur versprechen, sondern auch wirklich tun."

"Sie bitten mich, zu ihr zu kommen? Zu ihr, mich? Warum denn?" fragte Aljoscha höchst verwundert. Er machte ein ganz ängstliches Gesicht.

"Es handelt sich um Dimitri Fedorowitsch und um die jüngsten Geschehnisse," erklärte flüchtig die Mama. "Katarina Iwanowna hat sich zu einem Entschluß aufgerafft, muß Sie indes zu diesem Zwecke sehen. Warum? Das weiß ich natürlich nicht. Aber sie läßt Sie bitten, so bald wie möglich zu kommen. Sie kommen doch, nicht wahr? Kommen Sie unbedingt, hier gebietet es die Pflicht."

"Ich habe Sie nur ein einzigmal gesehen," sagte Aljoscha noch immer verwundert.

"Es ist ein edles, unerreichbar edles Mädchen! Bedenken Sie nur, was sie ertragen hat und was sie jetzt ertragen muß, und bedenken Sie, was ihrer noch wartet. Es ist schrecklich, wirklich schrecklich, wenn man das bedenkt."

"Gut, ich werde hingehen," entschloß sich Aljoscha, nachdem er das kurze, räthelhafte Schreiben überflogen hatte, das außer der dringenden Bitte, zu ihr zu kommen, keine weitere Erklärung enthielt.

"Wie nett von Ihnen! Es wird herrlich sein," rief Lisa ganz entzückt aus. "Ich habe immer zu Mama gesagt: Er kommt nicht, um keinen Preis kommt er! Wie nett, wie reizend Sie sind! Ich habe mir immer gedacht, daß Sie reizend sind, und freue mich, Ihnen das jetzt sagen zu können."

"Lisa!" rief ernst die Mama. Aber sie lächelte sogleich wieder.

"Sie haben uns ganz vergessen, Alexei Fedorowitsch; Sie kommen gar nicht mehr zu uns! Lisa hat mir schon zweimal gesagt, daß sie sich nur in Ihrer Gesellschaft wohl fühlt."

Aljoscha hob den gesenkten Blick, wurde über und über rot und lachte wieder, ohne selbst zu wissen warum.

Der Starek beobachtete ihn nicht mehr. Er unterhielt sich mit dem Mönch, der, wie gesagt, neben Lisas Kollstuhl auf sein Erscheinen gewartet hatte. Dem Aussehen nach war es ein ganz einfacher Mönch, ein Mensch mit einer beschränkten, aber

fest wurzelnden Weltanschauung, dabei gläubig und in seiner Art ungemein starrköpfig. Er erzählte: er sei aus dem fernen Norden gekommen, aus Obdorsk vom heiligen Silvester, aus einem armen, kleinen Kloster, in dem nur neun Mönche lebten. Der Starez segnete ihn und forderte ihn auf, zu irgendeiner Zeit zu ihm in die Zelle zu kommen.

„Wie können Sie so etwas erreichen?“ fragte plötzlich der Mönch und zeigte ernst und feierlich auf Lisa. Er meinte ihre Heilung.

„Davon zu sprechen, ist natürlich noch zu früh. Erleichterung ist nicht völlige Heilung und kann auch durch andere Ursachen hervorgerufen sein. Selbst das wird nicht anders als nach Gottes Wunsch und durch Gottes Kraft geschehen sein. Alles kommt von Gott. Besuchen Sie mich bald, Pater,“ fügte er hinzu, „denn nicht zu jeder Zeit kann ich aufstehen; ich bin krank und weiß, daß meine Tage gezählt sind.“

„O nein, Gott wird Sie nicht von uns nehmen; Sie werden noch lange leben!“ fiel die Mama ihm ins Wort. „Wann sind Sie erkrankt? Sie sehen so gesund aus, so fröhlich und glücklich!“

„Heute fühle ich mich auch viel besser. Aber ich weiß, daß diese Erleichterung nur ganz kurze Zeit anhält. Ich kenne jetzt meine Krankheit und gebe mich keiner Täuschung über sie hin. Wenn ich Ihnen aber so fröhlich und glücklich schein, so hätten Sie mich nicht mehr erfreuen können als mit dieser Bemerkung. Denn zum Glück sind die Menschen geschaffen, und wer vollkommen glücklich ist, darf von sich sagen: ‚Ich habe Gottes Gebot auf dieser Welt erfüllt.‘ Alle Heiligen, alle Märtyrer sind glücklich gewesen.“

„Wie schön Sie sprechen! Welch erhabene Worte Sie gebrauchen!“ sagte begeistert die Mama. „Wenn Sie etwas sagen, so geht es mir gleich durch und durch. Und doch! das Glück, ja, das Glück – wo ist es? Wer kann von sich sagen, daß er glücklich ist? Wenn Sie einmal in Ihrer Güte wieder zu uns herausgekommen sind, so hören Sie auch alles, was ich Ihnen das vorige Mal nicht sagen konnte, was ich Ihnen nicht zu sagen wagte, worunter ich schon so lange leide. Ich leide nämlich, verzeihen Sie mir, ich leide.“

In heiß aufwallendem Gefühl faltete sie die Hände vor ihm.

„Worunter leiden Sie so besonders?“

„Ich leide unter meinem Unglauben.“

„Unglauben an Gott?“

„O nein, daran wage ich nicht einmal zu denken. Aber das Leben im Jenseits ist mir so ein Rätsel. Und niemand kann bestimmt auf die Frage antworten. Hören Sie mich an, Sie tiefer Kenner der Menschenseele! Ich habe keinen Anspruch darauf, daß Sie meinen Worten vollen Glauben schenken. Aber ich gebe Ihnen die Versicherung, daß ich nicht so oberflächlich hinrede. Der Gedanke an das Leben nach dem Tode regt mich Unglückliche auf. Bis zur höchsten Angst, bis zum Entsetzen treibt er mich. Und ich weiß nicht, an wen ich mich wenden soll. Niemals habe ich es gewagt. Doch jetzt fasse ich mir den Mut und komme zu Ihnen. Was werden Sie von mir denken?“

Damit bedeckte sie ihr Gesicht mit den Händen.

„Beunruhigen Sie sich nicht wegen meiner Meinung,“ entgegnete der Stares. „Ich glaube vollkommen an die Aufrichtigkeit Ihres Kammers.“

„Ich danke Ihnen dafür! Sehen Sie, ich schließe die Augen und denke: Wenn alle glauben, so — woher kommt das? Jetzt aber versichert man: Der Glaube sei zuerst nur aus der Furcht vor den Schrecken einflößenden Naturerscheinungen gekommen, und einen Glauben gebe es überhaupt nicht. Ich habe geglaubt, solange ich lebe, und jetzt sterbe ich und sehe mit einemmal nichts vor mir, und nur Kletten wachsen auf meinem Grabe, wie ich es vor kurzem las. Das ist doch entsetzlich!“

„Zweifellos. Doch mit Beweisen ist dabei nichts zu machen. Wohl aber kann man sich überzeugen.“

„Wie? Wodurch?“

„Durch die Erfahrung der werktätigen Liebe. Bemühen Sie sich, Ihre Nächsten mit der Tat und unermüdet zu lieben. In dem Maße, wie Sie in der Liebe fortschreiten, werden Sie sich auch vom Dasein Gottes und der Unsterblichkeit Ihrer Seele überzeugen. Sind Sie dann in der Nächstenliebe bis zur vollen Selbstverleugnung gelangt, dann werden

Sie auch den vollen Glauben errungen haben und kein Zweifel wird sich mehr in Ihr Herz einschleichen können. Das ist eine alterprobte Wahrheit.“

„Durch werktägige Liebe? Da erhebt sich sofort eine andere Frage, und was das für eine Frage ist. Ich liebe die Menschen so sehr, daß ich — werden Sie es mir glauben? — zuweilen daran denke, alles zu verlassen, alles, was ich habe, Lisa und alles, um barmherzige Schwester zu werden. Ich schliesse die Augen und denke und träume, und in solchen Augenblicken fühle ich eine unüberwindliche Kraft in mir. Keine Wunden, keine Eiterbeulen könnten mich abschrecken, ich würde sie mit meinen eigenen Händen waschen und verbinden. Ich möchte die Pflegerin solcher Kranken sein und wäre bereit, diese Schwären zu küssen.“

„Es ist schon viel und gut, daß Ihre Gedanken hiervon träumen und nicht von anderem. Vielleicht werden Sie doch noch eine gute That tun, und sei es auch nur aus Versehen.“

„Aber wie lange kann ich dieses Leben ertragen?“ fragte erregt, faßt außer sich die Dame. „Das ist für mich die Hauptsache, die quälendste Frage! Ich schliesse die Augen und frage mich: wie lange würdest du auf diesem Wege fortgehen können? Wenn der Kranke, dessen Wunden du wäschst, dir nicht sofort seine ganze Dankbarkeit zu erkennen gibt, dich im Gegenteil wohl noch mit Launen quält, ohne deine menschenfreundliche Aufopferung zu schätzen oder auch nur zu beachten, dich anschreit, sogar roh von dir verlangt, was du aus freien Stücken gewährst, sich sogar bei deinen Vorgesetzten über dich beklagt — wie Schwerleidende es häufig tun — was dann? Wird dann die Liebe noch fortbauern oder nicht? Denken Sie sich, ich habe mir selbst angstvoll eingestanden: wenn es etwas gibt, das meine tätige Liebe zur Menschheit sofort erkalten lassen könnte, so ist es die Undankbarkeit. Mit einem Wort: ich bin eine Arbeiterin um Lohn, ich verlange den Lohn sofort. Man soll mich loben, mir Gegenliebe entgegenbringen als Lohn für meine Liebe. Sonst bin ich überhaupt nicht fähig, jemanden zu lieben.“

Ein Anfall der aufrichtigsten Selbsterkenntnis schien über

sie gekommen zu sein. Als sie geendet hatte, blickte sie geradezu herausfordernd auf den Starek.

„Was Sie mir sagen, hat mir fast Wort für Wort einmal — es ist schon lange her — ein Arzt gesagt,“ bemerkte dieser. „Es war ein bereits beehrter und sicherlich kluger Mann. Er sprach ebenso aufrichtig, wenn auch halb im Scherz; aber durch sein Scherzen klang tiefe Traurigkeit hindurch. ‚Ich liebe die Menschheit,‘ sagte er, ‚wundere mich indes über mich selbst. Je mehr ich die Menschen im allgemeinen liebe, desto weniger liebe ich die Menschen im einzelnen; das will sagen: als einzelne Personen genommen. In Gedanken,‘ sagte er, ‚bin ich nicht selten zu ganz sonderbaren Absichten, der Menschheit zu dienen, gekommen; und vielleicht wäre ich wirklich fähig gewesen, mich für die Menschheit kreuzigen zu lassen, wenn es, sagen wir, unbedingt erforderlich gewesen wäre. Trotzdem könnte ich nicht einmal zwei Tage lang mit einem Menschen in einem Zimmer leben, wie ich aus mehrfacher Erfahrung weiß. Kaum ist jemand bei mir, so tritt er schon meiner Persönlichkeit, meiner Eigenliebe zu nahe und beeinträchtigt mich in meiner Freiheit. In vierundzwanzig Stunden kann ich den besten Menschen hassen: den einen, weil er bei Tisch langsam isst, den anderen, weil er den Schnupfen hat und sich immer die Nase putzen muß. So werde ich,‘ sagte er, ‚sofort zum Menschenfeinde, sobald ich nur mit Menschen in Berührung komme. Je mehr ich aber die Menschen hasste, würde meine Liebe zur Menschheit im allgemeinen immer größer und umfassender.“

„Was soll man denn in einem solchen Falle tun? Das ist doch zum Verzweifeln!“

„Nein, es genügt, daß Sie sich darum grämen. Tun Sie, was in Ihren Kräften steht; auch das wird Ihnen angerechnet werden. Sie haben schon viel getan; denn Sie haben sich so tief und wahr erkannt. Wenn Sie aber auch mit mir nur deshalb so aufrichtig gesprochen haben, um von mir ein Lob zu hören für Ihre Aufrichtigkeit, so werden Sie mit Ihrer werktätigen Liebe nichts erreichen, so wird alles nur in Ihrem Denken bleiben, und das ganze Leben wird wie eine Erscheinung vorüberfliegen. Dann werden Sie natürlich auch

das jenseitige Leben vergessen und sich schließlich irgendwie beruhigen.“

„Sie haben mich vernichtet! Erst in diesem Augenblick, da Sie sprachen, begriff ich, daß ich wirklich nur Ihr Lob für meine Aufrichtigkeit erwartete, als ich Ihnen sagte: ich würde Undankbarkeit nicht ertragen können. Sie haben mich ganz begriffen und mir den Spiegel der Selbsterkenntnis vorgehalten.“

„Sagen Sie das jetzt wirklich aufrichtig? Dann kann ich Ihnen sagen: nach einem solchen Bekenntnis glaube ich, daß Sie aufrichtig und im Herzen ein guter Mensch sind. Wenn Sie auch das Glück nicht erreichen sollten, denken Sie daran, daß Sie auf einem guten Wege sind, und bemühen Sie sich, von ihm nicht abzuweichen. Das, was Ihnen schlecht erscheint, wird schon dadurch, daß Sie es bemerken, geläutert. Lassen Sie sich niemals durch Ihren eigenen Kleinmut vom Streben nach Liebe abschrecken; sogar Ihre eigenen schlechten Handlungen in dieser Hinsicht brauchen Sie nicht so sehr zu fürchten. Es tut mir leid, daß ich Ihnen nichts Beruhigenderes sagen kann: denn die werktätige Liebe ist im Vergleich zur schwärmerischen Liebe etwas Unangenehmes, Abstoßendes. Die schwärmerische Liebe will schnell eine Heldentat, die man in kurzer Zeit ausführen kann, und zwar unbedingt so, daß alle sie beachten. Dabei kommt es wirklich so weit, daß man bereit ist, das Leben hinzugeben, wenn es nur nicht so lange dauert, sondern schnell geschehen ist wie auf der Bühne, und alle es sehen und loben. Die werktätige Liebe dagegen ist Arbeit und Ausdauer, für manche sogar eine ganze Wissenschaft. Ich aber sage Ihnen: In der Minute, wenn Sie mit Entsetzen gestehen, daß Sie trotz allem Ringen nicht nur dem Ziele nicht näher gekommen sind, sondern sich scheinbar von ihm entfernt haben — in diesem Augenblick, sage ich Ihnen, werden Sie mit einemmal das Ziel erreichen und über sich fühlbar die Kraft des Herrn empfinden, die Kraft Gottes, der Sie immer geliebt hat und Sie die ganze Zeit unsichtbar lenkt. — Verzeihen Sie, aber ich muß jetzt gehen; man erwartet mich. Auf Wiedersehen!“

Die Dame weinte.

„Lisa, Lisa, segnen Sie sie, segnen Sie sie!“ bat sie erregt.

„Ihr Lächlerchen lieb zu haben, lohnt sich gar nicht. Ich

habe sehr wohl gesehen, wie unartig sie die ganze Zeit gewesen ist," sagte scherzend der Stares. „Warum haben Sie die ganze Zeit über Alerci gelacht?“

Lisa hatte sich wirklich die ganze Zeit über nur in dieser schelmischen Weise beschäftigt. Sie hatte schon längst bemerkt, daß Aljoscha verlegen wurde, wenn sie ihn ansah, und daß er sich alle Mühe gab, sie nicht anzusehen. Das fand sie ungeheuer interessant. Aufmerksam paßte sie auf und suchte seinen Blick abzufangen. Aljoscha aber, der den unverwandt auf ihn gerichteten Blick nicht ertragen konnte, bezwang sich immer wieder, und plötzlich — plötzlich sah er, wie von einer unwiderstehlichen Kraft gezwungen, zu ihr hin, worauf ihn Lisa triumphierend anlachte. Aljoscha wurde immer verlegener und ärgerte sich immer mehr über sich selbst. Zuguterletzt wandte er sich ganz von ihr weg und versteckte sich halb hinter dem Rücken des Stares. Doch schon nach kurzer Zeit wandte er sich, wieder von dieser unbezwingbaren Kraft angezogen, vorsichtig zur Seite, um sich zu vergewissern, ob er angesehen werde oder nicht, und da gewahrte er denn, daß Lisa sich ganz über die Armlehne ihres Stuhles beugte, ihn von der Seite betrachtete und gespannt auf den Augenblick wartete, daß er sich nach ihr umblicken werde. Wenn sie dann seinen Blick auffing, lachte sie so herzlich, daß selbst der Stares nicht ernst bleiben konnte.

„Sie Unart, warum machen Sie ihn denn so verlegen?“

Lisa wurde feuerrot; ihre Züge aber wurden tieferns, und dann sprudelte sie in bitterer, erregter Klage heraus:

„Warum hat er alles vergessen? Er hat mich auf den Armen getragen, als ich klein war, und wir haben zusammen gespielt. Später ist er zu uns gekommen, um mich lesen zu lehren, wissen Sie das nicht? Als er vor zwei Jahren fortging, sagte er noch: er werde nie vergessen, daß wir zwei Freunde sind, ewige Freunde. Und jetzt geht er mir aus dem Wege? Ich beiße ihn doch nicht oder esse ihn auf! Warum will er nicht zu mir kommen? Warum spricht er nicht mit mir? Erlauben Sie es ihm nicht? Er geht doch sonst allenthalben hin. Wir wissen es recht wohl. Zwingen kann ich ihn nicht; er muß von selbst kommen. Er hätte selbst daran denken

müssen, wenn er es nicht vergessen hat. Nein, er kommt nicht, er sucht hier sein Seelenheil. Wozu haben Sie ihm diesen langschößigen Lappen angezogen? Er fällt ja, wenn er läuft."

Plötzlich bedeckte sie das Gesicht mit der Hand und lachte unaufhaltsam ihr schüttelndes, unhörbares Lachen.

Lächelnd hatte der Starez ihr zugehört, und zärtlich segnete er sie. Als sie jedoch seine Hand zum Kusse ergriff, presste sie diese plötzlich an ihre Augen und brach in Tränen aus:

„Seien Sie mir nicht böse, ich bin so dumm, bin überhaupt nichts wert. Aljoscha ist vielleicht ganz in seinem Recht, wenn er zu einer so Dummen nicht kommen will.“

„Ich schicke ihn ganz bestimmt zu Ihnen,“ versprach ihr lächelnd der Starez.

5

Und es geschehe also

Der Starez war kaum fünfundzwanzig Minuten aus der Zelle fortgeblieben. Es war schon halb eins, aber Dimitri Fedorowitsch war immer noch nicht gekommen, obgleich sich alle nur feinetwegen eingefunden hatten. Trotzdem schien man ihn ganz vergessen zu haben; denn als der Starez wieder in die Zelle trat, fand er seine Gäste in lebhafter Unterhaltung. An ihr beteiligten sich vor allem Fedor Pawlowitsch und die beiden Priestermonche. Auch Miusoff mischte sich ein, anscheinend mit großem Eifer; doch er hatte auch jetzt kein Glück. Er konnte nicht durchdringen, und man antwortete ihm nur wenig, so daß seine Gereiztheit, die sich in ihm bereits angestaut hatte, durch diesen neuen Umstand noch erhöht wurde. Aber noch aus einem anderen Grunde war er so gereizt. Er hatte schon vorher sich bemüht, Iwan Fedorowitsch im Wissen zu überbieten. Es war ihm jedoch bisher immer mißlungen; und da konnte er dessen herabsetzendes Benehmen ihm gegenüber um so weniger mit kaltem Blute ertragen.

„Bis jetzt war ich in allem, was in Europa das Fortgeschrittenste darstellt, auf der Höhe gewesen; diese neue Generation will aber über uns einfach hinweggehen,“ dachte er empört. Fedor Pawlowitsch, der aus freien Stücken sein Wort gegeben hatte, sich auf den Stuhl zu setzen und zu schweigen, schwieg tatsächlich eine geraume Zeit, beobachtete aber mit leisem, spöttischem Lächeln seinen Nachbar Miussoff, dessen Geiztheit ihn offenbar freute. Er hatte sich schon längst vorgenommen, diesem gewisse Dinge heimzuzahlen, und wollte jetzt die Gelegenheit nicht ungenutzt vorübergehen lassen. Schließlich hielt er es nicht mehr aus, beugte sich hinüber zu seinem Stuhlnachbarn und stichelte geflissentlich im Flüster-ton nochmals:

„Warum gingen Sie denn vorhin nach den Worten: ‚küßte es liebend‘, nicht fort, warum gewannen Sie es über sich, in so unanständiger Gesellschaft zu bleiben. Ich will Ihnen den Grund angeben. Sie fühlten sich herabgesetzt und beleidigt und blieben, um aus Rache das Licht Ihres Geistes leuchten zu lassen. Jetzt werden Sie um keinen Preis eher fortgehen, als bis es aufgeleuchtet hat.“

„Fangen Sie schon wieder an? Ich gehe sofort.“

„Als Letzter werden Sie gehen, Piotr Alexandrowitsch,“ stichelte nochmals Fedor Pawlowitsch. In demselben Augenblick betrat der Starek das Zimmer.

Das Gespräch verstummte sofort. Doch der Starek, der sofort seinen alten Platz wieder einnahm, blickte alle so freundlich an, als wolle er sie mit dem Blicke auffordern fortzufahren. Aljoscha aber, der jeden Zug seines Gesichtes kannte, sah deutlich, daß er furchtbar müde und überanstrengt war. In der letzten Zeit seiner Krankheit war er mehrmals vor Erschöpfung ohnmächtig geworden. Sein Gesicht war fast ebenso blaß wie vor einer Ohnmacht, und seine Lippen verloren die Farbe. Doch wollte er offenbar die Versammelten nicht fortschicken. Er schien ein besonderes Ziel im Auge zu haben. Aljoscha beobachtete ihn gespannt.

„Wir sprachen über einen ungemein interessanten Artikel,“ sagte der Priestermonch Pater Jossiff, der Bibliothekar, zum Starek und zeigte dabei auf Iwan Fedorowitsch. „Er bringt

in diesem Artikel viel Neues vor; doch kommt es schließlich, glaube ich, auf das Alte hinaus. Bei Gelegenheit der Erörterung der kirchlich-bürgerlichen Gerichtsfrage und des Umfanges ihrer Berechtigung hat er in einem kleinen Zeitungsartikel dem Geistlichen geantwortet, der über diese Frage ein ganzes Buch geschrieben hat."

"Leider habe ich Ihren Artikel nicht gelesen; aber gehört habe ich von ihm," sagte der Starez, der Iwan Fedorowitsch prüfend anblickte.

"Er vertritt einen interessanten Standpunkt," fuhr der Pater Bibliothekar fort. "Wie es scheint, verneint er in der Frage der kirchlichen Zivilgerichtsbarkeit die Trennung von Kirche und Staat."

"Das ist freilich sehr interessant. Doch in welchem Sinne meinen Sie das?" fragte der Starez Iwan Fedorowitsch.

Dieser antwortete ihm. Doch tat er es nicht etwa mit einer herablassenden Höflichkeit, wie Mjoscha befürchtet hatte, sondern bescheiden und zurückhaltend, mit sichtbarer Zuvorkommenheit und augenscheinlich ohne jeden Hintergedanken.

"Ich gehe von der Überzeugung aus, daß diese Verwechslung der Elemente, nämlich des Wesens der Kirche mit dem Wesen des Staates, beide als Einzelbegriffe genommen, ewig sein wird, obgleich sie überhaupt nicht sein dürfte, und man die beiden nie in ein normales, geschweige denn in ein einigermaßen befriedigendes Verhältnis wird bringen können, da die ganze Sache sich auf einer Unwahrheit aufbaut. Ein Übereinkommen zwischen dem Staat und der Kirche in Fragen, wie zum Beispiel in der des Gerichtes, ist meines Erachtens schon allein nach ihrem Wesen unmöglich. Der Geistliche, dem ich in meinem Artikel geantwortet habe, behauptet, daß die Kirche im Staate eine ganz genau bestimmte Stellung einnehme. Ich aber hielt ihm entgegen, daß im Gegenteil die Kirche den ganzen Staat in sich einschließen müsse, nicht aber in ihm eine bestimmte Ecke einnehmen solle, und daß dieses, wenn es jetzt aus bestimmten Gründen unmöglich ist, dem Wesen der Dinge nach doch unbedingt das feste und erste Ziel der ganzen Weiterentwicklung des Christentums sein müsse."

"Das ist vollkommen richtig," sagte zustimmend Pater

Paißi, der schweigsame und gelehrte Priestermonch, in dessen Stimme eine leichte Erregung durchklang.

„Der reinste Ultramontanismus!“ rief Miussoff, der ungeduldig ein Bein über das andere schlug.

„Wir haben nicht einmal Berge,“ meinte Pater Jossiff und wandte sich dann fortfahrend an den Starez: „Er geht unter anderem auch auf folgende grundlegende, wesentliche Behauptungen seines Gegners, des Geistlichen, ein. Erstens sagt dieser: ‚Es kann und darf kein einziger gesellschaftlicher Verband die Macht, über die bürgerlichen und politischen Rechte seiner Mitbürger zu verfügen, sich aneignen.‘ Zweitens: ‚Die Befugnisse des Kriminal- und Zivilgerichtes dürfen nicht der Kirche angehören; denn dieses ist mit ihrem Wesen als göttliche Einrichtung und als Verband der Menschen zu religiösen Zwecken unvereinbar,‘ und schließlich drittens: ‚Daß die Kirche kein Reich von dieser Welt sei‘ . . .“

„Ein unwürdiges Wortspiel für einen Geistlichen!“ unterbrach ihn ungeduldig Pater Paißi. „Ich habe das Buch gelesen, auf das Sie geantwortet haben,“ sagte er zu Iwan Fedorowitsch, „und war nicht wenig erstaunt über die Worte des Geistlichen, daß die Kirche ‚kein Reich von dieser Welt‘ sei. Wenn sie nicht von dieser Welt wäre, könnte sie demgemäß nicht auf der Welt existieren. Im Evangelium sind die Worte: ‚nicht von dieser Welt‘ in einem anderen Sinne gebraucht. Es geht aber nicht an, mit solchen Worten sein Spiel zu treiben. Unser Herr Jesus Christus ist doch nur deswegen gekommen, um die Kirche gerade hier auf Erden zu gründen. Das Himmelreich ist natürlich nicht von dieser Welt, sondern im Himmel; man kann aber nicht anders hineinkommen als durch die Kirche, die auf der Erde gegründet und errichtet ist. Darum sind alle solche Wortspiele unmöglich und unwürdig. Die Kirche ist in Wahrheit Herrschaft hier auf Erden, und ihr ist bestimmt zu herrschen, und ihr Ziel kann zweifellos nur das eine sein: ihre Herrschaft über die ganze Welt auszubreiten, wie es auch die Verheißung sagt.“ —

Er verstummte plötzlich, als ob er sich einen Zwang auferlegen wollte. Iwan Fedorowitsch, der ihm höflich und aufmerksam zugehört hatte, fuhr mit ungewöhnlicher Ruhe, wie

vorher unaufgefordert und offenherzig sich an den Starek wendend, in seiner Erklärung fort:

„Der ganze Gedanke, den ich in meinem Artikel entwickelt habe, ist der, daß das Christentum in den ersten drei Jahrhunderten auf der Erde bloß in Gestalt einer Kirche erschien und auch nur Kirche war. Als aber das heidnische römische Kaisertum christlich werden sollte, war es nur natürlich, daß es bei seinem Übertritt zum Christentum die Kirche in sich aufnahm, selbst aber fortfuhr, in sehr vielen Dingen wie früher ein heidnischer Staat zu bleiben! Im Grunde genommen hätte es anders auch gar nicht kommen können. Es blieb im römischen Reiche gar zu viel von der alten Bildung und der heidnischen Weisheit übrig, wie die Ziele und Grundsätze des Reiches selbst. Die Kirche Christi konnte indes bei ihrem Eintritt in den Staat natürlich nichts von ihrem Grundgedanken, dem Felsen, auf dem sie gegründet war, aufgeben und konnte demnach nur ihre Ziele verfolgen, die ihr einmal selbst vom Herrn gesetzt und angewiesen waren, wie unter anderem: die ganze Welt und damit auch das ganze frühere heidnische Reichswesen in Kirche zu verwandeln. So muß denn — vom zukünftigen Ziele der Kirche gesprochen — nicht die Kirche sich einen bestimmten Platz im Staate suchen wie ‚jeder andere gesellschaftliche Verband‘ oder wie ‚ein Verband der Menschen zu religiösen Zwecken‘ — so drückt sich der geistliche Verfasser, dem ich erwiderte, über die Kirche aus — sondern im Gegenteil mußte sich jeder Erdenstaat schließlich vollkommen in eine Kirche verwandeln und nichts anderes werden als bloß Kirche und sich damit natürlich von allen seinen Zielen, die mit den Zielen der Kirche nicht übereinstimmen, einfach abwenden. Das alles würde den Staat als solchem um nichts erniedrigen, ihm weder seine Ehre noch seinen Ruhm als Großmacht nehmen, noch würde es den Ruhm seiner Herrscher schmälern, sondern würde den Staat nur von dem falschen, noch heidnischen und irreführenden Wege auf den richtigen wahren Weg stellen, auf den einzigen, der zu ewigen Zielen führt.“

„Das heißt also, kurz gesagt,“ begann Pater Paissi und betonte jedes Wort, „nach russischer Auffassung und bestimmter Annahme soll sich dagegen die Kirche nicht in Staat ver-

wandeln, wie aus einer niedrigen in eine höhere Form, sondern der Staat soll sich anschicken, einzig und allein Kirche und nichts anderes zu werden. Dies soll sein Endziel sein. Also geschehe es. Amen!“

„Ich muß gestehen, Sie haben mir wieder etwas Mut gemacht,“ sagte Miusoff und schlug ein Bein über das andere. „Soweit ich es verstehe, handelt es sich um die Verwirklichung irgendeines Ideals, eines unendlich fernen, bei der Wiederkunft des Herrn. Dagegen habe ich nichts einzuwenden. Ein wunderschöner, märchenhafter Traum von der Abschaffung der Kriege, Diplomaten, Banken und vielem anderen. Das sieht ja aus wie Sozialismus. Ich dachte schon, daß alles Ernst sei und die Kirche jetzt bereits in Kriminalfragen richten, zu Ruten und Zwangsarbeit und vielleicht sogar zum Tode verurteilen solle.“

„Wenn es nur ein einziges kirchlich-bürgerliches Gericht gäbe, würde die Kirche auch jetzt nicht zur Zwangsarbeit oder zum Tode verurteilen. Das Verbrechen und die Auffassung von ihm müßten sich selbstverständlich ganz verändern, allmählich natürlich, nicht plötzlich und nicht sofort, immerhin ziemlich bald,“ sagte ruhig und ohne mit der Wimper zu zucken, Iwan Fedorowitsch.

„Meinen Sie das im Ernst?“ Miusoff sah ihn forschend an.

„Wenn alles Kirche wäre, würde die Kirche den Verbrecher oder den Ungehorsamen ausschließen, nicht aber Köpfe fällen,“ fuhr Iwan Fedorowitsch fort. „Aber wohin würde der Ausgestoßene gehen? Er müßte ja nicht nur von den Menschen, sondern auch von Christus fortgehen. Dann würde er sich mit seinem Verbrechen nicht nur gegen die Menschen, sondern auch gegen die Kirche Christi vergangen haben. Streng genommen ist es ja auch jetzt so; doch ist es immerhin nicht behördlich erklärt. So findet sich denn heute der Verbrecher sehr häufig mit seinem Gewissen auf die Weise ab, daß er sagt: Ich habe zwar gestohlen, greife aber die Kirche nicht an, bin also Christi Feind nicht.“ Das sagt sich heute fast ausnahmslos jeder Verbrecher. Wenn aber die Kirche an die Stelle des Staates getreten ist, könnte er es sich schwerlich sagen, er müßte schon die ganze Kirche auf der ganzen

Welt verneinen: „Alle irren sich, alle sind vom rechten Wege abgekommen, alle sind nicht wahre Kirche, nur ich allein, der Mörder und Dieb, ich bin die wahre christliche Kirche. Etwas derartiges aber sich zu sagen, hält doch sehr schwer und setzt Umstände und Verhältnisse voraus, die es nicht häufig gibt. Jetzt nehmen Sie andererseits die Auffassung des Verbrechens, wie die Kirche sie vertritt: Wird sich da die allgemeine Auffassung des Verbrechens nicht ändern müssen im Vergleich zur gegenwärtigen, fast heidnischen Auffassung, wird sie sich nicht vielmehr von dem Gedanken, das kranke Glied einfach abtrennen zu müssen, wie es jetzt zum Schutze der Gesellschaft geschieht, in Wahrheit und nicht nur zum Schein dem Gedanken von der Wiedergeburt des Menschen, seiner Auferstehung und Rettung zuwenden?“

„Was soll das wieder bedeuten? Ich fange wieder an, nicht zu verstehen,“ unterbrach ihn Miusoff. „Wieder so ein Hirngespinnst! Etwas Ungereimtes, aus dem man überhaupt nicht klug werden kann. Wie meinen Sie das Ausschließen, und was für ein Ausschluß soll es sein? Ich vermute stark, Sie belieben zu scherzen, Iwan Fedorowitsch.“

„Aber genau genommen ist es jetzt auch ganz dasselbe,“ fiel plötzlich der Starek ein, und sofort wandten sich ihm die Blicke aller zu. „Denn wenn es jetzt keine Kirche Christi gäbe, hätte der Verbrecher keinen einzigen Halt nach dem Verbrechen und nicht einmal die Möglichkeit zur Buße, das heißt: einer wirklichen und nicht, wie Sie sagten: äußerlichen Buße, die in der Mehrzahl nur die Herzen erbittert, sondern die wirkliche Buße, die einzige abschreckende und die einzige friedensbringende Buße, die in der Erkenntnis des eigenen Gewissens liegt.“

„Erlauben Sie, wie meinen Sie das?“ erkundigte sich mit dem lebhaftesten Interesse Miusoff.

„Ich meine das so,“ begann der Starek. „Alle Verschickungen, Zwangsarbeit und früher noch die körperliche Strafe bessern niemanden; vor allem schrecken sie keinen einzigen Verbrecher ab. Die Zahl der Verbrechen verringert sich nicht etwa, sondern vergrößert sich täglich. Das werden Sie mir zugeben müssen. Daraus folgt, daß die Welt durch

ein solches Vorgehen in keiner Weise geschützt ist; denn wenn auch das schädliche Mitglied einfach abgetrennt und weit fortgeschickt wird — aus den Augen, aus dem Sinn — wird es sofort durch einen anderen Verbrecher, vielleicht sogar durch zwei Verbrecher ersetzt. Wenn es etwas gibt, das die Gesellschaft unserer Tage schützt, den Verbrecher selbst bessert und in einen anderen Menschen umwandelt, so ist es wiederum nur das Gebot Christi, das sich in der Erkenntnis des eigenen Gewissens kundtut. Nur wenn der Verbrecher sich seine Schuld als Sohn der Gemeinschaft Christi, das heißt: der Kirche, eingesteht, sieht er auch seine Schuld ein gegen die Gemeinschaft selbst, nämlich gegen die Kirche. Somit ist der gegenwärtige Verbrecher einzig vor der Kirche imstande, seine Schuld anzuerkennen, nicht aber vor dem Staate. Wenn also das Gericht der Gemeinschaft als Kirche gehören würde, dann würde sie wissen, wen sie aus der Verbannung zurückführen und wieder aufnehmen könnte. Jetzt indes hat die Kirche, weil sie wohl die Möglichkeit allein des sittlichen Verurteilens, nicht aber ein wirkliches Gericht hat, des Einflusses auf die wirkliche Buße des Verbrechers sich begeben. Sie schließt ihn nicht aus und verläßt ihn nie mit ihrem mütterlichen Troste. Ja, sie bemüht sich, mit dem Verbrecher die ganze kirchliche Gemeinschaft zu erhalten. Sie läßt ihn zum Gottesdienst, zum Abendmahl zu; sie gibt ihm Almosen und verhält sich zu ihm mehr wie zu einem Verführten als einem Schuldigen. Was würde mit dem Verbrecher geschehen, wenn auch die christliche Gemeinschaft, die Kirche, ihn ebenso verstoßen würde, wie das bürgerliche Gesetz ihn verstößt und ausschließt? Was würde geschehen, wenn jedesmal und sofort nach der Strafe des staatlichen Gesetzes auch die Kirche ihn mit Ausschließung strafe? Eine größere Verzweiflung kann es gar nicht geben, wenigstens für den russischen Verbrecher; denn die russischen Verbrecher sind noch gläubig. Doch übrigens, wer kann es wissen! Vielleicht würde dann etwas ganz Furchtbares geschehen. Der Verbrecher würde in seiner Verzweiflung völlig den Glauben verlieren, und was dann? Doch die Kirche zieht sich als liebende Mutter freiwillig von einer eigenen Bestrafung zurück, da der Schuldige auch ohne ihre

Strafe durch das staatliche Gericht so wie so schon zu grausam bestraft ist, sie ihm aber wenigstens etwas Mitleid zeigen muß. Vor allem deswegen, weil das Gericht der Kirche das einzige ist, das nichts als die Wahrheit enthält und sich demgemäß wesentlich und sittlich mit keinem anderen Gericht, nicht einmal zu einem zeitweiligen Übereinkommen, vereinigen kann. Hierbei kann man sich nicht auf Vergleiche einlassen. Der ausländische Verbrecher, sagt man, bereue selten. Denn sogar die jetzt sich verbreitenden Lehren bestärken ihn in dem Gedanken, daß sein Verbrechen kein Verbrechen sei, sondern nur eine Auflehnung gegen die ungerecht unterdrückende Macht. Die Gesellschaft scheidet ihn ganz von selbst aus infolge der Macht, die sie über ihn hat, und begleitet diese Ausschließung noch mit Haß — wenigstens sagen sie in Europa selbst so von sich — und vollster Gleichgültigkeit für ihres Bruders Schicksal. So vollzieht sich dort alles ohne das geringste kirchliche Mitleid. Denn in vielen Fällen gibt es dort gar keine Kirche mehr; es gibt dort nur noch Kirchendiener und prachtvolle Kirchengebäude. Die Kirchen selbst jedoch streben schon längst danach, aus der niedrigeren Form der Kirche in die höhere des Staates überzugehen, um schließlich ganz in ihm zu verschwinden. So ist es, glaube ich, wenigstens in den lutherischen Ländern. In Rom wird aber schon seit tausend Jahren an Stelle der Kirche der Staat verkündet. Darum hält sich der Verbrecher selbst nicht mehr für ein Glied der Kirche und wird als Ausgestoßener zur Verzweiflung getrieben. Kehrt er aber in die Gesellschaft zurück, so bringt er nicht selten einen solchen Haß mit, daß die Gesellschaft ihn ganz von selbst wieder ausstößt. Wie das endet, können Sie sich selbst sagen. In mancher Hinsicht könnte es scheinen, als sei es bei uns ebenso. Doch bei uns gibt es außer dem staatlichen Gerichte noch die Kirche, die niemals die Verbindung mit dem Verbrecher aufgibt, in ihm stets noch ihren lieben Sohn sieht. Überdies gibt es bei uns noch — wenn auch meinerwegen nur geistig — das Gericht der Kirche, das jetzt allerdings noch nicht in Tätigkeit ist, aber immerhin für die Zukunft lebt; und wenn es sich auch nur geistig erhält, so wird es doch vom Verbrecher selbst fraglos schon jetzt

anerkannt. Auch das ist ganz richtig, was hier vorhin gesagt wurde: wenn das Gericht der Kirche wirklich und in seiner ganzen Macht eingeführt würde, das will sagen: wenn die ganze Gesellschaft sich ausschließlich in Kirche verwandeln sollte, so würde nicht nur das Gericht der Kirche selbst auf die Besserung des Verbrechers in einer Weise einwirken, wie es jetzt ganz undenkbar ist, sondern es würden sich vielleicht im Verhältnis zu früher die Verbrecher außerordentlich verringern. Auch darüber kann kein Zweifel bestehen, daß die Kirche den zukünftigen Verbrecher und das zukünftige Verbrechen in vielen Fällen ganz anders auffassen würde, wie man es jetzt auffaßt, und daß sie es verstehen würde, den Ausgestoßenen zurückzuführen, den Böses Sinnenden zu warnen und den Gefallenen wieder aufzurichten. Freilich,“ fuhr der Starez lächelnd fort, „vorläufig ist die christliche Gesellschaft selbst noch nicht fertig und steht nur auf den sieben Gerechten. Da aber diese nicht aussterben werden, so bleibt sie immerhin unerschütterlich in der Erwartung ihrer vollständigen Verwandlung aus der Gesellschaft als einer fast noch heidnischen Verbindung in die einzige allgemeine und herrschende Kirche. Also geschehe es, und wenn auch erst am Ende der Zeiten; denn nur diesem ist es allein vorherbestimmt, in Erfüllung zu gehen! Was nach menschlichem Ermessen sehr weit entfernt sein kann, das kann nach der Versöhnung Gottes vielleicht schon vor der Tür stehen. Hoffen wir, daß es also ist! Amen!“

„Amen, Amen!“ wiederholte andächtig und ernst Pater Paissi.

„Sonderbar, höchst sonderbar!“ meinte Miusoff nicht etwa heftig, wohl aber mit einem heimlichen Unwillen.

„Was scheint Ihnen denn so sonderbar?“ fragte Pater Josiff.

„Ja, was soll es eigentlich bedeuten?“ fuhr Miusoff auf, als ob er sich nicht mehr zurückhalten lassen wolle. „Der Staat wird auf Erden beseitigt, die Kirche aber wird zum Staate erhoben! Das ist ja nicht mehr Ultramontanismus, das ist Erzultramontanismus! So etwas hat sich nicht einmal Gregor der Siebente träumen lassen!“

„Entschuldigen Sie, aber Sie haben es gerade umgekehrt aufgefaßt!“ wies ihn Pater Paissi streng zurück. „Nicht die Kirche verwandelt sich in Staat, beachten Sie das wohl. Das ist Rom und sein Ideal. Das ist die dritte Versuchung des Teufels! Im Gegenteil, der Staat verwandelt sich in Kirche, erhebt sich bis zur Kirche und wird Kirche auf der ganzen Erde. Das ist dem Ultramontanismus Roms und Ihrer Auffassung vollkommen entgegengesetzt und nur die Bestimmung der Rechtgläubigkeit auf Erden. Von Osten her kommt das Licht.“

Miusoff schwieg bedeutsam. Seine ganze Gestalt drückte eine ungewöhnliche persönliche Würde aus. Ein ungemein herablassendes Lächeln erschien auf seinen Lippen. Aljoscha war dem Gespräche mit klopfendem Herzen gefolgt. Es regte ihn bis ins innerste Herz auf. Zufällig warf er einen Blick zu Rakitin hinüber. Dieser stand unbeweglich an seinem Platze an der Tür und beobachtete und hörte aufmerksam zu, obgleich er den Blick zu Boden gesenkt hielt. Doch an der lebhaften Färbung seines Gesichtes erriet Aljoscha, daß auch Rakitin nicht weniger als er selbst innerlich erregt war. Aljoscha kannte den Grund.

„Gestatten Sie, meine Herren, daß ich Ihnen eine kleine Geschichte erzähle,“ sagte plötzlich eindringlich und mit besonders würdevoller Miene Miusoff. „Vor etlichen Jahren — es war kurz nach der Dezemberrevolution — traf ich in Paris einmal, als ich im Hause eines sehr hochstehenden Mannes — er gehörte damals zur Regierung — meinen Besuch machte, in seinen Empfangsräumen einen Herrn, der allgemeines Interesse wachrief. Er war nicht gerade ein Geheimpolizist, aber so etwas wie der Leiter, sagen wir, einer ganzen Schar politischer Geheimpolizisten, in seiner Art ein sehr einflußreicher Mann. Ich knüpfte mit ihm ein Gespräch an, da er auch mir auffiel; und weil er nicht als Bekannter des Hauses, sondern als Untergebener mit gewissen Berichten gekommen war, so teilte er mir, als er bemerkte, wie ich bei seinem Vorgesetzten empfangen wurde, einige Amtsgeheimnisse mit, natürlich nur bis zu einem gewissen Grade; er war eher nur höflich als gerade vorsichtig, wie die Franzosen höflich

zu sein verstehen, als er in mir einen Ausländer erkannte. Doch ich verstand ihn sehr gut. Das Gespräch drehte sich um die sozialistischen Revolutionäre, die damals verfolgt wurden. Über die Hauptpunkte der Unterhaltung gehe ich hinweg. Nur eine sehr interessante Bemerkung, die er plötzlich fallen ließ, will ich wiedergeben: „Diese Sozialisten, Anarchisten, Gottesleugner und Umstürzler fürchten wir nicht sonderlich,“ sagte er; „wir beobachten sie nur. Im übrigen sind alle ihre Pläne uns bekannt. Unter ihnen gibt es einige, nicht gerade viele Leute besonderer Art. Das sind Christen, die an Gott glauben, zugleich aber Sozialisten sind. Diese Leute fürchten wir am meisten; das ist ein gefährliches Volk. Der christliche Sozialist ist viel gefährlicher als der gottesleugnende Sozialist.“ Diese Worte trafen mich damals tief. Jetzt aber, hier bei Ihnen, meine Herren, sind sie mir wieder eingefallen.“

„Sie wollen damit sagen, daß Sie jene Worte auch auf uns beziehen und in uns demnach Sozialisten sehen?“ fragte geradeheraus, ohne hinter dem Berge zu halten, Pater Paissi.

Doch ehe noch Miusoff an eine Antwort denken konnte, öffnete sich die Tür und Dimitri Fedorowitsch, der sich so ungebührlich verspätet hatte, trat ein. Man hatte ihn anscheinend ganz vergessen, und sein unerwartetes Erscheinen rief im ersten Augenblick sogar ein gewisses Erstaunen hervor.

6

Wozu lebt solch ein Mensch?

Dimitri Fedorowitsch war mittelgroß und hatte ein anziehendes Gesicht. Er war erst achtundzwanzig Jahre alt, sah jedoch weit älter aus. Muskulös, wie er war, ließ er eine bedeutende körperliche Kraft vermuten; doch prägte sich in seinem Gesicht ein krankhafter Zug aus. Er war hager, die Backen waren eingefallen, und er hatte eine eigenartige, ungesunde, bleiche Farbe. Seine großen, dunklen, etwas vorstehenden Augen hatten scheinbar einen festen und doch wieder gewissermaßen unbestimmten

Ausdruck. Selbst wenn er erregt war oder gereizt sprach, gehorchte sein Blick, wie es schien, nicht seiner inneren Stimmung und drückte etwas anderes aus, manchmal sogar etwas, das seinem Worte oder der Lage gar nicht entsprach. „Es ist schwer zu sagen, woran er eigentlich denkt,“ äußerten sich zuweilen Menschen, die mit ihm gesprochen hatten. Andere wieder, die in seinem Blick etwas Nachdenkliches, Trauriges zu sehen vermeinten, waren erstaunt, wenn sie ihn plötzlich lachen hörten, was von seinen heiteren Gedanken Zeugnis ablegte in dem Augenblick, wo seine Augen noch so trübe und düster geblickt hatten. Übrigens war sein kränkliches Aussehen aus einem besonderen Grunde wohl begreiflich; man erzählte sich allgemein von dem ungewöhnlich unruhvollen, leichten Leben, dem er sich gerade in der letzten Zeit ergeben hatte. Man erzählte sich auch von den furchtbaren Wutausbrüchen, zu denen er sich in dem Streit mit seinem Vater wegen des ihm vorenthaltenen Geldes hatte hinreißen lassen; so manches Geschichtchen lief von Mund zu Mund in der Stadt. Er war tadellos und elegant gekleidet. In einem zugeknöpften Gehrock, mit schwarzen Handschuhen, den Zylinder in der Hand, trat er ein. Als Offizier, der erst vor kurzem seine Entlassung genommen hatte, trug er einen Schnurrbart und ein glattrasiertes Kinn. Sein dunkelblondes Haar war kurz geschoren und an den Schläfen leicht nach vorne gekämmt. Er hatte einen festen Gang, schritt aus wie ein Offizier im Dienst.

Auf der Schwelle blieb er stehen, ließ seine Augen über sämtliche Anwesenden hingehen und trat dann entschlossen auf den Starez zu, in dem er sofort die Hauptperson erkannte. Tief verneigte er sich vor ihm und bat ihn um seinen Segen. Der Starez erhob sich und segnete ihn. Ehrerbietig küßte ihm Dimitri Fedorowitsch die Hand und sagte außergewöhnlich erregt, fast gereizt:

„Verzeihen Sie, daß ich Sie so lange habe warten lassen. Der Diener Smerdjakoff, den mein Vater zu mir geschickt hatte, sagte mir auf meine wiederholte Frage nach der Zeit des Besuches zweimal in den bestimmtsten Ausdrücken, er sei auf ein Uhr angesetzt, und jetzt erfahre ich plötzlich . . .“

„Machen Sie sich deshalb keine Sorge,“ unterbrach ihn

der Starez. „Sie haben sich etwas verspätet. Das hat gar nichts zu sagen.“

„Ich bin Ihnen sehr dankbar und habe von Ihrer Güte auch nicht weniger erwartet!“

Nach diesen Worten verbeugte sich Dimitri Fedorowitsch nochmals vor ihm. Dann wandte er sich zu seinem Vater und machte ihm plötzlich eine ehrerbietige, tiefe Verbeugung. Man sah ihm an, daß er sich fest vorgenommen hatte, in dieser Weise höflich zu sein, und es damit wirklich aufrichtig meinte; denn er hielt es für seine Pflicht, wenigstens so seine Ehrerbietung wie seine guten Absichten zum Ausdruck zu bringen. Fedor Pawlowitsch aber, der zuerst vor Überraschung gar nicht wußte, wie ihm geschah, besann sich nach einem Augenblick wieder auf seine Art. Er sprang hastig von seinem Stuhl auf und gab seinem Sohn auf seine Höflichkeit genau solch eine Verbeugung zurück. Er setzte sofort eine äußerst wichtige Miene auf, was ihm ein entschieden bösesartiges Aussehen verlieh. Schweigend, mit einem kurzen Neigen des Kopfes begrüßte Dimitri Fedorowitsch dann die übrigen Anwesenden und ging mit seinen großen, gleichmäßigen Schritten zum Fenster, wo er sich auf den einzigen freien Stuhl setzte, nicht weit von Pater Paissi; er beugte sich etwas vor und schien dem unterbrochenen Gespräch zuhören zu wollen.

Die ganze Unterbrechung hatte keine zwei Minuten gedauert. Es war also selbstverständlich, daß die Unterhaltung weitergeführt wurde. Diesmal hielt Miusoff es nicht für nötig, auf die bestimmte, fast gereizte Frage des Vaters zu antworten.

„Gestatten Sie, daß wir diesen Gegenstand fallen lassen?“ sagte er mit einer gewissen Nachlässigkeit.

„Dafür werde ich Ihnen eine äußerst interessante und bezeichnende Geschichte von Iwan Fedorowitsch erzählen. Vor nicht länger als fünf Tagen erklärte er in einer hiesigen, größtenteils aus Damen bestehenden Gesellschaft während einer Aussprache feierlichst, daß es auf der ganzen Erde entschieden nichts gebe, was den Menschen veranlassen könne, seinesgleichen zu lieben; ein Naturgesetz, nach dem ein Mensch die Menschheit lieben müsse, sei überhaupt nicht vorhanden, und

wenn es bis jetzt trotzdem auf der Erde Liebe gebe, so geschehe dies nicht nach dem Naturgesetz, sondern einzig darum, weil die Menschen noch an ihre Unsterblichkeit glaubten. Iwan Fedorowitsch fügte bei dieser Gelegenheit so beiläufig hinzu: gerade darin bestehe das ganze Naturgesetz, so daß, wenn man im Menschen den Glauben an die Unsterblichkeit vernichte, in ihm nicht nur die Liebe, sondern überhaupt jede lebendige Kraft zur Fortsetzung des irdischen Lebens versiegen werde, und nicht nur das: es werde dann nichts Unsittliches mehr geben, sagte er, alles werde dann erlaubt sein, sogar die Menschenfresserei. Auch damit war es noch nicht genug. Er schloß mit der Behauptung, daß sich für jede einzelne Person, wie ich zum Beispiel eine bin, die weder an Gott noch an ihre Unsterblichkeit glaubt, das sittliche Gesetz der Natur in das volle Gegenteil des früheren religiösen Gesetzes verwandeln müsse, und daß die Selbstsucht sogar bis zum Verbrechen dem Menschen nicht nur zu erlauben, sondern für ihn als unvermeidlicher, vernünftigster und womöglich edelster Ausweg in seiner Lage anzuerkennen sei. Aus diesem widersinnig lautenden Satze, meine Herren, können Sie schließen, welche Ansichten unser lieber Iwan Fedorowitsch vertreten hat und vielleicht auch noch zu vertreten beabsichtigt."

"Erlauben Sie," rief ganz unerwartet Dimitri Fedorowitsch dazwischen, „habe ich recht gehört: Das Verbrechen muß nicht nur erlaubt sein, sondern sogar als unvermeidlicher und vernünftigster Ausweg aus der Lage eines jeden Gottlosen anerkannt werden! War es so oder nicht?"

„Genau so," sagte Pater Paissi.

„Das werde ich mir merken!"

Ebenso plötzlich, wie er sich ins Gespräch eingemischt hatte, verstummte Dimitri Fedorowitsch wieder. Alle sahen ihn neugierig an.

„Ist das wirklich Ihre Überzeugung von den Folgen, die der Verlust des Glaubens an die Unsterblichkeit ihrer Seele für die Menschen haben würde?" fragte der Starez Iwan Fedorowitsch.

„Ich habe es einmal behauptet. Es gibt keine Tugend, wenn es keine Unsterblichkeit gibt."

„Selig sind Sie, wenn das Ihr Glaube ist, oder aber maßlos unglücklich!“

„Warum denn unglücklich?“ fragte Iwan Fedorowitsch lächelnd.

„Weil Sie selbst aller Wahrscheinlichkeit nach weder an die Unsterblichkeit Ihrer Seele glauben noch daran, was Sie über die Kirche und die Kirchenfrage geschrieben haben.“

„Vielleicht haben Sie recht. Trotzdem habe ich nicht nur geschertzt,“ gestand sonderbarerweise Iwan Fedorowitsch, wobei er flüchtig erröthete.

„Nicht nur geschertzt, das ist wahr; der Gedanke hat sich in Ihrem Herzen noch nicht bis zur Entscheidung durchgerungen, und so sind Sie in Ihrem Herzen unruhig. Aber auch der Märtyrer liebt es zuweilen, mit seiner Verzweiflung zu spielen, gewissermaßen gleichfalls aus Verzweiflung. Vorläufig spielen auch Sie aus Verzweiflung, wenn Sie Zeitungsartikel schreiben und in Gesellschaften in Erörterungen sich ergehen, ohne dabei selbst an Ihre eigenen Worte zu glauben, über die Sie bei sich mit wehem Herzen lachen. Diese Frage hat in Ihnen noch nicht ihre Lösung gefunden, und darin besteht Ihr großes Leid. Denn sie fordert unerbittlich eine Lösung . . . Gebe Gott, daß Ihr Herz noch auf Erden die Lösung finde, und möge Gott Ihre Wege segnen!“

Der Starez erhob die Hand und wollte schon von seinem Platz aus das Zeichen des Kreuzes über Iwan Fedorowitsch machen. Doch dieser stand auf, trat zu ihm hin und empfing den Segen. Darauf küßte er ihm die Hand und kehrte stumm auf seinen Platz zurück. Diese Handlungsweise sowie das ganze vorhergegangene sonderbare Gespräch mit dem Starez, das man von Iwan Fedorowitsch gar nicht erwartet hätte, schien alle durch das Räthelhafte und fast Feierliche stuhig zu machen, so daß das Schweigen eine ganze Minute andauerte. Auf Aljoschas Gesicht drückte sich beinahe Schrecken aus. Darüber zuckte Miussoff mit den Achseln, und sofort sprang auch der alte Karamasoff auf.

„Göttlicher, heiligster Starez!“ rief er und zeigte auf Iwan Fedorowitsch. „Das ist mein Sohn, Leib von meinem

Leib, mein liebster Leib. Das ist mein ehrerbietigster — sozusagen Karl Moor, der aber dort, mein Dimitri Fedorowitsch, der jetzt erst gekommen ist, und gegen den ich mein Recht suche — das ist der unehrerbietigste Franz Moor — beide aus Schillers Räubern — ich selbst aber bin in diesem Falle natürlich der regierende Graf von Moor! Jetzt urteilen Sie! Und retten Sie! Wir bedürfen nicht nur Ihrer Gebete, sondern auch Ihrer Weisungen.“

„Reden Sie, ohne dabei den Narren zu spielen, und beginnen Sie nicht mit Beleidigungen Ihrer Angehörigen,“ sagte der Starez mit schwacher, erschöpfter Stimme.

Ersichtlich wurde er immer müder, und seine Kräfte verließen ihn fast wahrnehmbar.

„Diese unwürdige Komödie habe ich vorausgeahnt,“ rief unmutig Dimitri Fedorowitsch und sprang gleichfalls auf. „Verzeihen Sie, ehrwürdiger Vater,“ wandte er sich an den Starez, „ich bin nur ein ungebildeter Mensch und weiß nicht einmal, wie man Sie anreden muß. Man hat Sie betrogen, und es war von Ihnen eine viel zu große Güte, uns hier zu empfangen. Mein Vater will es nur zu einem Skandal treiben. Wozu er ihn nötig hat, weiß ich nicht; doch wird er dabei schon auf seine Rechnung kommen. Er hat bei allem, was er tut, seine besonderen Absichten und Berechnungen. Übrigens glaube ich zu wissen, wozu . . .“

„Natürlich fallen sie alle über mich her!“ rief seinerseits der alte Karamasoff; „auch Piotr Alexandrowitsch hat die Hand dabei im Spiele. Das haben Sie getan, Piotr Alexandrowitsch, das haben Sie!“ damit wandte er sich heftig zu Miusoff um, obgleich es diesem gar nicht eingefallen war, ihm zu widersprechen. „Man beschuldigt mich: ich soll das Geld meiner Kinder in meine Stiefel gesteckt haben und allen das Fell über die Ohren ziehen. Aber gibt es denn keine Gerichte? Dort würde man Ihnen, Dimitri Fedorowitsch, nach Ihren eigenen Quittungen, Briefen und Kontrakten sofort vorrechnen, wieviel Sie besaßen, wieviel Sie durchgebracht haben, und wieviel Ihnen übrigbleibt! Warum hütet sich Piotr Alexandrowitsch, die Sache vor die Gerichte zu bringen? Dimitri Fedorowitsch ist ihm doch kein Fremder!

Er tut es aber nicht, weil alle auf mich einhacken. Dimitri Fedorowitsch ist mir noch schuldig, und nicht wenig, sondern Tausende, was ich mit vielen Schriftstücken beweisen kann. Die ganze Stadt redet ja über seine allenthalben bekannten Trinkgelage. Dort, wo er in Garnison stand, hat er tausend oder zweitausend Rubel hinausgeworfen, um ehrsame Mädchen zu verführen. Ja, ja, das wissen wir, Dimitri Fedorowitsch, samt allem geheimen Drum und Dran. Ich kann es gleichfalls beweisen. — Heiligster Vater, werden Sie es glauben: er hat das edelste aller Mädchen umgarnt, eine Tochter aus gutem Hause, mit einem Kapital, die Tochter seines früheren Regimentsbefehlshabers, eines tapferen, verdienten Obersten, der schon Orden und sogar die Anna mit den Schwertern am Halse trug, hat das Mädchen mit einem Heiratsantrag ins Gerede gebracht. Jetzt ist sie hier, ist Waise und seine Braut; er aber verkehrt vor ihren Augen mit einem anderen Mädchen. Wenn diese auch mit einem ehrenwerten Menschen in sozusagen bürgerlicher Ehe gelebt hat, so ist sie doch, was den Charakter anbetrifft, sehr unabhängig, ist für alle eine uneinnehmbare Festung, als ob sie eine rechtmäßige Frau wäre. Denn sie ist tugendhaft, ja tugendhaft! Dimitri Fedorowitsch will diese Festung mit goldenem Schlüssel öffnen. Deshalb versteift er sich auf das Geld, das ich ihm schulden soll, und will es mir auspressen. Inzwischen hat er aber bereits Tausende ihretwegen verzettelt. Ihretwegen borgt er andauernd Geld, unter anderem auch bei wem — können Sie es erraten? Soll ich es sagen oder nicht, Mitja?"

„Schweig!“ schrie Dimitri Fedorowitsch; „warte, bis ich fortgegangen bin. In meinem Beisein untersteh dich nicht, das edelste Mädchen, die Tochter eines Kommandanten, zu beschimpfen. Allein schon, daß du überhaupt nur ein Wort von ihr gesagt hast, ist eine Schmach für sie. Das erlaube ich nicht.“

Ihm ging der Atem aus.

„Mitja, Mitja!“ rief der Alte und preßte sich eine Träne aus dem Auge. „Wozu gibt es denn einen Vatersegen? Wenn ich dich nun verfluche?“

„Unverschämter Heuchler!“ schrie Dimitri Fedorowitsch ihn wütend an.

„Das sagt er seinem Vater! Was wird er da noch den anderen sagen! Meine Herren, stellen Sie sich vor: Hier wohnt ein armer, aber ehrenwerter Mensch, ein verabschiedeter Hauptmann. Er hat Unglück gehabt und den Abschied bekommen, doch nicht durch ein gerichtliches Urteil, sondern ohne seiner Ehre verlustig zu gehen. Mit zahlreicher Familie wohnt er hier. Vor drei Wochen hat ihn unser Dimitri Fedorowitsch am Bart gepackt im Restaurant und ihn an diesem seinem Bart auf die Straße gezerrt und ihn dort öffentlich verprügelt, nur deshalb, weil jener in einer gewissen Angelegenheit mein Beauftragter ist.“

„Nichts als Lüge! Von außen sieht es wie Wahrheit aus, inwendig ist es aber nichts als Lüge!“ rief Dimitri Fedorowitsch vor Wut zitternd. „Ich will mich nicht rechtfertigen wegen meiner Handlungsweise. Ja, ich gehe selbst vor allen Menschen zu, daß ich wie ein Tier an jenem Hauptmann gehandelt habe, und meine tierische Wut tut mir leid, und ich schäme mich ihrer. Aber dieser Hauptmann, dein Beauftragter, war zu der nämlichen Dame gegangen, die nach ihrer Äußerung eine Dirne ist, und hatte ihr in deinem Namen vorgeschlagen, sie solle alle Wechsel, die sich in deinen Händen befinden, nehmen und sie einlagen, um mich auf diese Weise, wenn ich mit meiner Forderung einer Vermögensabrechnung dir zu nahe auf den Hals rücke, ins Gefängnis zu bringen. Und du machst mir jetzt meine Gefühle für diese Dame zum Vorwurf, während du sie doch selbst gelehrt hast, mich zu fangen. Sie erzählte es allen ganz offen; auch mir hat sie es erzählt und sich dabei über dich lustig gemacht. Ins Gefängnis willst du mich aber nur bringen, weil du ihretwegen auf mich eifersüchtig bist, weil du dich unterstanden hast, mit deiner gemeinen Aufdringlichkeit dich der Dame zu nähern. Das weiß ich gleichfalls von ihr selbst; sie hat es mir gleichfalls lachend — hörst du? — über dich lachend erzählt. Da sehen Sie, meine heiligen Väter, wie dieser Mensch ist, der Vater, der seinem ausschweifenden Sohne Vorwürfe macht! Verzeihen Sie meine Erregung; aber ich ahnte schon, daß dieser verschlagene, hinterlistige Greis Sie alle hierher gerufen hat, um es zu einem Skandal zu treiben. Ich kam her, ihn

zu verzeihen, wenn er mir seine Hand entgegengestreckt hätte, und selbst um Verzeihung zu bitten! Weil er aber nicht nur mich beleidigt hat, sondern auch das edelste Mädchen, dessen Namen ich aus Hochachtung nicht ohne Grund aussprechen will, so entschloß ich mich, sein ganzes Spiel aufzudecken, wengleich er mein Vater ist."

Er konnte nicht weitersprechen. Seine Augen funkelten und sein Atem ging schwer. Außer dem Starez erhoben sich alle von ihren Plätzen. Die beiden Priestermonche blickten strenge drein, warteten ab, was der Starez sagen werde. Der war ungewöhnlich blaß, nicht vor Aufregung, sondern infolge seiner krankhaften Schwäche.

Ein flehentliches Lächeln lag auf seinen Lippen. Bisweilen erhob er die Hand, wie um die Erregten zu beruhigen; und eine Bewegung von ihm hätte genügt, dem ganzen Auftritt ein Ende zu machen. Doch er schien es nicht zu wollen, schien noch irgend etwas abzuwarten und beobachtete aufmerksam, als sei er sich über etwas noch nicht klar geworden. Endlich unterbrach Miusoff, der sich vollends zurückgestellt und gekränkt fühlte, das Schweigen.

"An diesem Standal sind wir alle schuld!" sagte er erregt. "Aber so etwas habe ich mir doch nicht träumen lassen, als ich herkam, wengleich ich wußte, mit wem ich zu tun hatte. Dem muß sofort ein Ende gemacht werden! Ehrwürden, glauben Sie mir, daß mir alle hier zu Tage gekommenen Einzelheiten nicht bekannt waren. Ich hätte sie auch nicht für möglich gehalten; erst jetzt erfahre ich sie zum erstenmal. Der Vater ist auf den Sohn eifersüchtig wegen eines Weibes, das einen unsittlichen Lebenswandel führt, und verabredet sich mit diesem gemeinen Geschöpf, den Sohn ins Gefängnis zu bringen. Und in einer solchen Gesellschaft habe ich herkommen müssen. Ich bin betrogen worden, nicht weniger als alle anderen!"

"Dimitri Fedorowitsch!" rief plötzlich mit sonderbarer, ihm ganz fremder Stimme Fedor Pawlowitsch. "Wenn Sie nicht mein Sohn wären, würde ich Sie unverzüglich auf Pistolen fordern bei drei Schritt Entfernung übers Schnupftuch! — übers Schnupftuch!" schrie er und stampfte mit den Beinen auf.

Es kommt bisweilen vor, daß alte Lügner, die sich ihr

ganzes Leben lang verstellt haben, plötzlich vor Aufregung tatsächlich zittern und weinen, wenn sie sich in ihre Verstellung schon gar zu sehr verrannt haben, ungeachtet sie sich noch in demselben Augenblick oder noch vor einer Sekunde haben zuflüstern können: „Du bist ja ein Lügner, alter schamloser Narr; bist auch jetzt ein Komödiant trotz deines ganzen ‚heiligen‘ Zornes!“

Dimitri Fedorowitschs Gesicht nahm einen unheimlichen Ausdruck an; mit unbeschreiblicher Verachtung blickte er auf seinen Vater.

„Ich glaubte,“ sagte er eigenartig leise und zurückhaltend, „ich würde mit meinem Schutzengel, meiner Braut, in die Heimat zurückkehren, um ihn hier im Alter zu pflegen, und jetzt sehe ich vor mir nur einen ausschweifenden Lüfling und gemeinen Komödianten!“

„Auf Pistolen!“ schrie wieder der Alte außer Atem, und Speichel spritzte bei jedem Worte von seinen Lippen. „Sie aber, Piotr Alexandrowitsch Miusoff, wollen sich merken, Verehrtester, daß es vielleicht in Ihrem ganzen Geschlechte, weder jetzt noch früher, kein höheres und ehrenwerteres Weib gegeben hat als dieses ‚gemeine Geschöpf‘, wie Sie jene Dame vorhin zu nennen wagten! Du aber, Dimitri Fedorowitsch, hast gegen dieses ‚gemeine Geschöpf‘ deine Braut eingetauscht, damit also selbst zugegeben, daß deine Braut nicht einmal deren Schuhsohlen wert ist; so ist also dieses Geschöpf!“

„Welche Schmach!“ entfuhr es Pater Jossiff.

„Ja, eine Schmach und Schande ist es!“ rief plötzlich Kalganoff, der die ganze Zeit geschwiegen hatte, mit einer vor tiefster Erregung zitternden Stimme und wurde über und über rot.

„Wozu lebt solch ein Mensch!“ stieß außer sich vor Wut Dimitri Fedorowitsch fast brüllend hervor, wobei er die Schultern so stark hob, daß er beinahe bucklig aussah. „Darf man es noch länger zulassen, daß er mit seiner Person die Erde schändet?“

Langsam und gemessen sprach er die Worte und sah sich im Kreise um mit einem Fingerzeig auf seinen Vater.

„Hört, ihr Mönche, den Vatermörder!“ — damit stürzte

sich Fedor Pawlowitsch auf den Pater Jossiff. „Das ist die Antwort auf Ihre Bemerkung: ‚Welche Schmach!‘ Was ist eine Schmach? Dieses ‚gemeine Geschöpf‘, dieses Weib, das einen ‚unsittlichen Lebenswandel‘ führt, ist vielleicht heiliger als Ihr selbst, meine Herren Mönche, die Ihr hier Euer Seelenheil sucht. Sie ist vielleicht in ihrer Jugend gefallen als Opfer ihrer Umgebung; sie hat eben ‚viel geliebt‘; jenem Weibe aber, das ‚viel geliebt‘ hatte, wurde von Christus alles vergeben.“

„Christus hat ihr nicht für diese Liebe vergeben,“ erwiderte unwillig der sonst so freundliche Pater Jossiff.

„Für diese, hört es, Mönche, gerade für diese Liebe! Ihr sucht hier in Sauerkraut Euer Seelenheil und glaubt, daß Ihr Gerechte seid! Ihr eßt bloß Gründlinge, jeden Tag einen einzigen Gründling, und glaubt, mit Fischfleisch Gott zu erkaufen!“

„Unglaublich! Unglaublich!“ hörte man allseits in der Zelle.

Doch dieser bis zum Ekel getriebene Auftritt sollte in unerwarteter Weise sein Ende finden. Plötzlich erhob sich der Starez von seinem Platz. Zwar hatte Aljoscha in seiner Angst um ihn und die anderen seine Geistesgegenwart ganz eingebüßt; aber er konnte ihn noch beim Aufstehen unterstützen. Der Starez schritt auf Dimitri Fedorowitsch zu und fiel, als er dicht vor ihm stand, auf die Knie nieder. Aljoscha meinte, er sei vor Schwäche zusammengesunken; doch dem war nicht so. Nachdem der Starez niedergekniet war, verneigte er sich tief vor Dimitri Fedorowitsch in einer im deutlichen Bewußtsein ausgeführten Verbeugung und berührte sogar mit der Stirn den Boden. Aljoscha war so verwundert, daß er vergaß, ihm beim Aufstehen behilflich zu sein. Ein schwaches Lächeln schwebte kaum sichtbar auf seinen Lippen.

„Verzeihen Sie mir alle!“ sagte er und verneigte sich nach allen Seiten vor seinen Gästen.

Dimitri Fedorowitsch stand eine Weile wie vom Schläge gerührt: vor ihm eine Verbeugung bis zur Erde? Was sollte das bedeuten? „Mein Gott!“ stieß er endlich hervor, bedeckte das Gesicht mit den Händen und stürzte aus dem Zimmer

hinaus. Hastig folgten ihm alle anderen Gäste, die in der allgemeinen Verwirrung ganz vergaßen, sich vom Starez zu verabschieden. Nur die beiden Priestermonche baten ihn wieder um seinen Segen.

„Was sollte denn diese Verbeugung bis zur Erde bedeuten? Es sollte doch wohl wieder ein Zeichen sein?“ versuchte der ganz zahm gewordene Fedor Pawlowitsch das Gespräch wieder in Gang zu bringen; übrigens wagte er nicht, seine Frage an eine bestimmte Person zu richten. In diesem Augenblick verließen sie gerade die Einsiedelei.

„Für eine Irrenanstalt und Verrückte bin ich nicht verantwortlich,“ entgegnete Miusoff listig; „dafür verzichte ich aber auf Ihre Gesellschaft, Fedor Pawlowitsch, und das ein für allemal! Wo ist denn dieser Mönch?“

Dieser Mönch — er meinte den Mönch, der sie zum Prior zu Tisch gebeten hatte, — ließ nicht lange auf sich warten. Als sie hinaustraten, sahen sie ihn an der Treppe stehen, als habe er die ganze Zeit auf sie gewartet.

„Haben Sie die Güte, verehrter Pater,“ sagte Miusoff gereizt zu ihm, „mich gehorsamst seiner Hochwürden zu empfehlen, mich selbst aber, Miusoff, zu entschuldigen, da ich infolge plötzlich eingetretener und unvorhergesehener Umstände unnötiglich die Ehre haben kann, trotz meines aufrichtigen Wunsches an seiner Mahlzeit teilzunehmen.“

„Aber dieser unvorhergesehene Umstand bin ich ja!“ griff sofort Fedor Pawlowitsch auf. „Hören Sie, Pater: Piotr Alexandrowitsch will bloß nicht mit mir zusammen hingehen; sonst aber würde er es mit Handkuß tun! Sie werden es auch, Piotr Alexandrowitsch. Bitte, gehen Sie zum Pater Prior, und — ich wünsche Ihnen vorzüglichem Appetit. Denn ich ziehe mich zurück, nicht Sie. Ich werde zu Hause essen; hier fühle ich mich nicht dazu imstande, Piotr Alexandrowitsch, mein wertester Anverwandter!“

„Ich bin nicht Ihr Anverwandter und bin es nie gewesen, Sie gemeiner Mensch!“

„Das habe ich nur gesagt, um Sie ein wenig zu necken, da Sie sich gern von der Verwandtschaft lossagen, obgleich Sie doch immer mein lieber Verwandter bleiben. Es hilft

Ihnen alles Sträuben nicht; ich kann es Ihnen aus den Kirchenbüchern nachweisen. Dir, Iwan, werde ich schon zur rechten Zeit die Pferde herschicken; du kannst also nach deinem Belieben bleiben. Ihnen aber, Piotr Alexandrowitsch, gebietet der Anstand, jetzt zu Seiner Hohehrwürden zu gehen. Man muß doch seine Entschuldigung anbringen für das, was wir beide dort losgelassen haben.“

„Ist es denn auch wahr, daß Sie zurückkehren wollen? Lügen Sie nicht wieder einmal?“

„Piotr Alexandrowitsch, wie sollte ich das nach allem, was geschehen ist! Hat mich das mitgenommen! Man schämt sich doch, weiß Gott. Meine Herrschaften, der eine hat ein Herz wie Alexander der Große, der andere wie ein Schoßhündchen. Ich habe das letztere. Mir ist angst und bange geworden! Wie soll ich denn nach einem solchen Auftritt zu einem Mittagessen gehen und Klostersoßen schlecken! Ich schäme mich, kann nicht; entschuldigen Sie mich!“

„Weiß der Teufel, wenn er mich wieder betrügt!“ überlegte nachdenklich Miusoff, der stehen geblieben war und mit fragend mißtrauischen Blicken der Gestalt des alten Narren nachsah. Da drehte sich dieser nochmals um und warf, als er Miusoffs betrachtenden Blick bemerkte, ihm eine Kuffhand zu.

„Wie ist es? Gehen Sie zum Prior?“ fragte Miusoff schroff Iwan Fedorowitsch.

„Warum nicht? Hat er mich doch gestern noch besonders eingeladen.“

„Unglücklicherweise fühle ich mich wirklich beinahe verpflichtet, zu diesem verfluchten Mittagessen zu gehen,“ fuhr Miusoff mit derselben Gereiztheit fort, ohne zu beachten, daß der kleine Mönch dabei war und alles hörte. „Man muß wenigstens seine Entschuldigungen anbringen wegen der Geschichten, die passiert sind, und erklären, daß wir es nicht gewesen sind. Was meinen Sie?“

„Ja, ich bin ganz Ihrer Meinung. Wir müssen erklären, daß nicht wir es gewesen sind. Mein Vater ist ja nicht dabei,“ erwiderte Iwan Fedorowitsch.

„Das fehlte noch! Ihr Vater! Das verfluchte Mittagessen!“

Einstweilen gingen sie alle drei. Der kleine Mönch schwieg und spitzte die Ohren. Als sie durch das Wäldchen gingen, bemerkte er nur, daß Seine Hochwürden schon lange warteten und sie sich eine volle halbe Stunde verspätet hätten. Er bekam aber keine Antwort. Miusoff warf Iwan Fedorowitsch von der Seite einen haßerfüllten Blick zu.

„Er geht wirklich hin, als sei nichts vorgefallen!“ dachte er bei sich. „Ehrene Stirn und Karamasoffssches Gewissen!“

Der Seminarist und Streber

Aljoscha führte den Starek wieder in das kleine Schlafzimmer und ließ ihn sich auf das Bett niederlegen. Es war ein kleines Zimmer, in dem nur die nötigsten Möbel standen. Das eiserne Bett war klein und schmal und war anstatt mit einer Matratze nur mit einer Filzdecke belegt. In der Ecke stand unter den Heiligenbildern sein Lesepult; auf ihm lagen ein Kreuz und eine Bibel. Erschöpft sank der Starek auf das Bett. Seine Augen glänzten, und er atmete mühsam. Nachdem er sich gesetzt hatte, sah er Aljoscha forschend an, als denke er über etwas nach.

„Geh, mein Liebling. Porfiri wird bei mir bleiben; aber du mußt dich beeilen. Du bist dort nötig, geh zum Prior und bediene beim Essen.“

„Erlauben Sie mir, hier zu bleiben,“ bat Aljoscha leise.

„Du bist dort nötiger. Dort herrscht kein Friede. Du wirst dich nützlich machen können. Wenn die bösen Geister sich erheben, sprich ein Gebet. Und wisse, mein Sohn“ — der Starek nannte ihn gerne so — „daß auch in Zukunft dein Platz nicht hier ist. Denke daran, Jüngling, sobald es Gott gefällt, mich zu sich in die Ewigkeit abzurufen, gehe fort aus dem Kloster. Verlaß es ganz.“

Aljoscha fuhr zusammen.

„Was ist dir? Dein Platz ist nicht hier. Ich gebe dir meinen Segen mit zu deiner großen Aufgabe in der Welt. Lang ist deine Wanderschaft noch, mein Sohn. Auch heiraten wirst du müssen, Jüngling; du mußt. Alles wirst du über dich ergehen lassen müssen, bis du wieder da anlangst, von wo du ausgegangen bist. Du wirst viel zu tun haben. Doch ich habe Vertrauen zu dir, und deshalb schicke ich dich. Christus ist mit dir. Bewahre du ihn, so wird er dich auch bewahren. Großes Leid wirst du erfahren, und in diesem Leid wirst du glücklich sein. Hier hast du mein Vermächtnis: Suche im Leid das Glück. Arbeite unermülich. Behalte hinfort meine Worte. Denn wenn ich auch noch mit dir sprechen werde, so sind doch nicht nur meine Tage, sondern selbst meine Stunden gezählt.“

Im Gesichte Aljoschas drückte sich eine tiefe Bewegung aus. Seine Mundwinkel zitterten.

„Was hast du nur wieder?“ fragte mit freundlichem Lächeln der Starez. „Mögen weltliche Tränen ihre Sterbenden begleiten; hier freuen wir uns des in die Ewigkeit Eingehenden. Wir freuen uns und beten für ihn. Geh jetzt. Ich muß beten. Beeile dich, sei bei deinen Brüdern; nicht nur bei einem, sondern bei beiden, mein Sohn.“

Der Starez erhob die Hand zum Segen. Aljoscha wagte nicht zu widersprechen, so gerne er auch geblieben wäre. Auch hatte er noch eine Frage auf den Lippen; er wollte wissen, was die Verbeugung bis zur Erde vor seinem Bruder Dimitri zu bedeuten hatte. Aber er wagte es nicht. Denn er wußte, daß der Starez ihm auch ungefragt die nötige Aufklärung gegeben hätte, wenn ihm daran gelegen hätte. Er hatte es also nicht gewollt. Diese Verbeugung hatte jedoch auf Aljoscha einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. Er glaubte ohne weiteres, daß in ihr ein tieferer Sinn lag, eine geheimnisvolle und vielleicht schwerwiegende Bedeutung. Als er aus der Einfriedigung der Einsiedelei trat, um noch zur rechten Zeit ins Kloster zum Mittagessen des Priors zu gelangen, natürlich um nur bei Tische zu bedienen, zog sich ihm schmerzlich das Herz zusammen, und er blieb stehen. In seinen Ohren erklangen von neuem die Worte des Starez, die seinen Tod ankündeten. Was aber der Starez vorhersagte und noch dazu

mit solcher Bestimmtheit, das mußte in Erfüllung gehen; dieser Glaube war für Aljoscha heilig. Und er sollte ohne ihn bleiben, ihn nicht mehr sehen, ihn nicht mehr hören? Wohin sollte er dann gehen? Lange schon hatte Aljoscha nicht solches Leid empfunden. Er schritt schneller durch den Wald, der die Einsiedelei vom Kloster trennte; und da ihn seine Gedanken fast erdrückten, blickte er hinauf in die Wipfel der hundertjährigen Bäume zu beiden Seiten des schmalen Waldweges. Es war nicht weit bis zum Kloster: fünfhundert Schritt, nicht mehr. Zu dieser Tageszeit hätte er eigentlich niemanden treffen können. Doch plötzlich erblickte er bei einer Wegbiegung Rakitin, den Seminaristen, der jemanden zu erwarten schien.

„Wartest du etwa auf mich?“ fragte Aljoscha, als er ihn erreicht hatte.

„Du hast es erraten,“ antwortete Rakitin. „Du gehst zum Prior! bei ihm gibt es heute wieder ein Essen. Seitdem er damals den Bischof und den General Pachatoff bei sich empfangen, hat es solch ein Essen nicht wieder gegeben. Ich werde nicht dabei sein. Du aber gehe hin, um die Sossen zu reichen. Vorher jedoch sage mir eines, Alexei! Was hat diese Handlungsweise des Starez zu bedeuten? Das wollte ich dich fragen.“

„Welche Handlungsweise?“

„Die Verbeugung vor deinem Bruder Dimitri Fedorowitsch. Wie er mit der Stirn auf den Boden knallte!“

„Du sprichst vom Starez Sossima?“

„Von wem denn sonst?“

„Knallte?“

„Ach so, ich habe mich unehrerbietig ausgedrückt. Meinetswegen. Was hat diese Handlungsweise zu bedeuten?“

„Ich weiß nicht, Mischa, was es zu bedeuten hat.“

„Das konnte ich mir denken, daß er es dir nicht erklären werde. Gescheites steckt natürlich nicht dahinter. Wie es scheint, nur die ewigen Heilsdummheiten. Aber das Kunststück hat er absichtlich gemacht. Jetzt werden alle Kirchenschwalben in der Stadt losgelassen, und dann wird es von einem zum andern durch den ganzen Regierungsbezirk gehen: ‚Was hat wohl diese Handlungsweise zu bedeuten?‘ Der Alte ist ja

wirklich mit Seherkraft begabt, er hat ein Kapitalverbrechen gewittert. Es riecht übel bei euch."

„Was für ein Kapitalverbrechen?"

Augenscheinlich wollte Rakitin etwas sagen.

„Das in eurer Familie begangen wird. Es wird zwischen deinen Brüdern und deinem Vater dazu kommen. So hat denn Soffina auf alle künftigen Fälle mit der Stirn den Fußboden berührt. Was später auch geschehen mag, es wird immer heißen: ‚Das hat der heilige Starek prophezeit‘. Aber was für eine Prophezeiung soll es sein? Es war sozusagen eine sinnbildliche Handlung, und weiß der Teufel was noch! Man wird es ausposaunen und im Gedächtnis behalten: er hat das Verbrechen vorausgesehen und den Verbrecher erkannt. Alle sich blödsinnig stellenden Stadtverrückten tun dasselbe: sie bekreuzigen sich vor der Schenke, auf die Kirche aber werfen sie Steine. So macht es auch dein Starek: den Gerechten treibt er mit dem Knüppel hinaus, dem Mörder macht er eine Verbeugung bis zur Erde."

„Was für ein Verbrechen? Welchen Mörder? Was sagst du?"

Aljoscha stand wie erstarrt. Auch Rakitin blieb stehen.

„Welchem? Als ob du es nicht wüßtest. Ich möchte wetten, daß du schon selbst daran gedacht hast. Aber halt, das ist ja ganz interessant: Aljoscha, du sagst immer die Wahrheit, auch wenn du dich zwischen zwei Stühle setzt. Hast du daran gedacht, oder hast du nicht daran gedacht? Antworte!"

„Ich habe daran gedacht," antwortete Aljoscha leise.

Selbst Rakitin wurde verlegen.

„Was du sagst! Also auch du hast daran gedacht?" rief er erstaunt.

„Nicht gerade als hätte ich daran gedacht," sagte Aljoscha.

„Als du aber anfingst, so sonderbare Reden zu führen, war mir, als hätte ich selbst daran gedacht."

„Wie bestimmt du dich ausdrückst! Also beim Anblick deines Vaters und deines Bruders Mitjenka ist dir der Gedanke an ein Verbrechen gekommen? Ich täusche mich nicht?"

„Nur nicht so schnell," unterbrach ihn Aljoscha. „Woraus

willst du das schließen? Und vor allem: Warum beschäftigst dich das so?"

„Zwei verschiedene Fragen auf einmal; und doch sind beide verständlich. Ich will dir jede einzeln beantworten. Woraus ich es schliesse? Nichts würde ich schließen, wenn ich deinen Bruder Dimitri Fedorowitsch heute nicht so ganz erkannt und ganz durchschaut hätte. An einem einzigem Zuge erkannte ich den ganzen Menschen. Bei diesen braven, aber leichtlebigen Menschen gibt es eine Grenze, die man nicht überschreiten darf, oder er spießt mit dem Messer selbst seinen eigenen Vater auf. Der Vater ist aber ein stets betrunkenener, zügelloser Wüßling, der niemals und in nichts Maß zu halten verstehen wird, wie er es bisher nicht verstanden hat. Sie werden sich beide nicht beherrschen und beide in den Graben purzeln.“

„Nein, wenn du daran denkst, da bin ich beruhigt. Dazu wird es nicht kommen.“

„Warum zitterst du am ganzen Körper? Weißt du was? Mag der Mitsja auch ein ehrlicher Mensch sein, er ist ein Wollüstling. Das ist die richtige Bezeichnung für sein ganzes inneres Wesen. Und das hat er von seinem Vater, der hat ihm seine gemeine Lüsterheit vermachet. Ich muß mich immer nur über dich wundern, Aljoscha: du bist noch so ganz Kind und bist doch ein Karamasoff, in deren Familie die Sinnlichkeit krankhaft gesteigert ist. Diese drei Wollüstlinge beobachten jetzt einander mit Messern in den Stiefelschäften! Drei sind mit den Köpfen aneinander gestoßen, du aber bist vielleicht der vierte.“

„Aber in ihr täuschest du dich. Dimitri verachtet sie,“ sagte Aljoscha.

„Wen? Gruschenka. Nein, mein Lieber, die verachtet er nicht. Wenn er sogar seine Braut gegen sie eingetauscht hat, verachtet er sie nicht. Hier ist etwas, das du noch nicht verstehen kannst. Wenn sich der Mensch in irgendeine Schönheit verliebt, in den weiblichen Körper oder auch nur in einen Teil des weiblichen Körpers — ein Wollüstling würde mich wohl verstehen — so gibt er für ihn seine eigenen Kinder hin, verkauft Vater und Mutter, Rußland und das Vaterland. Ist er ehrlich, wird er stehlen gehen; ist er sanftmütig, wird er

morden; ist er treu, verraten. Hier, mein Lieber, hilft kein Verachten; selbst wenn er Gruschenka verachtet, kann er sich doch nicht von ihr losreißen."

„Das verstehe ich,“ pläzte ganz unerwartet Aljoscha heraus.

„Was du sagst! Du mußt es wirklich verstehen, wenn es so plötzlich und unerwartet aus dir herausfährt!“ rief schadenfroh Makitin. „Es kam ja fast wie aus Versehen aus dir heraus. Um so wertvoller aber ist das Geständnis. Das Gebiet ist dir also schon bekannt; du hast schon nachgedacht über die Wollust! Ach, du unberührtes Mädchen! Aljoscha, du bist ein Duckmäuser, still und verschwiegen, ich will sogar zugeben, ein Heiliger; aber du bist verschlossen, und der Teufel mag wissen, woran du schon gedacht hast, und was dir alles schon bekannt ist. Du bist eine Jungfer und doch schon in solche Tiefen hinabgestiegen! Ich beobachte dich bereits lange. Auch du bist ein Karamasoff, ein echter Karamasoff. Also haben doch Herkunft und Stamm etwas zu bedeuten. Nach dem Vater ein Wollüstling, nach der Mutter ein geisteschwacher Heiliger. Warum zitterst du? Sage ich die Wahrheit? Weißt du, Gruschenka hat mich gebeten: ‚Bring ihn — das heißt: dich — bring ihn her zu mir, ich will ihm die Kutte ausziehen‘. Und wie sie zu bitten verstand: ‚Bring ihn her‘. Es ist mir unbegreiflich, was dich so interessant für sie macht. Auch sie ist ein ungewöhnliches Weib!“

„Grüße sie und sage ihr, daß ich nicht kommen werde,“ sagte Aljoscha mit einem verzogenen Lächeln. „Sprich aus, Michail, was du mir vorhin sagen wolltest; ich werde dir dann auch meine Gedanken mitteilen.“

„Was ist hier auszusprechen; es ist doch alles klar. Das Ganze ist eine alte Geschichte. Wenn auch du schon den Wollüstling in dir fühlst, was ist dann dein Bruder Iwan, dein leiblicher Bruder? Auch er ist ein Karamasoff; und darin besteht das Rätsel des Karamasoff'schen Geschlechtes: es umfaßt Wollüstlinge, Besitzhungrige und Heilige. Dein Bruder Iwan schreibt infolge einer theologischen, dummen, sonderbaren Anwendung Zeitungsartikel, ist aber dabei ein Gottesleugner und gesteht es noch zum Überfluß ein, dein Bruder Iwan. Außerdem will er seinem älteren Bruder die Braut

abspenstig machen und wird allem Anscheine nach sein Ziel erreichen. Und das mit Mitjas eigener Erlaubnis; denn dieser tritt ihm freiwillig seine Braut ab, um sie vom Halse zu haben und umso schneller ganz zu Gruschenka übergehen zu können. Dabei vergiß nicht seine edle Denkweise und Uneigennützigkeit! Der Teufel mag aus ihm klug werden. Mitja sieht seine Gemeinheit selbst ein und rennt mit dem Kopf voran in sie hinein. Da kommt der Alte und kreuzt Mitjas Weg — der Vater! Er ist plötzlich wie besessen hinter Gruschenka her; ihm fließt der Speichel aus den Mundwinkeln, wenn er sie nur von weitem sieht. Ithretwegen hat er in der Zelle den Lärm gemacht, weil Miussoff sich erdreistete, sie ein gemeines Geschöpf zu nennen. Wie ein Kater ist er in sie vernarrt. Früher diente sie ihm nur um Lohn zu gewissen dunklen Trinkstubengeschäftchen; jetzt aber sind ihm die Augen aufgegangen, und er drängt sich täglich mit Anträgen, natürlich unfttlichen, an sie heran. Auf diesem Wege müssen sie aneinander geraten, der Vater mit seinem Sohne. Gruschenka indes entscheidet sich noch für keinen von beiden, macht vorläufig noch Ausflüchte und führt beide an der Nase herum, während sie überlegt, wer der vorteilhaftere ist. Denn wenn man dem Vater auch viel Geld abzapfen kann, so heiratet er nicht und wird vielleicht zum Schlusse noch knickrig und hängt den Beutel höher oder schließt ihn ganz. Bei solchen Berechnungen hat auch Mitja seinen Wert. Geld hat er allerdings nicht; dafür ist er aber imstande, zu heiraten. Ja, dazu ist er imstande. Er bringt es über sich, die Braut zu verlassen, Katarina Iwanowna, die wunderschön, reich, von Adel und die Tochter eines Obersten ist, und Gruschenka zu heiraten, die gewesene Geliebte eines alten, ausschweifenden Krämers, des Stadthauptes Samsonoff. Alles kam zum Zustandekommen eines Kapitalverbrechens beitragen. Darauf wartet dein Bruder Iwan; denn dann ist er obenauf. Er würde dann Katarina Iwanowna, nach der er vor Sehnsucht vergeht, gewinnen und dazu die Sechzigtausend ihrer Mitgift ergattern. Für einen Habenicht, wie er einer ist, wäre das für den Anfang sehr verlockend. Vergiß dabei nicht: er beleidigt Mitja nicht im geringsten; ja, er verpflichtet ihn sich vielmehr noch

bis zum Grabe. Weiß ich doch, daß Mitja noch in der vergangenen Woche im Gasthaus geschrien hat, nachdem er sich in Gesellschaft von Zigeunerinnen angetrunken, daß er seiner Braut, der Katjenka, nicht wert sei; sein Bruder Iwan aber sei es. Und was Katarina Iwanowna angeht, so wird sie einen solchen Bewerber wie Iwan Fedorowitsch schließlich nicht verschmähen; sie schwankt jetzt schon zwischen beiden. Wodurch hat euch alle dieser Iwan dermaßen bezaubert, daß ihr ausnahmslos so ehrfurchtsvoll zu ihm aufblickt? Er lacht einfach über euch; ich sitze in der Wolle, denkt er, und wärme mich auf eure Rechnung.“

„Woher weißt du das? Wie kannst du so überzeugt darüber sprechen?“ fragte Mjoscha schroff und runzelte die Stirn.

„Warum stellst du jetzt diese Frage, und warum fürchtest du dich vor der Antwort? Gibst du doch damit zu, daß ich die Wahrheit gesagt habe.“

„Du magst ihn nicht; Iwan läßt sich nicht durch Gold verlocken.“

„Was du sagst! Und die Schönheit Katarina Iwanownas? In diesem Falle handelt es sich nicht um Geld allein, wenn auch sechzigtausend Rubel ein verlockendes Sümmchen sind.“

„Iwan denkt nicht so niedrig; ihn werden auch Tausende nicht verlocken. Iwan trachtet nicht nach Geld oder Wohlleben. Vielleicht sind es Qualen, die er sucht.“

„Was soll denn das bedeuten? Ach, ihr feinen Leute!“

„Ja, Mjoscha, seine Seele ist stürmisch, sein Verstand liegt in Fesseln. Er trägt große, noch ungelöste Fragen in sich. Er ist einer von denen, die keine Millionen brauchen, sondern Probleme lösen müssen.“

„Literarischer Diebstahl, Mjoscha! Du verstehst, deinen Stares in schönen Redensarten vortrefflich nachzumachen. Was für ein Rätsel euch dieser Iwan aufgegeben hat!“ sagte Naktin in unverholendem Ärger. Sein Gesicht nahm sogar einen anderen Ausdruck an, und seine Lippen verzogen sich. „Und das Rätsel ist dabei noch so dumm; es läßt nichts erraten. Streng dein Gehirn etwas an und denke einmal nach, dann wirst du es einsehen. Sein Artikel ist lächerlich

und albern. Und hast du vorhin den dummen Satz von ihm gehört: ‚Gibt es keine Unsterblichkeit der Seele, so gibt es auch keine Tugend, folglich ist alles erlaubt.‘ – Und weißt du noch, wie Mitsja rief: ‚Das will ich mir merken‘. Wahrlich, ein verlockender Gedankengang für Spitzbuben – nein, ich will nicht schimpfen, das ist zu dumm – nicht für Spitzbuben, sondern für schuljungenhafte Ausschneider mit ‚unergründlicher Gedankentiefe‘. Ein Prahlhans, und der ganze Kern: ‚Einerseits ist es unmöglich zuzugeben, und andererseits ist es unmöglich, nicht anzuerkennen!‘ Sein ganzer Gedankengang ist eine Gemeinheit. Die Menschheit wird in sich selbst die Kraft finden, für die Tugend zu leben, ohne dabei an die Unsterblichkeit der Seele zu glauben. In der Liebe zur Freiheit, zur Gleichheit, Brüderlichkeit wird sie diese Kraft finden.“

Nakitin ereiferte sich so sehr, daß er sich kaum noch beherrschen konnte. Doch mit einemmal brach er ab, als sei ihm etwas eingefallen.

„Genug,“ meinte er mit schiefem Lächeln. „Warum lachst du? Hältst mich wohl für einen Lumpen?“

„Nein, ich bin nicht einmal dazu gekommen, einen solchen Gedanken auszudenken. Du bist klug, aber . . . laß gut sein, ich lächelte nur so aus Dummheit; ich verstehe, daß du dich ereiferst, Misha. Aus deiner Erregung habe ich gemerkt, daß selbst dir Katarina Iwanowna nicht gleichgültig ist, und das, Freund, habe ich schon längst vermutet. Darum bist du auch auf meinen Bruder Iwan nicht gut zu sprechen. Bist du eifersüchtig auf ihn?“

„Und auf ihr Geld? Sage nur, was du denkst.“

„Das tue ich nicht. Ich will dich nicht beleidigen.“

„Glaube es, weil du es sagst. Aber der Teufel hole euch alle, samt eurem lieben Iwan! Kein einziger von euch will einsehen, daß man ihn auch ohne Katarina Iwanowna nichts weniger als lieben kann. Warum soll ich ihn denn lieben, Teufel noch mal! Würdigt er mich doch, sogar persönlich über mich zu schimpfen. Soll ich da kein Recht haben, über ihn zu schimpfen?“

„Ich habe noch nie gehört, daß er etwas über dich gesagt

hat, weder Gutes noch Schlechtes; er spricht überhaupt nicht von dir.“

„Aber ich habe gehört, daß er mich vor drei Tagen bei Katarina Iwanowna heruntergerissen hat, was das Zeug halten wollte; so sehr interessiert er sich für meine Wenigkeit. Und wer auf ihn eifersüchtig ist, das weiß ich nicht! Er hat geruht, sich dahin auszusprechen, daß sich, wenn ich mich nicht bald für die Laufbahn des Erzbischofs entscheide und mich nicht als Mönch einkleiden lasse, unbedingt nach Petersburg fahren werde, um dort an einer großen Zeitung anzukommen, unbedingt in der kritischen Abteilung, daß ich etwa zehn Jahre schreiben und dann das Blatt auf meinen Namen übernehmen werde. Darauf würde ich es weiterhin herausgeben und zwar unbedingt in freisinniger und gottesleugnerischer Richtung mit sozialistischer Färbung, dabei jedoch sehr auf meiner Hut sein, das will sagen: im Grunde mich weder dieser noch jener Seite zuneigen und den Eseln Sand in die Augen streuen. Das Ende meiner Laufbahn wäre nach der Weissagung deines Bruders, daß die sozialistische Färbung mich nicht hindern würde, die Abonnementsgelder zurückzulegen und mit ihnen bei passender Gelegenheit nach der Anweisung irgendeines Juden zu spekulieren, bis ich mir ein vornehmes Haus in Petersburg aufgebaut habe, um dorthin meine ganze Redaktion überzusiedeln und in die übrigen Etagen Mieter aufzunehmen. Er hat sogar den Platz für das Haus bestimmt: an der neuen Steinbrücke, die jetzt in Petersburg vom Liteiny auf die Wyborger Seite geplant wird . . .“

„Mitscha, das wird ja genau so eintreffen, aufs Wort genau,“ unterbrach ihn Mjoscha und lachte fröhlich auf.

„Auch Sie ergehen sich in Spottreden, Alexei Fedorowitsch?“

„Nein, nein, ich scherzte nur. Verzeih! Ich habe ganz anderes im Sinne. Aber erlaube: wer hat dir dies bis in alle Einzelheiten erzählen können? Persönlich konntest du doch nicht bei Katarina Iwanowna sein, als er von dir sprach?“

„Ich war allerdings nicht bei ihr. Dafür aber war Dimitri Fedorowitsch bei ihr, und so hörte ich es denn später mit eigenen Ohren von ihm, das heißt: er sagte es nicht mir,

sondern ich hörte es, natürlich unfreiwillig; denn ich saß in Gruschenkas Schlafzimmer und konnte nicht hinausgehen, solange er sich im vorderen Zimmer befand."

"Nichtig, ich hätte es beinahe vergessen: sie ist ja mit dir verwandt."

"Verwandt? Diese Gruschenka mit mir verwandt?" schrie Rakitin ganz rot im Gesicht. "Du bist wohl von Sinnen. Deinem Gehirnkasten scheint der letzte Rest von Verstand abhanden gekommen zu sein!"

"Ist sie denn wirklich nicht mit dir verwandt? Ich hörte doch davon."

"Wo hast du es gehört? Nein, ihr, meine Herren Karamasoff: ihr spielt euch wirklich als große, feine Herren auf, und doch ist dein Vater als Narr von einem Tisch zum andern gelaufen und hat das Gnadenbrot gegessen. Ich bin freilich nur ein Popensohn und vor euch Adligen nur wie eine Blutlaus. Aber beleidigt mich deshalb nicht auf Schritt und Tritt! Auch ich habe meine Ehre, Alexei Fedorowitsch. Ich kann nicht mit einer Gruschenka verwandt sein, einer öffentlichen Dirne; das bitte ich zu beachten."

Rakitin war ungewöhnlich gereizt.

"Verzeih mir um Gottes willen! Ich konnte es doch nicht ahnen. Überdies — wieso ist sie denn eine öffentliche Dirne? Ist sie es wirklich?" fragte plötzlich Aljoscha errötend. "Ich versichere dir, ich habe es so gehört, daß du mit ihr verwandt sein sollst. Du gehst so oft zu ihr und hast mir dabei selbst gesagt, daß du mit ihr kein Liebesverhältnis hast. Ich hätte deshalb nie vermutet, daß du sie so tief verachtest. Hat sie es wirklich verdient?"

"Wenn ich sie besuche, werde ich meine Gründe haben; das mag dir genügen. Was aber die Verwandtschaft angeht, so wird eher dein Bruder oder vielleicht sogar dein Vater dich mit dieser Verwandtschaft beglücken, als daß ich mit ihr verwandt wäre. So, da sind wir ja. Jetzt schieb in die Küche ab. Was ist denn da los? Was hat das zu bedeuten? Solltest du zu spät gekommen sein? Aber so schnell konnten sie doch mit dem Essen nicht fertig werden. Oder haben hier die Karamasoffs wieder etwas Schönes angerichtet? Bestimmt

wird es so sein! Da erscheint auch schon dein Vater und hinter ihm Iwan Fedorowitsch. Beide kommen vom Prior heraus. Da ruft ihnen noch Pater Isidor etwas von der Treppe nach. Auch dein Vater schreit und fuchtelst mit den Armen in der Luft; er schimpft natürlich. Und da fährt ja schon Miusoff in seinem Wagen fort; siehst du, dort fährt er. Da läuft ja auch Maximoff! Unbedingt hat es einen Skandal gegeben. Sie haben wohl gar nicht gespeist! Oder sollten sie womöglich den Prior verprügelt haben? Oder selbst verprügelt sein? Das wäre etwas!"

Rakitin hatte es erraten. Es war zu einem Skandal gekommen, zu einem unerhörten, ganz unerwarteten Skandal. Und alles war ‚aus Begeisterung‘ geschehen.

8

Der Skandal

Gobald Miusoff, Iwan Fedorowitsch und Kalganoff eintraten, ging in ersterem als aufrichtigem, anständigem, feinfühlichem Menschen eine in ihrer Art wichtige Veränderung vor sich. Er schämte sich plötzlich, daß er sich noch ärgerte. Er sagte sich, daß er den elenden Fedor Pawlowitsch im Grunde viel zu gering schätzen müsse, um seinetwegen die kühle Gemütsruhe zu verlieren, wie es leider in der Zelle des Starez der Fall gewesen war.

„Wenigstens sind die Mönche hieran nicht schuld,“ entschied er bei sich, als er die Treppe hinaufstieg; „und wenn hier anständige Leute sind — dieser Pater Nikolai, der Prior, ist, glaube ich, auch adeliger Herkunft — warum soll ich denn nicht liebenswürdig und höflich mit ihnen sein. Ich will nicht streiten, kann ja allem zustimmen, gewinne sie mir mit Entgegenkommen und . . . und beweise ihnen, daß ich nicht zur Gesellschaft dieses Narren gehöre und ebenso hineingefallen bin wie sie alle.“

Das umstrittene Recht auf das Holzfällen und den Fisch-

fang — wo dieser Wald und die Flussstelle eigentlich lagen, wußte er selbst nicht einmal — beschloß er ihnen endgültig abzutreten, ein für allemal, und zwar sofort — um so mehr als das Ganze nur sehr wenig kostete — und alle seine Klagen gegen das Kloster zurückzunehmen.

Diese guten, wohlgemeinten Vorsätze wurden in ihm noch mehr bestärkt, als sie in das Speisezimmer des Priors eintraten. Übrigens war es nicht gerade ein Speisezimmer, da der Prior nur zwei Zimmer bewohnte, die allerdings viel größer und bequemer waren als die des Starez. Doch die Einrichtung zeichnete sich ebensowenig durch Luxus aus. Die Möbel waren aus rotem Holz mit Lederbezug und alt. Der Fußboden war sogar ungestrichen. Dafür glänzte aber alles von Sauberkeit, und vor den Fenstern standen viele teure Blumen. Das Schönste war in diesem Augenblick gewiß der Tisch. Das Tischtuch war blendend weiß, und alles, was darauf stand, wies dieselbe Sauberkeit auf: drei Sorten Brot, zwei Flaschen Wein, zwei Flaschen Met vom vorzüglichen Klosterhonig und eine große Glaskanne mit Kwas, der im Kloster selbst gebraut wurde und in der ganzen Umgegend berühmt war. Schnaps gab es nicht. Rakitin wußte später zu erzählen, daß zu diesem Essen fünf Gänge angerichtet seien. Es gab Sterletsuppe mit Fischpiroggen, dann einen ganz besonders zugerichteten Fisch, darauf in Scheiben gebratenen roten Fisch, Gefrorenes und Kompott und zum Schlusse noch eine süße Speise. Das alles hatte Rakitin herausgeschnüffelt. Er war eigens zu diesem Zwecke in die Küche des Priors gegangen, wo er noch von früher seine Verbindungen hatte. Er hatte nämlich überall Verbindungen und wußte alles zu erfahren, was er erfahren wollte. In ihm steckte ein unruhiger, neidischer Sinn. Über seine ziemlich gute Begabung war er sich vollkommen im klaren. Doch vergrößerte er sie in seinem Eigendünkel. Er wußte, daß er in seiner Art bestimmt ein Tatmensch sein werde. Doch tat Aljoscha, der ihm sonst sehr zugetan war, an ihm besonders das eine leid, daß sein Freund Rakitin unehrlich war und sich selbst das entschieden nicht eingestand. Er hielt sich vielmehr für einen überaus ehrlichen Menschen, weil er wußte, daß er niemals Geld

stehlen werde. Daran konnte nicht nur Afoscha, sondern überhaupt niemand etwas ändern.

Rakitin war als Persönlichkeit von geringerem Ansehen natürlich nicht zu Tisch geladen, dafür waren es aber Pater Jossiff und Pater Paissi und mit ihnen noch ein dritter Priestermonch. Sie warteten bereits im Speisezimmer auf den Prior, als Miusoff, Kalganoff und Iwan Karamasoff eintraten. Desgleichen wartete noch beiseite stehend der Gutsbesitzer Maximoff. Der Prior trat zur Begrüßung der Gäste bis in die Mitte des Zimmers vor. Er war ein hochgewachsener, hagerer, noch kräftiger, alter Mann mit stark ergrautem, dunklen Haar, das ein längliches, einfaches, aber bedeutendes Gesicht einfaßte. Schweigend begrüßte er seine Gäste; diese aber traten jetzt alle auf ihn zu, um den Segen zu empfangen. Miusoff hatte sogar die Absicht, ihm die Hand zu küssen. Doch der Prior zog unauffällig vorher seine Hand fort, so daß es nicht zum Kusse kam. Dafür aber küßten Kalganoff und Iwan Karamasoff sie in der offenherzigsten Weise.

„Wir müssen sehr um Entschuldigung bitten, Hohehrwürden,“ begann Miusoff lächelnd, doch immerhin in wichtigem, höflichem Tone, „daß wir allein kommen ohne den gleichfalls von Ihnen eingeladenen Fedor Pawlowitsch. Er war gezwungen, von Ihrer Einladung abzusehen, und nicht ohne Grund. In der Zelle beim ehrwürdigen Starez Sossimo ließ er sich, durch den unglückseligen Streit mit seinem Sohne aufgebracht, zu einigen durchaus unpassenden Worten hinreißen, zu durchaus unverständigen Äußerungen, was, wie es scheint, — er warf einen Blick auf die beiden Priestermonche — Hohehrwürden schon bekannt sein dürfte. Weil er sich selbst schuldig fühlt und aufrichtig bereut, schämte er sich, der freundlichen Einladung Folge zu leisten, und bat mich sowie seinen Sohn Iwan Fedorowitsch, Ihnen, Hohehrwürden, sein aufrichtigstes Bedauern und seine Reue zum Ausdruck zu bringen. Er hofft, es später wieder gutmachen zu können, und läßt Sie jetzt nur um Ihren Segen und um gütiges Vergessenwollen des Vorgefallenen bitten.“

Miusoff verstummte. Als er die letzten Worte seiner Rede

sprach, war er bereits vollkommen zufrieden mit sich; ja, er war es so sehr, daß von dem früheren Zorn in seinem Herzen auch nicht eine Spur zurückblieb. Er war wieder zum aufrichtigen Freunde der Menschheit geworden. Der Prior hatte ihm mit ernster Miene zugehört, neigte ein wenig den Kopf und anwortete:

„Es tut mir aufrichtig leid um den Abwesenden. Vielleicht hätte er uns beim Essen liebgewonnen wie wir ihn. Ich bitte, meine Herren.“

Da spielte Fedor Pawlowitsch seinen letzten Streich. Als sein alter Wagen bei der Pilgerherberge vorfuhr und er sich anschickte einzusteigen, fiel ihm plötzlich etwas ein. Es waren seine eigenen Worte, die er beim Starez gesprochen hatte: „Wenn ich irgendwo eintrete, kommt es mir immer vor, als sei ich schlechter als alle und als ob alle mich für einen Narren halten; so denke ich denn: wartet, jetzt werde ich absichtlich den Narren spielen. Seid ihr doch allesamt ohne Ausnahme dümmer und schlechter als ich.“ Er wollte sich an allen für seine eigenen Schlichkeiten rächen. Weiter fiel ihm ein, wie man ihn früher einmal gefragt hatte: „Warum hassen Sie denn diesen Menschen so sehr?“ und wie er darauf in einem Anfall von narrenhafter Unverschämtheit geantwortet hatte: „Warum? Er hat mir freilich nichts getan. Aber ich habe ihm einmal einen gemeinen Streich gespielt; und kaum war es geschehen, da haßte ich ihn deswegen.“ Als ihm diese Worte einfielen, lachte er in minutenlangem Nachdenken leise und boshaft vor sich hin. Seine Augen funkelten, und selbst seine Lippen bebten. „Wenn du angefangen hast, mußt du auch durchhalten,“ sagte er plötzlich entschlossen. Seine tiefinnersten Gedanken in diesem Augenblick hätte man in folgenden Worten ausdrücken können: „Jetzt kannst du dir deine Stellung doch nicht wiedergewinnen; geh einfach hin und spucke sie an bis zur äußersten Unverschämtheit; rufe ihnen zu: Seht, ich schäme mich nicht vor euch!“

Dem Kutscher befahl er zu warten, kehrte mit schnellen Schritten zum Kloster zurück und trat geradewegs beim Prior ein. Er war sich noch nicht klar darüber, was er tun werde; aber er wußte, daß er nicht mehr anhalten und beim geringsten

Anstöße sich zum Schlimmsten hinreißen lassen werde; doch nicht bis zu einem Verbrechen oder einem Ausfalle, für den ihn das Gericht belangen könnte. Soweit verstand er sich zu seiner eigenen Verwunderung stets zu beherrschen.

Er erschien im Speisezimmer des Priors gerade in dem Augenblick, als das Gebet gesprochen war und alle sich an den Tisch setzen wollten. Er blieb auf der Schwelle stehen, sah die Anwesenden der Reihe nach an und stieß ein-langes, unverschämtes, boshaftes Lachen hervor, wobei er allen frech ins Gesicht blickte.

„Und die glauben, daß ich fortgegangen bin!“ rief er laut durch den saalartigen Raum.

Einen Augenblick schauten ihn alle unverwandt an. Sie fühlten, daß etwas Ungehöriges geschehen und zweifellos einen Skandal zur Folge haben werde. Miusoff geriet aus der wohlwollendsten Stimmung denn auch schon nach einer Sekunde in die grimmigste Wut. Alles, was sich bereits in seinem Herzen besänftigt hatte, erhob sich mit einem Schlage wieder und brauste auf.

„Das ist zuviel!“ schrie er. „Das ertrage ich auf keinen Fall!“

Das Blut stieg ihm zu Kopf. Die Rede versagte ihm; aber es war ihm auch gar nicht mehr ums Reden zu tun. Er griff nach seinem Hut.

„Was kann er auf keinen Fall?“ fragte Fedor Pawlowitsch. „Was meint er damit? Hohehrwürden, soll ich eintreten oder nicht? Empfangen Sie den Gast?“

„Bitte, von ganzem Herzen!“ entgegnete der Prior. „Meine Herren!“ fuhr er fort, „darf ich Sie bitten, Ihren zufälligen Streit zu vergessen und sich in Liebe und verwandtschaftlicher Eintracht noch zu einem Gebet an unserer bescheidenen, friedlichen Tafel zu vereinigen?“

„Unmöglich!“ rief Miusoff außer sich.

„Wenn es Piotr Alexandrowitsch unmöglich ist, ist es auch mir unmöglich. Ich will dann nicht bleiben. Mit diesem Vorsatze bin ich hergekommen. Von jetzt ab werde ich überall mit Piotr Alexandrowitsch zusammen sein. Wenn Sie fortgehen, Piotr Alexandrowitsch, gehe ich auch; bleiben Sie,

bleibe ich auch. Mit der verwandtschaftlichen Eintracht haben Sie ihn am bittersten gekränkt. Er will mich nicht als seinen Verwandten anerkennen. Nicht wahr, von Sohn? Da ist ja auch von Sohn. Guten Tag, von Sohn!"

"Meinen Sie mich?" fragte verwundert Gutsbesitzer Maximoff.

"Versteht sich, dich!" schrie Fedor Pawlowitsch. "Wen sonst? Hohehrwürden kann doch nicht Herr von Sohn sein!"

"Aber ich bin doch auch nicht von Sohn, ich bin Maximoff."

"Nein, du bist von Sohn."

"Hohehrwürden wissen wahrscheinlich nicht, wer von Sohn ist? Es gab einmal einen Kriminalprozeß. Er wurde in einem vorzüglichen Hause — ich glaube, so nennt ihr hier die Bordelle — ermordet und beraubt und trotz seines ehrwürdigen Alters in einen Kasten gepackt, dieser zugenagelt und als Frachtgut von Petersburg nach Moskau auf die Bahn gegeben. Während der Verpackung sangen die ausgelassenen Zänzerinnen entsprechende Lieder und spielten wundervoll auf dem Klavier dazu. Und dieser selbe von Sohn ist er! Er ist einfach von den Toten auferstanden, nicht wahr, von Sohn?"

"Was soll das bedeuten?" ertönten Stimmen aus der Priestergruppe.

"Kommen Sie mit!" rief Miusoff Kalganoff zu.

"Erlauben Sie!" hielt Fedor Pawlowitsch sie auf und trat noch einen Schritt vor. "Lassen Sie mich aussprechen. Dort in der Zelle hat er mich verleumdet: ich soll mich unehrerbietig benommen haben, weil ich ihnen die paar Worte von den Gründlingen sagte. Piotr Alexandrowitsch Miusoff, mein Anverwandter, liebt es, daß sich in der Rede mehr Feinheit als Aufrichtigkeit findet; ich aber bin mehr dafür, daß sich in meinen Worten mehr Aufrichtigkeit als Feinheit findet. Überhaupt hole der Teufel die Feinheit! Nicht wahr, von Sohn? Wenn ich auch ein Narr bin, ehrwürdiger Prior, und selbst freiwillig den Narren spiele, so bin ich doch ein Ritter von Ehre und sage es offen heraus. Ich bin ein Ritter von Ehre; in Piotr Alexandrowitsch hingegen steckt nur gesteigerte Eigenliebe und weiter nichts. Vielleicht bin ich nur hergefahren, um mir das hier anzusehen und mich auszu-

sprechen. Ich habe einen Sohn, der hier sein Seelenheil finden will; ich bin sein Vater, Sorge mich um ihn und muß mich auch um ihn sorgen. Bis jetzt hörte ich nur zu und verstellte mich und beobachtete im geheimen; doch jetzt will ich den letzten Akt der Vorstellung geben. Wie ist es denn bei euch? Was bei euch einmal fällt, das liegt schon. Ich aber will mich erheben. Heilige Väter, die Beichte ist ein wichtiges Sakrament, für das auch ich andächtige Ehrfurcht empfinde, und ich bin bereit, mich ihm in Demut zu unterwerfen, und da muß ich sehen, wie hier alle auf den Knien liegen und laut beichten. Ist es denn erlaubt, laut zu beichten? Von den heiligen Kirchenvätern ist die Ohrenbeichte eingeführt; nur in dieser Form ist eure Beichte ein Sakrament; so ist es von alters her gewesen. Wie soll ich im Beisein aller einfach erklären, daß ich zum Beispiel dies und jenes . . . nun, eben dies und jenes, Sie verstehen mich? — Mitunter darf man es schon gar nicht sagen. Das ist doch ein Skandal! Nein, Pater Prior, bei euch kann man ja noch Sektierer werden. Bei der ersten Gelegenheit schreibe ich ans Kirchenregiment, meinen Sohn Alexei aber nehme ich fort von hier.“

Fedor Pawlowitsch hatte irgendwo etwas aufgeschnappt. Es hatten sich boshafte Klatschereien verbreitet, die schließlich selbst bis zum Erzbischof gedrungen waren, nicht nur über unser Kloster, sondern auch über andere, in denen sich das Starkentum festgesetzt hatte. Die Starzen würden viel zu sehr geehrt, sogar zum Schaden des Ansehens der Abte; die Starzen mißbrauchen die Beichte und noch mehr der Art. Es waren ganz unsinnige Anschuldigungen, die denn auch von selbst der Vergessenheit bald anheimfielen. Aber der dumme Teufel, der Fedor Pawlowitsch beim Kragen hatte und ihn immer tiefer in einen schmachvollen Abgrund hinunterzog, flüsterte ihm plötzlich diese verjährte Anschuldigung zu, und Fedor Pawlowitsch sprach sie aus, obwohl er selbst nicht wußte noch sich überhaupt denken konnte, um was es sich dabei eigentlich handelte. Auch verstand er nicht einmal, sich richtig über die Sache auszusprechen. Außerdem war diesmal niemand in der Zelle des Starzen niedergekniet oder hatte gar laut gebeichtet, so daß selbst Fedor Pawlowitsch nichts von

allem gesehen haben konnte und nur das alte Gerede und die Klatschereien, deren er sich dunkel erinnerte, nachsprach.

Kaum jedoch hatte er seine dumme Bemerkung gemacht, als er auch schon merkte, daß er ganz gehörigen Unsinn geschwaßt hatte, und wollte jetzt allen Anwesenden und am meisten sich selbst beweisen, daß er keinen Unsinn gesagt habe. Und obgleich er sich völlig bewußt war, daß er mit jedem weiteren Worte dem bereits Gesagten nur noch größeren Unsinn hinzufügte, konnte er sich doch nicht bezwingen und flog hinab wie auf einer Rutschbahn.

„Wie niederträchtig!“ rief Miusoff empört.

„Verzeihen Sie,“ sagte der Prior, „es steht geschrieben: Und viele redeten wider mich und brachten sogar unsaubere Sachen wider mich vor; als ich aber alles gehört, sprach ich bei mir selbst: Diese Arznei ist von Christus gesandt, um meine eitle Seele zu heilen“. Darum danken auch wir Ihnen demütig, werter Gast.“

Nach diesen Worten verneigte er sich tief vor Fedor Pawlowitsch.

„Ach was! Scheinheiligkeit und alte Redensarten! Alte Redensarten und alte Heuchelei! Alte Lügen und die alten Faxen der Verbeugungen bis zur Erde! Wir kennen diese Verbeugungen! Einen Kuß auf die Lippen und einen Dolch ins Herz, wie in Schillers Räubern. Ich will nichts wissen von dieser Falschheit, Väter, ich liebe die Wahrheit. Die aber liegt nicht in den Gründlingen, und das habe ich ausgesprochen! Warum fasten Sie denn eigentlich? Warum erwarten Sie einen Lohn dafür im Himmelreich? Für einen solchen Lohn würde ich auch fasten. Nein, mein heiliger Mönch, sei lieber wohlthätig im Leben; ziehe dich nicht hier zu fertig gebackenen Broten zurück, sondern bringe der Menschheit Nutzen, ohne dafür droben eine Belohnung zu erwarten. Freilich dürfte das etwas schwieriger sein. Ich verstehe mich gleichfalls auf schöne Reden, Hochwürden. Aber was haben Sie aufgetischt?“ unterbrach er sich plötzlich und trat näher. „Hm! Portwein, keine schlechte Nummer; Honig, wahrscheinlich aus dem besten Geschäft. Das sieht nicht aus nach Gründlingen! Und auch die Flaschen haben Sie nicht vergessen. Hahaha! Wer hat

alles hergebracht? Der russische Bauer, der Arbeitsklave; er spart sich die wenigen Kopeken, die er mit seinen schwieligen Händen verdient, vom Munde ab und entzieht sie seiner Familie, um sie herzubringen trotz der schreienden Not unseres Staates! Ihr saugt das Blut aus, heilige Väter!"

„Das ist von Ihnen schon mehr als unerhört,“ sagte Pater Jossiff. Pater Paissi schwieg hartnäckig. Miusoff stürzte hinaus, und ihm folgte Kalganoff.

„Nach Piotr Alexandrowitsch gehe ich auch, meine Heiligen! Nie wieder werde ich herkommen, und würdet ihr mich auf den Knien darum bitten: ich komme nicht! Tausend Rubel habe ich euch geschenkt. Nicht wahr, da spitzt ihr wieder die Ohren, hahaha! Nein, mehr gibt es nicht! Ich räche mich für meine vergangene Jugend, für meine dauernde Demütigung!“ rief er in erkünstelter Aufwallung und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Viel hat dieses liebe Kloster in meinem Leben bedeutet! Viele bittere Tränen habe ich feinetwegen vergossen! Ihr habt meine Frau gegen mich aufgehetzt! Ihr habt mich in sieben Kirchen verflucht, habt es in der ganzen Umgegend verbreitet! Jetzt aber mache ich einen Strich unter alles; denn heutzutage ist man Freidenker; jetzt leben wir im Zeitalter der Dampfschiffe und Eisenbahnen. Nicht tausend, nicht hundert Rubel, nicht hundert Kopeken bekommt ihr mehr von mir zu sehen!“

Und doch hatte niemals das Kloster eine Rolle in seinem Leben gespielt; niemals hatte er feinetwegen auch nur eine Träne vergossen. Er ließ sich aber durch sein Geschwäh so hinreißen, daß er einen Augenblick beinahe selbst daran glaubte. Ihm kamen vor Nührung Tränen ins Auge. Doch zur selben Zeit merkte er, daß es für ihn Zeit war, den Rückzug anzutreten. Der Prior senkte den Kopf ein wenig und sagte auf seine böswillige Lüge wiederum in eindringlichem Tone:

„Es steht ein andermal geschrieben: ‚Ertrage freudig das dir zugefügte Unrecht, laß dich dadurch weder verwirren, noch nähre deswegen Haß gegen deinen Widersacher.‘ Also werden auch wir tun.“

„Weiß schon, und halte noch die andere Backe hin!“ und so fort das ganze Gerede! Man kennt den Kummel schon!

Aber jetzt gehe ich. Meinen Sohn Alexei nehme ich kraft meiner väterlichen Vollmacht ein für allemal von hier fort. Iwan Fedorowitsch, mein gehorsamster Sohn, ich befehle dir, mir zu folgen! Und, von Sohn, was hast du hier noch zu suchen? Komm mit mir in die Stadt! Bei mir geht es lustiger zu. Es liegt nur eine lumpige Werst dazwischen; und doch gibt es statt Fastenfutter Ferkelbraten mit Kartoffelbrei. Wir werden es uns nicht schlecht schmecken lassen. Ich verspreche dir auch einen guten Kognak und hinterdrein ein paar Liköre. Laß dir raten, von Sohn, verscherze dein Glück nicht!"

Laut sprechend und die Arme werfend ging er hinaus. Da erblickte ihn Rakitin und machte Aljoscha auf ihn aufmerksam.

Als der Vater ihn sah, rief er ihm von weitem zu: „Noch heute ziehst du wieder ganz zu mir; schleppe auch das Kissen und das Federbett mit. Keine Spur von dir soll zurückbleiben! Hörst du?"

Ganz erstarrt blieb Aljoscha stehen und verfolgte schweigend und gespannt, was sich vor seinen Augen abspielte. Fedor Pawlowitsch kletterte in seinen Wagen, und ihm nach schickte sich Iwan Fedorowitsch schweigend und sichtlich verärgert an einzusteigen, ohne sich von Aljoscha zu verabschieden oder sich auch nur nach ihm umzusehen.

Da aber kam es zu einem lächerlichen, fast unglaublichen Auftritt, der den ganzen unerhörten Skandal abschloß. Am Wagenbrett erschien nämlich der Gutsbesitzer Maximoff. Atemlos hatte er sich herzugemacht, um sich ja nicht zu verspäten. Rakitin und Aljoscha sahen, wie er lief. Er war in solcher Eile, daß er in seiner Besorgnis zurückzubleiben schon den einen Fuß auf den Wagentritt setzte, obgleich noch Iwan Fedorowitsch mit dem linken Fuße darauf stand, und mit der einen Hand sich an der Bockwand anklammernd, mehrmals hopfte, um schneller einzusteigen.

„Ich komme auch mit!" rief er während des Hopsens mit feinem, frohem Lachen und einem seligen Gesicht, „nehmen Sie mich auch mit!"

„Na, habe ich es nicht gesagt, daß es von Sohn ist," rief triumphierend Fedor Pawlowitsch, „der echte, von den Toten auferstandene von Sohn! Wie bist du denn von dort los-

gekommen? Was hast du denn dort ausgefressen? Wie hast du nur dem schönen Essen den Rücken kehren können! Das muß dir doch recht schwer geworden sein! Mir macht es nichts aus; doch über dich wundere ich mich. Spring auf, hopla! Laß ihn, Wanja, es wird mir mehr Spaß machen! Er kann sich hier irgendwo vor unsere Füße hinlegen. Willst du vor unseren Füßen liegen, von Sohn? Oder sollen wir dich neben dem Kutscher unterbringen? Mach dich auf den Bod, von Sohn!"

Doch Iwan Fedorowitsch, der inzwischen Platz genommen hatte, versetzte plötzlich Maximoff mit aller Kraft einen Stoß vor die Brust, daß er weit zurückflog. Nur ein Zufall war es, daß er nicht zu Boden stürzte.

„Fahr zu!“ rief Iwan Fedorowitsch wütend dem Kutscher zu.

„Was fällt dir ein? Was soll das heißen? Warum hast du ihn fortgestoßen?“ fuhr Fedor Pawlowitsch seinen Sohn an. Doch der Wagen rollte schon davon. Iwan Fedorowitsch antwortete nicht.

„Sieh einer, wie du bist!“ brummte Fedor Pawlowitsch nach kurzem Schweigen und schielte nach seinem Sohn hin. „Du hast selbst diesen ganzen Klosterbesuch ausgeheckt, alles selbst ins Werk gesetzt, selbst gutgeheißen, warum ärgerst du dich denn jetzt?“

„Du hast wirklich Blödsinn genug geschwätzt, daß dir Erholung nottut,“ schnitt ihm Iwan Fedorowitsch kurz das Wort ab.

Wieder schwieg Fedor Pawlowitsch eine kurze Weile.

„Ein Gläschen Kognak wäre jetzt nicht zu verachten,“ leitete er die Unterhaltung ein. Doch Iwan Fedorowitsch würdigte ihn wieder keiner Antwort.

„Na, wenn wir zu Hause ankommen, trinkst du schon eins.“

Iwan Fedorowitsch schwieg noch immer.

„Aber Aljoscha werde ich doch aus dem Kloster nehmen, wenn es auch dir, mein verehrtester Karl Moor, durchaus nicht recht ist.“

Verächtlich zuckte Iwan Fedorowitsch die Achseln, wandte sich ab und sah auf die Landstraße hinaus. Darauf wurde während der ganzen Fahrt kein Wort mehr gesprochen.



Drittes Buch

Die Wollüstlinge

1

In der Bedientenstube

Das Haus Fedor Pawlowitsch Karamasoffs lag nicht im Innern der Stadt; aber es war auch nicht weit davon entfernt. Trotz seines ziemlichen Alters machte es noch einen guten Eindruck. Es war einstöckig, hatte einen spitzen Giebel, einen grauen Anstrich und ein rotes Blechdach. Übrigens konnte es noch lange so stehen. Drinnen war es geräumig und gemütlich. Da fanden sich viele verschiedene Dachkammern mit allerlei Gerümpel, besondere Verstecke und ganz unvermutete Treppchen. Auch Matten gab es; doch sie störten Fedor Pawlowitsch nicht. „Es ist nicht so langweilig am Abend, wenn man allein bleibt,“ pflegte er zu sagen. Er hatte wirklich die Angewohnheit, für die Nacht die Dienstboten in das Nebengebäude auf dem Hofe zu schicken und sich dann allein im großen Hause einzuschließen.

Das Nebengebäude auf dem Hofe war gleichfalls groß und anheimelnd. Hier wurde das Essen gekocht, trotzdem im Hauptgebäude eine Küche war. Aber Fedor Pawlowitsch konnte den Küchengeruch nicht vertragen. So wurden die Speisen im Sommer wie im Winter über den Hof getragen. Überhaupt war das Haus für eine große Familie gebaut, und man hätte das Fünffache an Herrschaft und Dienerschaft in ihm unterbringen können. Damals wohnten jedoch im Hause nur Fedor Pawlowitsch und sein zweiter Sohn Iwan Fedorowitsch und im Nebengebäude nur die drei Bedienteten: der alte Grigori, seine Frau, die alte Marfa, und der Diener Smerdjakoff, ein

noch junger Mensch. Von diesen drei Dienstboten muß ich etwas ausführlicher berichten.

Der alte Grigori Wassiljewitsch Kutusoff war ein ernster, starkköpfiger Mensch, der unentwegt und hartnäckig sein Ziel verfolgte, wenn ein solches Ziel aus irgendwelchen Gründen, die häufig unlogisch genug waren, seinem Geiste als unwandelbare Wahrheit erschien. Überhaupt war er ein ehrlicher, unbeflecklicher, treuer Diener. Seine Frau, Marfa Ignatiwna, wäre nach der Aufhebung der Leibeigenschaft unsagbar gern von Pawlowitsch fortgegangen und nach Moskau gezogen, um dort ein kleines Geschäft anzufangen — sie hatten beide ein kleines Kapital — und kam ihrem Manne immer wieder mit dem Plan, wenn sie sich auch sonst ohne Widerspruch vor seinem Willen beugte. Grigori aber behauptete: das Weib lüge — „jedes Weib ist unehrlich“ — und es stehe ihnen nicht zu, den früheren Herrn zu verlassen, wie er auch sein möge; denn es sei jetzt ihre Pflicht.

„Verstehst du, was das ist — Pflicht?“ wandte er sich an Marfa Ignatiwna.

„Das weiß ich schon. Aber ich sehe nicht ein, was unser Bleiben mit der Pflicht zu tun hat,“ antwortete Marfa Ignatiwna.

„So sieh es nicht ein. Es bleibt dennoch so, wie es ist. Schweige lieber.“

Dabei blieb es. Sie zogen nicht fort. Fedor Pawlowitsch bestimmte ihnen ein Monatsgehalt, zwar kein großes, aber er zahlte es aus. Zudem wußte Grigori, daß er auf seinen Herrn einen gewissen Einfluß hatte. Er merkte es wohl, und es verhielt sich auch wirklich so. Der schlaue, eigensinnige Fedor Pawlowitsch, der nach seinen eigenen Worten „in manchen Lebensdingen“ einen sehr festen Charakter besaß, war zu seiner nicht geringen Verwunderung in gewissen anderen „Lebensdingen“ äußerst characterschwach. Er wußte ganz genau, in welchen Dingen es war und fürchtete sich vor manchem. Mitunter mußte Fedor Pawlowitsch sogar Prügel einstecken, und zwar gehörige; dann hatte ihm Grigori immer aus der Klemme geholfen und nachher eine Predigt gehalten. Doch Prügel allein schreckten Fedor Pawlowitsch nicht. Es gab noch andere

Fälle, sehr fein und verzwick, in denen Fedor Pawlowitsch selbst nicht imstande gewesen wäre, dieses ungewöhnliche Bedürfnis nach einem treuen, nahestehenden Menschen, das er dann augenblicks in sich fühlte, zu erklären. Das waren fast krankhafte Augenblicke. Der verdorbene, in seiner Wollust oft wie ein böses Tier grausame Fedor Pawlowitsch empfand zuweilen, wenn er betrunken war, eine Herzensangst und eine sittliche Erschütterung, die eine beinahe körperliche Wirkung, wenn man sich so ausdrücken kann, auf seine Seele ausübten. „Die ganze Seele sitzt mir dann zitternd in der Kehle,“ äußerte er sich manchmal über diese sonderbaren Anwandlungen.

In solchen Augenblicken sah er es gern, wenn jemand in seiner Nähe war; er brauchte gar nicht in demselben Zimmer, sondern schon auf dem Hofe, im Nebengebäude ein ihm ergebener Mensch zu sein, die ihm selbst nicht gleich war, nicht verdorben, sondern ehrlich und streng, der die ganze Lieberlichkeit mit ansah und sich in allen Geheimnissen auskannte, aber aus Ergebenheit und Anhänglichkeit alles zuließ, vor allem keine Vorwürfe machte und mit nichts drohte, mit dem Diesseits nicht und auch nicht mit dem Jenseits, im Nothfalle aber ihm zu Hilfe kam — gegen wen? Gegen irgendeinen Unbekannten, Furchtbaren und Gefährlichen. Es kam, wenn auch nur äußerst selten vor, daß Fedor Pawlowitsch sogar mitten in der Nacht über den Hof zu Grigori ging und ihn auf einen Augenblick zu sich rief. Dieser kam auch; doch Fedor Pawlowitsch redete mit ihm dummes Zeug und ließ ihn bald wieder gehen, häufig noch mit einer spöttischen Bemerkung oder einem Scherz. Er selbst spuckte aber kräftig aus, legte sich schlafen und schlief den Schlaf des Gerechten.

Auch nach Aljoschas Ankunft geschah mit Fedor Pawlowitsch etwas ähnliches. Aljoscha eroberte sein Herz sofort durch sein Verhalten, daß er alles sah und nichts verurtheilte; außerdem noch durch das Unglaubliche, daß er dem Alten nicht die geringste Verachtung zeigte, sondern im Gegentheil immer gleichmäßig freundlich war und eine ganz natürliche, offenherzige Anhänglichkeit an ihn, der sie doch so wenig verdient hatte, zeigte. Das war sehr überraschend für den alten Herumtreiber

und familienlosen Wollüstling; es machte ihn ganz stugig und kam für ihn, der bis dahin nur der Unzucht gefrönt hatte, ganz unerwartet. Als Aljoscha ins Kloster ging, gestand er sich, daß er etwas gelernt hatte, was er bis dahin nicht hatte lernen wollen.

Schon einmal erwähnte ich, wie der Diener Grigori Adelaida Iwanowna, die erste Frau Fedor Pawlowitschs und die Mutter Dimitri Fedorowitschs, gehaßt und wie er dagegen die zweite Frau, Sossja Iwanowna, sogar gegen seinen Herrn in Schutz genommen hatte und überhaupt gegen jeden, der es sich einfallen ließ, ein leichtfertiges oder schlechtes Wort über sie zu äußern. Sein Mitleid mit dieser unglücklichen Frau ließ es ihn allmählich als seine heilige Pflicht empfinden, sie zu beschützen, so daß er auch nach zwanzig Jahren noch keine einzige schlechte Anspielung, einerlei von wem, ertragen konnte.

Außerlich war Grigori ein alter Mensch mit ziemlich wichtiger Miene, der nur wohlbedachte, niemals leichtfertige Worte sprach, wenn er überhaupt sprach. Unmöglich war es auch, aus dem Äußeren zu schließen, ob er seine ebenso wortkarge, ihm stets ergebene Marfa Ignatiemna liebte oder nicht; er liebte sie aber wirklich, und sie fühlte es wohl. Diese Marfa Ignatiemna war nicht nur keine dumme Frau; sie war im Gegenteil noch klüger als ihr Mann oder dachte wenigstens in Lebensfragen weit vernünftiger als er. Indes unterwarf sie sich ihm schon gleich im Beginn ihrer Ehe widerspruchlos und achtete ihn selbstverständlich wegen seiner, wie sie meinte, geistigen Überlegenheit. Bemerkenswert ist, daß sie beide während ihres ganzen Lebens auffällig wenig miteinander sprachen, es sei denn über die notwendigsten alltäglichen Dinge. Grigori bedachte alles allein, und Marfa Ignatiemna hatte schon längst ein für allemal begriffen, daß ihr Mann ihrer Ratsschläge nicht bedurfte, dafür aber ihr Schweigen zu schätzen wußte und diese Eigenschaft auch für ihre beste hielt. Er schlug sie nie, abgesehen von einem einzigen Ausnahmefall.

Im ersten Jahr der Ehe Adelaida Iwanownas mit Fedor Pawlowitsch waren einmal auf dem Gutshofe die damals noch leibeigenen jungen Mädchen und Frauen versammelt worden, um der Herrschaft vorzutragen und zu singen. Der Chor

begann: „Auf grünen Wiesen und Auen“, und plötzlich sprang Marfa Ignatiwna, die damals noch ein junges Weib war, vor und tanzte die „Ruskaja“ in ganz besonderer Weise, nicht wie die Leute sie tanzten, sondern wie ihr früher, als sie noch Leibeigene der reichen Miusoffs gewesen war, zu den Theateraufführungen im Herrenhause ein aus Moskau bestellter Balletmeister es gezeigt hatte. Grigori sah, wie seine Frau tanzte; doch nach einer Stunde belehrte er sie eines besseren, indem er auf sie einschlug und sie an den Haaren zog. Damit war das Prügeln abgetan. Es wiederholte sich nicht; denn Marfa Ignatiwna hatte sich zugeschworen, nie wieder die Ruskaja zu tanzen.

Kinder schenkte Gott ihnen zu ihrem Leidwesen nicht. Sie hatten wohl ein Kleines gehabt, aber es war bald nach der Geburt gestorben. Grigori liebte jedoch kleine Kinder sehr und verheimlichte es nicht, das heißt: er schämte sich nicht, es zu zeigen. Den kleinen dreijährigen Dimitri Fedorowitsch hatte er, als dessen Mutter davongelaufen war, zu sich genommen und sich fast ein ganzes Jahr mit ihm abgegeben, ihn eigenhändig gewaschen, gekämmt und im kleinen Waschtrog gebadet. Dann hatte er sich auch mit den beiden anderen Kleinen, Iwan und Alexei, abgeplagt, was ihm späterhin die Ohrfeige von der Generalin eintrug. Das eigene Kindchen erfreute ihn aber nur mit der Hoffnung, solange Marfa Ignatiwna schwanger war. Als aber der Junge geboren wurde, erfüllte er ihn mit Sorge und Trauer; denn das Kindchen hatte sechs Finger. Als Grigori das sah, war er dermaßen erschrocken und erschüttert, daß er bis zur Taufe kein Wort mehr sprach und in den Garten ging, um mit sich allein zu sein. Es war gerade Frühling, und so grub er denn im Gemüsegarten die Beete um. Am dritten Tage mußte das Kind getauft werden; Grigori hatte Zeit gehabt, sich zu bedenken. Als er ins Haus trat, wo sich schon die ganze Verwandtschaft und die Gäste versammelt hatten und sogar Fedor Pawlowitsch in höchsteigener Person als Pate erschienen war, erklärte er plötzlich, man solle das Kind überhaupt nicht taufen, sprach sich jedoch über seine Meinung nicht weiter aus, sondern sah nur aufmerksam auf den Geistlichen.

„Warum nicht?“ erkundigte sich dieser verwundert.

„Das ist ein Drache,“ brummte schließlich Grigori.

„Wieso, was für ein Drache?“

Grigori schwieg eine Zeitlang.

„Eine Verwechslung der Natur,“ brummte er, wenn auch sehr undeutlich, so doch fest überzeugt; augenscheinlich wollte er sich nicht weiter äußern.

Man lachte natürlich und taufte das arme Kind. Grigori betete eifrig, änderte aber seine Meinung über das Neugeborene nicht im mindesten. Übrigens ließ er alles geschehen; nur bemühte er sich in den ganzen zwei Wochen, die das schwächliche Kindchen am Leben blieb, es überhaupt nicht zu bemerken, und verließ, so oft er nur konnte, das Haus. Als aber der Knabe nach zwei Wochen am Milchfieber starb, legte er ihn sorgsam in den kleinen Sarg, blickte ihn in tiefer Trauer an, und als sein kleines Grab zugeschüttet wurde, kniete er nieder und verneigte sich vor dem Grabe. Seit der Zeit sprach er lange Jahre kein einzigmal von seinem Kinde, und selbst Maria Ignatiwna wagte nicht, in seiner Gegenwart ihren toten Kleinen zu erwähnen. Konnte sie aber sonst mit irgend jemandem von ihrem Kinde reden, so tat sie es immer nur flüsternd, selbst wenn Grigori überhaupt nicht im Hause war.

Es fiel ihr auf, daß Grigori Wassiljewitsch sich seit jener Beerdigung ganz besonders mit religiösen Dingen zu beschäftigen begann, das Leben der Heiligen las, doch nur still für sich, wozu er seine silberne Brille mit den großen, runden Gläsern aufsetzte. Nur selten las er laut vor, höchstens zur Fastenzeit. Er liebte das Buch Hiob sehr, wußte sich von irgend jemandem die tiefsinnigen Predigten unseres von Gott erleuchteten Paters Isaak Sirin zu verschaffen, las sie unermülich jahrelang, verstand so gut wie überhaupt nichts davon und schätzte gerade darum das Buch am meisten. In der letzten Zeit begann er sich für die Sekte der Geißler zu interessieren, von der einige Mitglieder sich in der Nachbarschaft eingefunden hatten. Er war sichtlich ergriffen, hielt es aber nicht für angebracht, zu einem anderen Glauben überzutreten. Seine Belesenheit in göttlichen Dingen äußerte sich nur auf seinem Gesicht in einem wichtigen Ausdruck.

Vielleicht neigte er auch zum Mystizismus. Da mußte es noch geschehen, daß nach der Geburt seines sechsfingerigen Sohnes und dessen Tode eine ganz besondere Überraschung seiner wartete, die, wie er sich selbst äußerte, in seiner Seele auf ewig einen „Stempel“ hinterließ. Es war in der Nacht desselben Tages, an dem der kleine Sechsfingerige begraben worden war, als Marfa Ignatiowna plötzlich erwachte und das Weinen eines neugeborenen Kindes zu vernehmen glaubte. Sie erschrak und weckte ihren Mann. Grigori horchte hinaus, meinte aber: es stöhne eher jemand, wahrscheinlich eine Frau. Er erhob sich und kleidete sich an. Es war eine ziemlich dunkle Mainacht. Als er auf die Treppe hinaustrat, hörte er deutlich, daß das Stöhnen aus dem Garten kam. Die Hofthür zum Garten aber wurde jeden Abend verschlossen. Auf einem anderen Wege als durch diese Thür oder unmittelbar aus dem Hause konnte man jedoch nicht in den Garten gelangen; er war von einem hohen, starken Zaun umgeben. Grigori kam zurück, nahm den Gartenschlüssel und die Laterne und ging schweigend hinaus in den Garten, ohne die Angst Marfa Ignatiownas zu beachten, die immer noch behauptete, sie höre das Weinen eines kleinen Kindes; es sei bestimmt ihr Söhnchen, das sie rufe. Im Garten hörte er deutlich das Stöhnen aus dem kleinen Badehause dringen, das nicht weit von der Hofthür im Garten stand; es war wirklich eine Frauenstimme. Als er die Thür des Häuschens öffnete, bot sich ihm ein Anblick, der ihm ein Frösteln über den Rücken jagte. Die Stadtverrückte, die sich allenthalben herumtrieb und allgemein bekannt war, namens Lisaweta Emerdjatschaja, war auf unerklärliche Weise ins Badehaus gekommen und hatte ein Kind geboren. Das Neugeborene lag neben ihr, sie aber wand sich in Todeskrämpfen.

Lisaweta Smerdjatschaja

Ein besonderer Umstand erschütterte Grigori tief und bestärkte ihn in einem früheren, unangenehmen, wenn nicht ekelhaften Verdacht. Diese Lisaweta war sehr klein von Wuchs. Ihr zwanzigjähriges, gesundes, breites und rotwangiges Gesicht war vollkommen idiotisch, ihr Blick starr und unangenehm, wenn auch ruhig. Im Sommer wie im Winter ging sie barfuß und trug nur ein hanfkleinenes Hemd. Ihr fast schwarzes, ungewöhnlich dickes Haar war so kraus wie die Wolle eines Schafes und stand wie eine große Mütze auf ihrem Kopf. Überdies war es voll Schmutz, Erdstückchen und Blättern, Holzspänchen und Hälmschen; denn sie schlief immer auf der Erde. Ihr Vater war ein obdachloser, heruntergekommener, kranker Kleinbürger Ilsa, der trank und schon viele Jahre bei einem wohlhabenden Kleinbürger als Arbeiter in Diensten stand. Die Mutter war vor langer Zeit gestorben.

Der ewig kranke, wütende Ilsa schlug seine Tochter ganz unbarmherzig, wenn sie ihm unter die Augen kam. Das geschah indes nur selten; denn sie lebte überall in der Stadt herum als geisteschwaches, heiliges Gotteskind. Man versuchte nicht einmal, Lisaweta etwas anständiger zu kleiden. Nur im Winter zogen Mitleidige ihr immer einen Schafpelz und Stiefel an. Sie ließ sich alles ruhig anziehen, ging aber dann gewöhnlich zur Kirchentür und zog dort alles wieder aus, mochte es ein Rock, ein Tuch, ein Pelz oder sonst etwas sein, ließ alles vor der Kirche liegen und ging dann wieder nur im Hemde fort.

Schließlich starb auch ihr Vater, und sie wurde als Waise den Frommen noch lieber; selbst die Straßensungen neckten sie nicht. Sie trat in fremde Häuser; doch niemand schrie sie an oder wies ihr die Tür. Gab man ihr Geld, so steckte sie es sofort in irgendeine Armenbüchse an der Kirche oder am Gefängnis; gab man ihr auf dem Markte eine Brezel oder ein Brötchen, so gab sie es dem ersten kleinen Kinde, das sie er-

blickte, oder blieb gar vor einer der reichsten Damen stehen und reichte es ihr. Die Damen nahmen es dankend und sogar erfreut an. Sie selbst nährte sich nur von Schwarzbrot und Wasser. Zuweilen trat sie in einen vornehmen Laden. Überall lag teure Ware, sogar vereinzelt Geld. Doch fiel es niemandem ein, auf sie achtzugeben. Denn alle wußten, daß man Tausende auf den Ladentisch legen konnte, ohne daß sie auch nur eine Kopete anrührte. In die Kirche ging sie nur selten. Entweder schlief sie vor der Kirchentür oder kletterte über einen geflochtenen Zaun und übernachtete in einem Gemüsegarten. Nach Hause, nämlich in das Haus der Kleinbürger, bei denen ihr Vater diente, ging sie nur ungefähr einmal in der Woche, im Winter allerdings jede Nacht, und schlief dann entweder auf dem Flur oder im Kuhstall. Man wunderte sich, daß sie ein solches Leben aushalten konnte; aber sie hatte sich schon daran gewöhnt. Wenn sie auch nur klein war, so war sie doch ungewöhnlich stark gebaut. Einige behaupteten: sie tue es, um sich zu zeigen; doch fand das keinen rechten Glauben. Sie konnte nicht einmal richtig sprechen; nur zuweilen bewegte sie die Zunge und stieß irgendwelche Laute hervor. Wie konnte da die Rede sein von Wichtigkeit!

Da geschah es einmal — es ist schon lange her — daß in einer warmen, hellen Septembernacht bei Halbmond zu einer nach unseren Begriffen sehr späten Stunde eine stark angeheiterte Gesellschaft, etwa fünf bis sechs Herren, aus dem Klub durch die Hinterstraßen nach Hause ging. Zu beiden Seiten der Straße zogen sich niedrige Zäune hin, hinter denen die Gemüsegärten der an den größeren Straßen liegenden Häuser lagen. Diese Hinterstraße führte zu einer kleinen Brücke über einen breiten, versumpften Graben, der bei uns wohl das Fließchen genannt wurde.

Da bemerkte die lustige Gesellschaft am Zaun zwischen Nesseln und Salbei die schlafende Lisaweta. Die Herren blieben stehen und begannen in nicht wiederzugebender Weise ihre Witze über sie zu machen. Einer von ihnen, ein junger Milchbart, stellte plötzlich die seltsame Frage: „Könnte irgend jemand, einerlei wer, in diesem Wesen ein Weib sehen, meinetwegen jetzt gleich“ und so weiter. Es war ein ganz ungewöhn-

licher Gesprächsstoff, den er anschlug. Mit Abscheu meinten alle, so etwas sei ganz unmöglich. Doch in dieser angeheiterten Gesellschaft befand sich auch Fedor Pawlowitsch. Sogleich trat er vor und behauptete: man könne wohl in ihr das Weib sehen, sogar sehr; die Sache habe sogar einen gewissen Reiz und so weiter. Schon damals drängte er sich bereits gar zu absichtlich in die Rolle des Narren; er gefiel sich sehr darin, die anderen zu belustigen und dabei den Gleichstehenden zu spielen, obgleich er von allen über die Schulter angesehen wurde. Die Geschichte spielte gerade in jener Zeit, als er aus Petersburg die Nachricht von dem Tode seiner ersten Frau erhalten hatte und mit dem Trauerflor am Hut dermaßen trank und sich so unanständig benahm, daß sich viele, selbst die Liederlichsten, durch seinen Anblick unangenehm berührt fühlten. Die Bande lachte natürlich über die unerwartete Behauptung Fedor Pawlowitschs. Einer von ihnen versuchte, ihn noch mehr aufzustacheln; doch die anderen schimpften jetzt erst recht, natürlich immer unter allgemeiner Heiterkeit, und endlich gingen alle ihres Weges.

Später schwur Fedor Pawlowitsch, daß er damals mit den anderen gleichfalls fortgegangen sei. Vielleicht war es so — niemand weiß es genau und kann es wissen. Doch nach fünf oder sechs Monaten sprach man allgemein aufrichtig empört davon, daß die Lisaweta schwanger sei. Man fragte und riet, auf wen die Sünde falle, wer der Schänder sei. Da verbreitete sich in der ganzen Stadt das Gerücht, daß es ausgerechnet Fedor Pawlowitsch Karamasoff sei. Wie war dieses Gerücht entstanden? Von jenen Herren, die sie in jener Nacht bemerkt hatten, war zurzeit nur noch ein einziger in der Stadt, und das war ein bejahrter Staatsrat, ein Vater erwachsener Töchter, der es bestimmt nicht verbreitet haben würde, selbst wenn er etwas Genaueres gewußt hätte. Die übrigen Kumpane aber waren alle verreist. Doch das Gerücht ließ nicht nach, hartnäckig gerade auf Fedor Pawlowitsch hinzuweisen. Der machte sich natürlich nicht viel daraus. Kaufleuten und einfachen Bürgern hätte er auf eine diesbezügliche Bemerkung überhaupt nicht geantwortet. Damals war er stolz und lebte nur in Gesellschaft von hohen Beamten und Edelleuten, die er

vorzüglich zu unterhalten verstand. Da trat Grigori energisch für seinen Herrn ein und verteidigte ihn nicht nur gegen alle Klatschereien, sondern geriet feinetwegen sogar in ernste Streitigkeiten. Doch gelang es ihm schließlich, viele von Fedor Pawlowitschs Unschuld in diesem Falle zu überzeugen. „Die elende Vagabundin ist selbst an allem schuld,“ behauptete er steif und fest, und der Schänder sei kein anderer als der „Schrauben-Karp“, — ein in der ganzen Stadt berühmter Verbrecher, der gerade zu jener Zeit aus dem Gefängnis entsprungen war und sich darauf in unserer kleinen Kreisstadt herumgetrieben hatte. Diese Beschuldigung schien glaubwürdig; denn man erinnerte sich noch des Entsprungenen; gerade in jenen Herbstnächten hatte er die Stadt unsicher gemacht, drei Menschen überfallen und beraubt.

Aber alle diese Erörterungen verminderten keineswegs die Teilnahme für die arme Geisteschwache; im Gegenteil, sie verstärkten sie nur. Alle nahmen sie in Schutz und kamen ihr freundlich entgegen. Frau Kondratjewa, eine wohlhabende Kaufmannswitwe, nahm Lisaweta in den letzten Tagen des April ganz in ihr Haus und wollte sie bis zur Entbindung bei sich behalten. Keinen Augenblick ließ man sie aus den Augen. Trotzdem gelang es ihr am Abend des letzten Tages, sich heimlich aus dem Hause zu entfernen. Wie sie in ihrem Zustande über den hohen, starken Zaun des Karamasoffischen Grundstücks hat klettern können, vermochte sich niemand zu erklären. Wahrscheinlich ging es ganz natürlich zu. Denn Lisaweta war bisher wie eine Kaze über die Zäune geklettert, um in fremden Gemüsegärten zu nächtigen, und wird wohl ebenso auf den hohen Zaun Fedor Pawlowitschs gekommen und leider in ihren Umständen hinuntergesprungen sein.

Nachdem er sich von dem ersten Schrecken erholt hatte, stürzte Grigori zu Marfa Ignatiwna zurück, die er ins Badehaus schickte, die erste Hilfe zu leisten, während er selbst eilends die alte Hebamme herbeiholte, die in der Nachbarschaft wohnte. Das Kind wurde am Leben erhalten, aber Lisaweta starb, als der Morgen heraufdämmerte. Grigori nahm das Neugeborene, trug es ins Haus, hieß Marfa Ignatiwna sich hinsetzen und legte ihr das Kind auf den Schoß und an die Brust: „Eine

Waise ist Gottes Kind und unser aller Kind, für uns beide aber erst recht unser Kind. Unser totes Söhnchen hat es uns geschickt, und geboren ist es von einem Teufelssohn und einer Gerechten. Nähre es und weine nicht mehr."

So zog denn Marfa Ignatiwna den kleinen Jungen auf. Er wurde Pawel getauft und mit der Zeit, ohne daß jemand es angeordnet hätte, ganz von selbst Fedorowitsch gerufen. Fedor Pawlowitsch hatte nichts dagegen einzuwenden und fand es sogar sehr spaßhaft, wenn er auch seine Vaterschaft weiterhin bestimmt in Abrede stellte. Den Leuten in der Stadt gefiel es, daß er sich des Kindes annahm. Später dachte sich Fedor Pawlowitsch einen Familiennamen für den Jungen aus. Er nannte ihn Smerdjäkoff nach dem Spitznamen seiner Mutter Lisaweta Smerdjätschaja (die Stinkende). Dieser Smerdjäkoff wurde Fedor Pawlowitschs Koch und zweiter Diener. Er lebte in dem Nebengebäude auf dem Hof zusammen mit dem alten Grigori und der alten Marfa.

Die Beichte eines heißen Herzens (1)

Wie Aljoscha den Befehl seines Vaters, mit allen Kissen und Federbetten das Kloster zu verlassen, vernommen hatte, blieb er nicht wenig verwundert zurück. Er ging in die Küche des Priors, um dort in Erfahrung zu bringen, was sein Vater eben angerichtet habe. Dann erst machte er sich auf den Weg und hoffte, unterwegs über alles, was ihn beunruhigte, mit sich ins Klare zu kommen. Der Befehl seines Vaters, mit Kissen und Federbetten nach Hause zurückzukehren, machte ihm keine Sorge. Er wußte nur zu gut, daß dieser Befehl, der ihm mit lauter Stimme zugerufen war, nur in der Erregung erteilt war, sozusagen zur Ablenkung. Aljoscha wußte auch, daß sein Vater ihn am nächsten Tage ins Kloster zurückgehen

lassen werde oder vielleicht schon nach einigen Stunden. Er war überzeugt, daß der Vater nicht ihn, sondern einen andern durch Ertheilung dieses Befehles hatte kränken wollen. Afscha war gar nicht im Zweifel, daß jemand in der Welt überhaupt die Absicht habe, ihn zu beleidigen, wie es auch keiner könne. Dies war ein Grundgedanke, den er sich zu eigen gemacht hatte, und so begab er sich denn auch ohne Sorge auf den Weg.

In diesem Augenblick erfüllte sein Herz eine ganz andere Unruhe, die ihn um so mehr quälte, als er sie sich nicht zu erklären vermochte. Es war die Unruhe beim Gedanken an ein weibliches Wesen, und zwar an Katarina Iwanowna, die ihn in dem von Lisa Chochlakoff überreichten Briefe so inständig gebeten hatte, er möge zu ihr kommen; ja, die nicht bat, sondern verlangte. Dieser Brief und der Zwang, zu ihr hinzugehen, hatten in seinem Herzen eine eigenartige Unruhe ausgelöst. Je mehr während des Morgens die Zeit vorrückte, desto mehr steigerte sich in ihm die Unruhe trotz aller dazwischen liegenden Auftritte in der Zelle des Starez wie später bei der Abfahrt des Vaters. Er fürchtete Katarina Iwanowna, gerade sie. Er fürchtete sie schon seit dem Augenblick, da er zum erstenmal bei ihr gewesen war. Dazu kam, daß er sie im ganzen nur zwei- oder genau genommen dreimal gesehen und nur einmal ganz zufällig einige wenige Worte mit ihr gesprochen hatte. Sie stand in der Erinnerung vor ihm als ein schönes, stolzes, gebietendes Mädchen. Doch nicht diese Schönheit übte einen verwirrenden Eindruck auf ihn; es war etwas ganz anderes. Gerade das Unerklärliche seiner Unruhe verstärkte diese noch. Er wußte, daß die Absichten des jungen Mädchens edel waren. Sie wollte seinen Bruder Dimitri, der sich ihr gegenüber bereits vergangen hatte, retten, und zwar nur ihrer hochherzigen Gesinnung folgend. Aber trotzdem er dieses alles wußte und trotzdem er der edlen, vornehmen Gesinnung des Mädchens unbedingt volle Gerechtigkeit widerfahren lassen mußte, überließ ihn doch ein leises Erschauern, als es ihm einfiel, daß er bald bei ihr sein werde.

Wie er so hin und her dachte, kam er zu dem Ergebnis, daß er seinen Bruder Iwan Fedorowitsch, der ihr so nahe stand, nicht bei ihr antreffen werde. Iwan war bestimmt jetzt

beim Vater. Dimitri würde er auf keinen Fall vorfinden, und er ahnte den Grund. Also würde ihre Unterhaltung unter vier Augen vor sich gehen. Hastig schlug er ein Kreuz, wie er es immer zu tun pflegte, und ein flüchtiges Lächeln umspielte seine Lippe; dann ging er festen Schrittes zu der gefürchteten Dame.

Er mußte, wo sie wohnte. Wäre er durch die Große Straße und über den Platz gegangen, so wäre es ein weiter Umweg gewesen. Das kleine Städtchen war nämlich sehr weitläufig gebaut. Zwischen den Häusern zogen sich oft umfangreiche Gärten hin; und so waren die Entfernungen bisweilen nicht gering. Ueberdies erwartete ihn der Vater, der vielleicht seinen Befehl noch nicht vergessen hatte und, wenn Aljoscha nicht sofort der Aufforderung Folge leistete und zu ihm kam, leicht gereizt werden konnte! Darum mußte Aljoscha sich sehr beeilen. Die letzte Erwägung brachte ihn auf den Gedanken, den Weg abzukürzen und die Hinterstraßen zu benutzen, die er so gut wie seine fünf Finger kannte. Diese Hinterstraßen waren aber eigentlich keine Straßen, sondern Wege an einsamen Gemüsegärten entlang; bisweilen ging es sogar über Hindernisse. Er mußte über Zäune klettern und über fremde Höfe gehen, wo ihn übrigens jedermann kannte und freundlich grüßte. Auf diese Weise kürzte er den Weg bis zur Großen Straße um die Hälfte ab.

Hier kam er an einer Stelle sogar ganz nahe am väterlichen Hause vorüber, da er an dem Nachbargarten, der zu einem alten, schiefen Häuschen gehörte, entlanggehen mußte. Die Besitzerin dieses Häuschens war, wie Aljoscha wußte, eine städtische Kleinbürgerin, eine halbgelähmte Greisin. Sie lebte hier mit ihrer Tochter, einer Kammerzofe, die bereits viel Bildung in sich aufgenommen hatte; sie war in der Großstadt bei Generälen in Stellung gewesen, hielt sich jetzt aber schon seit einem Jahre bei der alten Mutter auf und stolzierte in aufgepußten Kleidern einher. Mutter und Tochter waren sehr verarmt. So kamen sie als Nachbarn täglich in die Karamasoff'sche Küche, wo sie Suppe und Brot bekamen. Marfa Ignatiowna gab es ihnen gerne. Die Tochter holte das Essen; es fiel ihr aber gar nicht ein, von ihren teuren Kleidern auch

nur ein einziges zu verkaufen, von denen eines dem Gerede nach eine geradezu riesige Schleppe haben sollte. Diese letztere interessante Neuigkeit hatte Aljoscha ganz zufällig von seinem Freunde Rakitin erfahren, dem wirklich alles in der Stadt bekannt war. Er hatte es gehört, indes natürlich sofort wieder vergessen. Doch als er jetzt am Garten der Nachbarin vorüberging, fiel ihm plötzlich die lange Schleppe wieder ein. Er erhob nachdenklich den gesenkten Blick und — hatte eine ganz unerwartete Begegnung.

Hinter dem Zaun stand, mit der Brust über ihn hinausreichend — er mußte auf irgend etwas hinaufgestiegen sein — Dimitri Fedorowitsch, sein Bruder, und machte ihm aus allen Kräften Zeichen mit seinen Armen. Er winkte ihn augenscheinlich heran zu sich, fürchtete sich aber offenbar, nicht nur zu rufen, sondern überhaupt ein lautes Wort zu sprechen. Aljoscha trat schnell an den Zaun.

„Es ist nur gut, daß du gerade ausblicktest; sonst hätte ich dich noch anrufen müssen,“ flüsterte ihm hastig und frohen Blickes Dimitri Fedorowitsch zu. „Spring herüber! Schnell! Wirklich großartig, daß du gekommen bist. Ich habe die ganze Zeit nur an dich gedacht.“

Aljoscha freute sich ebenfalls. Nur wußte er nicht, wie er es anstellen sollte, über den Zaun zu kommen. Doch Mitja ergriff ihn mit fester Hand am Ellenbogen, um beim kühnen Sprung zu helfen. Aljoscha raffte seine Kutte auf und sprang mit der Gewandtheit eines barfüßigen Straßenjungen über den Zaun.

„So, famos! komm mit!“ flüsterte ihm Mitja hoch erfreut zu.

„Wohin?“ fragte gleichfalls leise Aljoscha, der sich nach allen Seiten umblickte und sich in einem verlassenem Garten fand, in dem außer ihnen niemand zu sehen war. Der Garten war ringsum am Zaun mit Bäumen bepflanzt, mit Apfelbäumen, Ahorn, Linden und Birken. In der Mitte war ein freier, grüner Platz, eine Wiese, von der im Sommer etwas Heu geerntet wurde. Vom Frühjahr bis zum Herbst wurde dieser Garten von der Besitzerin für ein paar Rubel verpachtet. Es waren da auch einige Beete mit verschiedenen Sträuchern: Stachelbeeren, Johannisbeeren und Himbeeren;

doch zogen sie sich gleichfalls am Zaune hin. Beim Hause waren dann noch etliche Gemüsebeete.

Dimitri Fedorowitsch führte seinen Bruder in die vom Hause entfernte Ecke des Gartens. Dort bemerkte Aljoscha zwischen alten Linden, dichtem Holundergebüsch und spanischem Flieder eine uralte, schiefe Laube, unter deren Bretterdach, das schon nicht mehr grün, sondern ganz schwarz war, man immerhin noch vor dem Regen hätte Schutz finden können. Doch alles war schon verfault. Die Bohlen wackelten, und es roch nach feuchtem Holz. In der Mitte stand auf eingerammten Pfosten ein noch grüner Tisch, um den auf gleichfalls eingerammten Pfählen drei Bänke standen.

Aljoscha war sofort die gehobene Stimmung seines Bruders aufgefallen. Als sie in die Laube traten, bemerkte er auf dem Tisch eine halbe Flasche Kognak und ein Gläschen.

„Ja, das ist Kognak!“ sagte Mitja lachend; „du fragst dich jedenfalls: Sollte er wieder trinken? Glaube nicht dem Schein.

Glaube nicht der blöden Masse,
o, vergiß die Zweifel alle.

Ich trinke nicht, ich nasche bloß wie dein Freund, das Schwein Rakitin, der angehende Staatsrat. Setze dich, Aljoscha. Ich möchte dich am liebsten so ohne weiteres hernehmen und an mein Herz drücken; aus aller Kraft würde ich es tun. Denn — merke es dir und behalte es — im Grunde habe ich von allen Menschen auf der Welt nur dich lieb.“

Die letzten Worte sprach er fast wie im Rausche, wie in Verzückung.

„Nur dich allein und dann noch eine Niederträchtige, in die ich mich verliebt habe und die mich zu Grunde richtet. Doch sich verlieben heißt nicht lieben. Sich in jemanden verlieben kann man auch, wenn man ihn haßt. Denke daran! Jetzt spreche ich vorläufig noch in heiterer Stimmung. Setze dich dorthin hinter den Tisch. Ich werde mich hierhin setzen, die ganze Zeit sprechen und dich ansehen. Du sollst schweigen; ich aber werde dir alles erzählen, denn jetzt ist es Zeit dazu. Aber, weißt du, ich glaube, es ist doch besser, wenn ich leise spreche; hier können Ohren hórchen, an die man gar nicht denkt. —

Warum sehnte ich mich nach dir, warum erwartete ich dich in all diesen Tagen? Ich habe mich hier bereits fünf Tage vor Anker gelegt. — Weil ich nur dir allein alles sagen kann. Dich brauche ich; denn morgen werde ich aus den Wolken herabfliegen, morgen wird das Leben enden und neu beginnen. Hast du jemals das Gefühl gehabt, wie es ist, wenn man von einem Berge in ein tiefes, dunkles Loch fällt? Auch ich fliege jetzt herab, aber nicht im Traum. Ich fürchte mich aber nicht, und auch du sollst dich nicht fürchten. Das heißt: ich fürchte mich wohl, aber es ist so süß. Nein, eigentlich nicht süß, sondern ein Rausch des Entzückens. Hol es der Teufel, einerlei, was es ist. Stark oder schwach oder weibisch — einerlei! Begeistern wir uns lieber für die Natur! Sieh, wieviel Sonne hier ist, der Himmel so klar, so blau und hoch; die Blätter alle grün wie im Sommer. Vier Uhr nachmittags, und so still! Wohin wolltest du gehen?“

„Zum Vater und vorher wollte ich zu Katarina Iwanowna gehen.“

„Zu ihr und zum Vater! Das ist ein sonderbares Zusammentreffen! Ja, warum rief ich dich denn, warum sehnte ich mich nach dir, warum verlangte ich mit allen Fasern meines Herzens gerade nach dir? Um dich geradewegs von mir zum Vater und dann zu ihr, zu Katarina Iwanowna, zu schicken und auf diese Weise der ganzen Geschichte ein Ende zu machen, mit ihr wie mit ihm! Ich hätte jeden anderen schicken können, aber ich wollte nur einen Engel schicken. Und sieh, du wolltest von selbst zu ihr und zum Vater gehen!“

„Wolltest du mich wirklich schicken?“ fragte hastig mit verwundertem Gesichtsausdruck Aljoscha fast gegen seinen Willen.

„Du wußtest es doch. Ich sehe schon: du hast alles begriffen. Aber sprich noch nicht, schweige. Laß es dir nicht leid sein.“

Dimitri Fedorowitsch stand auf und legte nachdenklich den Finger an die Stirn.

„Sie muß dich selbst gerufen haben, hat dir einen Brief geschrieben oder sonst etwas. Darum wolltest du zu ihr gehen. Sonst wäre es dir nicht eingefallen.“

„Ja, sie hat mir geschrieben. Hier!“ sagte Aljoscha und zog den Brief aus der Tasche. Mitja überflog ihn schnell.

„Und du gingst durch die Hinterstraßen. O Götter, ich danke euch, daß ihr ihn durch die Hinterstraßen in meine Arme geführt habt wie das goldene Fischlein dem dummen Fischer im Märchen. Höre, Aljoscha, Freund und Bruder: jetzt will ich dir alles sagen. Irgend jemandem muß man es doch sagen. Das bist du. Du wirst es anhören, dann urteilen und verzeihen. Gerade das habe ich nötig, daß mir ein höheres Wesen verzeiht. Höre! Wenn zwei Wesen sich plötzlich von allem Irdischen losreißen und irgendwohin in etwas Unbekanntes fliehen oder wenigstens einer von ihnen, und kurz vorher, also kurz vor dem Fortgang oder dem Verderben, zum andern geht und ihm sagt: tue das und das für mich, etwas, um das man sonst nie bittet oder höchstens auf dem Sterbebette, — würde der es wirklich verweigern, wenn er sein Freund, sein Bruder ist?“

„Ich werde es tun,“ sagte Aljoscha, „sage nur, was es ist; und sage es etwas schneller.“

„Schneller? Habe es nicht so eilig, Aljoscha. Du bist in Eile und Unruhe. Jetzt hat es keine Eile mehr. Jetzt ist die Welt in eine neue Bahn gelenkt. Wie schade, Aljoscha, daß du noch nicht bis zur Begeisterung gedacht hast! Doch was sage ich! Du solltest noch nicht bis zur Begeisterung gedacht haben? Wovon rede ich Dummer?“

„Edel sei der Mensch!“

„Wer hat das gesagt?“

Aljoscha beschloß zu bleiben. Ihm kam der Gedanke, daß er hier vielleicht am nötigsten sei. Mitja sann einen Augenblick nach, den Ellenbogen auf den Tisch und den Kopf in die Hand gestützt. Beide schwiegen.

„Aljoscha,“ begann plötzlich Mitja wieder, „nur du allein wirst nicht lachen! Ich würde am liebsten meine Beichte mit Schillers Lied an die Freude beginnen. Aber ich verstehe kein deutsch und weiß nur, daß es ‚An die Freude!‘ heißt. Denke nicht, daß ich betrunken bin und darum so schwatze. Ich bin

durchaus nicht betrunken. Kognak ist Kognak. Doch ich brauche zwei Flaschen, um mich anzutrinken.

Silen, der feiste Stahlköpfige,
ritt trunken auf stolperndem Esel.

Ich aber habe noch keine Viertelflasche getrunken und bin kein Silen. Ich bin nicht trunken; aber stark bin ich. Denn ich habe für immer meinen Entschluß gefaßt. Verzeih mir die dummen Gedichte. Heute wirst du mir alles verzeihen müssen, nicht nur Gedichte. Beunruhige dich nicht; ich bin ganz verständig und werde sofort zur Sache kommen. Ich will aus meiner Seele keine Mördergrube machen. Warte, wie war doch dieses Gedicht?"

Er hob den Kopf, sann ein wenig nach und begann dann begeistert:

„Scheu in des Gebirges Klüften
barg der Troglodyte sich,
der Nomade ließ die Triften
wüste liegen, wo er strich.
Mit dem Wurffspieß, mit dem Bogen
schritt der Jäger durch das Land;
weh dem Fremdling, den die Bogen
warfen an den Unglücksstrand!

Und auf ihrem Pfad begrüßte,
irrend nach des Kindes Spur,
Ceres die verlassne Küste,
ach, da grünte keine Flur!
Daß sie hier vertraulich weile,
ist kein Obdach ihr gewährt;
keines Tempels heitre Säule
zeuget, daß man Götter ehrt.

Keine Frucht der süßen Ähren
lädt zum reinen Mahl sie ein,
nur auf gräßlichen Altären
dorret menschliches Gebetn.
Ja, soweit sie wandernd kreiste,
sah sie Elend überall,
und in ihrem großen Geiste
jammert sie des Menschen Fall.“

Ein Schluchzen entrang sich Mitjas Herzen, und er umklammerte Aljoschas Hand.

„Freund, mein Freund, gesunken ist der Mensch, tief gesunken! Der Mensch hat soviel Qualen auf der Erde zu er-

tragen, hat so viel im Leben zu leiden! Glaube nicht, daß ich nur ein Narr im Offiziersrock bin, einer, der Kognak trinkt und ausschweifend lebt. Denke ich doch fast an nichts anderes als an diesen heruntergekommenen Menschen — wenn ich nicht lüge. Gott, laß mich jetzt nicht lügen, nicht mich selbst loben! Ich denke an diesen Menschen, weil ich selbst ein Mensch bin.

Daß der Mensch zum Menschen werde,
stift er einen ewigen Bund
gläubig mit der frommen Erde,
seinem mütterlichen Grund.

Nur sage mir, wie soll ich mich auf ewig mit der Erde verbinden? Ich küsse doch nicht die Erde; ich schneide ihr doch nicht die Brust auf. Oder soll ich etwa ein Bauer werden und pflügen oder ein Hirt? Ich gehe und lebe und weiß nicht: bin ich in Schande und Gestank geraten oder ins Licht und in die Freude? Das ist mein Unglück; denn alles auf der Welt ist Rätsel. Wenn es geschah, daß ich in tiefste schmachvollste Ausschweifung stürzte — das kam aber so häufig vor, daß es eigentlich ununterbrochen der Fall war — so sagte ich mir immer dieses Gedicht von der Ceres vor. Ob es mich besser machte? Keineswegs. Denn ich bin ein Karamasoff. Und wenn ich schon einmal in den Abgrund fliege, so fliege ich mit dem Kopfe voran und den Füßen nach oben und bin schon zufrieden, daß ich in einer so erniedrigenden Stellung falle, und finde es schön für mich. Gerade in dieser Schmach und Schande stimme ich dann die Hymne an. Mag ich verflucht sein, mag ich schlecht und gemein sein, laßt auch mich den Saum des Gewandes küssen, in das sich mein Gott hüllt. Mag ich auch zur selben Zeit dem Teufel verfallen, so bin ich doch dein Sohn, Herr, und liebe dich und fühle eine Freude, ohne welche die Welt nicht bestehen und sein könnte.

Freude trinken alle Wesen
an den Brüsten der Natur,
alle Guten, alle Bösen
folgen ihrer Rosenspur.
Küsse gab sie uns und Neben,
einen Freund, gepräht im Tod;
Wollust ward dem Wurm gegeben,
und der Cherub steht vor Gott.

Doch nun Schluß mit den Gedichten! Ich vergoß vorhin Tränen; laß mich ruhig weinen. Mag es auch als Dummheit angesehen werden, über die alle lachen würden, lache nur du nicht. Wie deine Augen brennen, Aljoscha! Doch, wie gesagt, Schluß mit den Gedichten! Ich will dir von dem Wurm erzählen, von demselben, den die Erde mit Wollust beschenkt hat. Dieser Wurm, weißt du, bin ich, ich selbst, und das ist ganz besonders von mir gesagt. Wir Karamasoffs sind alle so, und auch dir, unschuldiger Knabe, lebt dieser Wurm und bringt Stürme in deinem Blute mit sich. Das sind Stürme; denn die Wollust ist Sturm, mehr als Sturm. Die Schönheit ist etwas Furchtbares, Schreckliches. Furchtbar, weil sie unbestimmbar ist; bestimmen kann man sie nicht, weil Gott nur Rätsel gegeben hat. Hier nähern sich die Ufer; hier leben alle Widersprüche beisammen. Ich bin sehr ungebildet; doch ich habe viel über diese Sachen nachgedacht. Es gibt so furchtbar viel Geheimnisvolles. Zu viele Rätsel bedrücken den Menschen auf Erden. Da heißt es: sie lösen, so gut man es kann, und ungeschädigt aus dem Wasser kommen. Die Schönheit! Ich ertrage es nicht, wenn jemand — meistens sind es Mädchen mit hohem Sinn und reichem Verstand — mit dem Ideal der Madonna beginnt und mit dem Weibe Sodoms endet. Noch furchtbarer aber ist es, wenn jemand mit dem Ideale Sodoms in der Seele doch das Ideal der Madonna nicht verneint, nach der seine Seele verlangt und sich sehnt; wahrlich, sie sehnt sich nach ihr wie in der Jugend, in den noch lasterlosen Jahren. Weit umfassend ist der Mensch, sogar allzuweit; ich würde seine Kreise enger machen. Weiß der Teufel, was er eigentlich ist! Was dem Verstande als Unehre, erscheint dem Herzen gewöhnlich als Schönheit. Ist denn in Sodom Schönheit? Schrecklich ist, daß die Schönheit nicht nur etwas Furchtbares, sondern auch etwas Geheimnisvolles ist. Hier ringen Gott und der Teufel, und der Kampfplatz ist des Menschen Herz. Übrigens ist es immer so: was einem wehtut, davon redet man. Höre: jetzt komme ich zur Sache."

Die Beichte eines heißen Herzens (2)

Ich führte ein wüstes Leben. Der Vater sagte mir vorhin beim Starek, ich hätte mehrere Tausende für die Verführung ehrfamer Mädchen verschwendet. Das ist eine gemeine Verleumdung; so etwas habe ich nie getan. Was auch geschah, so brauchte ich dazu eigentlich nie Geld. Geld ist bei mir Nebensache; nur muß es vorhanden sein. Heute ist eine vornehme Dame meine Liebe, morgen an ihrer Stelle ein kleines Straßenmädchel. Ich liebe diese wie jene, werfe das Geld mit vollen Händen hinaus, bestelle Mustk, Zigeuner. Wenn sie Geld braucht, gebe ich natürlich auch ihr; denn sie nehmen es, das muß man zugeben, und zufrieden sind sie und dankbar. Viele haben mich geliebt. Ich aber liebte immer Winkelgassen, einsame, dunkle Sackgassen. Dort gibt es Abenteuer, dort findet man Unerwartetes, dort wachsen berauschende Blumen im Schmutz. In unserm Städtchen gab es solche Winkelgassen nicht in Wirklichkeit; dafür gab es sie aber in anderer Beziehung. Wärest du, was ich bin, so würdest du begreifen, was die letzteren bedeuten. Ich liebte die Ausschweifung, liebte auch den Schmutz der Ausschweifung. Ich liebte die Grausamkeit; bin ich nicht ein blutsaugendes Tier, ein bössartiger Wurm? Wie gesagt, ich bin ein Karamasoff.

Einmal im Winter veranstaltete die Gesellschaft ein Picnic; wir fuhren in Schlitten hinaus. In der Dunkelheit begann ich das Händchen des neben mir sitzenden Mädchens zu drücken und zwang sie zu Küssen. Sie war die Tochter eines Beamten, ein armes, liebes, sanftes Ding. Sie erlaubte es, erlaubte viel in der Dunkelheit. Die arme Kleine glaubte wohl: ich würde am nächsten Tage zu ihnen kommen und einen Heiratsantrag machen; denn vor allem schätzte man mich als Heiratskandidaten. Ich aber sprach ganze fünf Monate kein einzig Wort mit ihr, keine Silbe. Wohl fühlte ich, wie an den Tanzabenden — wir taten überhaupt nichts anderes als

tanzen — aus der Saalecke ihre Augen mich verfolgten; ich fühlte, wie sie glühten im Feuer heiligen Zornes. Doch dieses Spiel ergözte meine Wollust, ergözte den Wurm, den ich in mir nährte. Nach fünf Monaten heiratete sie einen Beamten und hegte auch weiterhin Haß und vielleicht noch immer Liebe zu mir. Jetzt leben sie glücklich. Niemandem hatte ich etwas davon gesagt; ich hatte sie nicht in üblen Ruf gebracht. Denn wenn ich auch niedrige Wünsche habe, so bin ich doch nicht ehrlos.

Du errötest, und deine Augen blitzen wieder. Es ist genug für dich — genug von diesem Schmutz. Ein ganzes Album ließe sich mit Erinnerungen anfüllen. Mag Gott den lieben Kleinen Gesundheit schenken! Mir war darum zu tun, beim Abschied ohne Groll auseinanderzugehen. Niemals erzählte ich etwas; keine einzige brachte ich in schlechten Ruf. Doch genug! Glaubst du wirklich, daß ich dich nur wegen dieser Dummheiten hergerufen habe? Nein, ich werde dir eine interessantere Geschichte erzählen. Doch wundere dich nicht, daß ich mich nicht vor dir schäme und scheinbar noch froh bin.“

„Das sagst du, weil ich erröte,“ unterbrach ihn Aljoscha. „Nicht wegen deiner Worte erröte ich und nicht wegen deiner Taten, sondern weil ich dasselbe bin, was du bist.“

„Du? Da hast du doch etwas weit vorbeigetroffen.“

„Durchaus nicht so weit,“ sagte eifrig Aljoscha. Augenscheinlich hatte er diesen Gedanken schon lange gehabt. „Es sind ein und dieselben Stufen; ich stehe noch auf der niedrigsten, du aber stehst schon oben, sagen wir auf der dreißigsten Stufe. So sehe ich die Sache an; jawohl, es ist ein und dasselbe, vollkommen dasselbe. Wer die unterste Stufe betrifft, wird auch einmal auf die oberste treten.“

„Dann ist es am besten, sie überhaupt nicht zu betreten.“

„Wer es kann, sollte sie überhaupt nicht betreten.“

„Kannst du das?“

„Ich glaube nicht.“

„Schweig, Aljoscha; schweig, mein Liebling! Ich möchte deine Hand küssen aus Rührung. Dieser Nackter Gruschenka ist wirklich ein Menschenkenner. Vor nicht langer Zeit sagte sie zu mir: sie werde dich noch einmal auffressen. Aber ich

schweige schon! Laß mich von dem Häßlichen, dem Fliegen-
schmutz, zu meiner Tragödie übergehen, die ebenfalls von
Fliegen beschmutzt ist, ich meine, von Gemeinheiten aller Art.
Die Sache verhält sich nämlich so. Wenn auch der Alte beim
Stareß das von der Verführung ehrsamere Mädchen gelogen
hat, so war es doch in meiner Tragödie im Grunde genau so.
Nur war es das einzige Mal, und selbst dann kam es nicht
dazu. Der Alte weiß von dieser Geschichte nichts. Ich habe
sie niemandem erzählt; du aber bist der erste, der sie hört,
natürlich, abgesehen von meinem Bruder Iwan. Iwan weiß
alles. Er weiß es längst. Aber Iwan ist ein Grab."

"Iwan ein Grab?"

"Ja."

Mjoscha hörte mit größter Spannung zu.

"In jenem Bataillon im Linienregiment, in das ich nach
dem Zweikampf versetzt wurde, stand ich gewissermaßen unter
Aufsicht; selbst noch als Führer wurde ich immer als Ver-
schickter behandelt. Das Städtchen aber nahm mich mit offenen
Armen auf. Geld gab ich sehr viel aus; man glaubte, ich sei
reich, und ich glaubte es selbst. Doch gefiel ich den Leuten,
wie es schien, noch durch etwas anderes. Wenn sie auch die
Köpfe schüttelten, hatten sie mich doch aufrichtig gern. Plötzlich
hatte mein Oberstleutnant etwas gegen mich. Er suchte mir
immer etwas anzuhängen; ich war aber vollkommen im Recht,
und die ganze Stadt stand auf meiner Seite, so konnte er mir
nicht allzuviel anhaben. Natürlich lag die Schuld an mir. Ich
ermies ihm absichtlich nicht die schuldige Ehrerbietung und tat
sehr stolz. Der alte Starrkopf, der übrigens durchaus kein
übler Mensch, sondern ein gutmütiger, gastfreier, älterer Herr
war, hatte zweimal geheiratet; doch beide Frauen waren schon
gestorben. Die eine war von einfacher Herkunft gewesen und
hatte ihm nur eine Tochter hinterlassen, die gleichfalls ziemlich
einfach aussah. Sie war damals schon ein vierundzwanzig-
jähriges Mädchen und lebte mit ihrer Tante, der Schwester
ihrer Mutter, beim Vater. Die Tante war schweigsam, ihre
Nichte jedoch, die älteste Tochter meines Oberstleutnants, war
das reine Gegenteil. Weißt du, Liebling, ich sage, wenn ich an
jemanden zurückdenke, gern ein gutes Wort. Niemals habe ich

einen Frauencharakter gesehen, der prächtiger gewesen wäre als der Charakter dieses Mädchens — Agassja hieß sie, Agassja Iwanowna. Für den russischen Geschmack sah sie gar nicht übel aus: hochgewachsen, stark, fest gebaut, prachtvolle Augen, das Gesicht allerdings etwas einfach. Sie heiratete nicht, obwohl zwei um sie anhielten; sie lehnte vielmehr ab, bewahrte sich aber ihren heiteren Sinn. Wir traten uns beide näher — nicht in diesem Sinn; unser Verhältnis war rein und freundschaftlich. Manchen Frauen bin ich ganz schuldlos nähergetreten, eben wie ein Freund. Mit ihr konnte ich ganz offen und ehrlich schwätzen, Herrgott! — sie aber lachte nur. Viele Frauen lieben eine solche Aufrichtigkeit; sie war indes noch ein junges Mädchen, was mir ungemein gefiel. Und noch eines: man konnte sie unmöglich gnädiges Fräulein nennen. Sie und ihre Tante lebten beim Vater. Doch wie soll ich sagen: sie ordneten sich aus freien Stücken unter, stellten sich wenigstens nicht auf gleichen Fuß mit der übrigen Gesellschaft. Alle hatten sie gern und nahmen sie in Anspruch; denn in der Kunst des Schneiderns war sie eine Autorität, hatte wirklich Talent. Geld nahm sie natürlich nicht für ihre Hilfe. Machte man ihr hingegen Geschenke, so nahm sie diese an und freute sich. Der Oberstleutnant aber, der! Der war die erste Person in der Stadt, lebte auf großem Fuße und gab Essen und Bälle.

Als ich hinkam, sprach man gerade davon in der ganzen Stadt, daß bald auch seine zweite Tochter, die Schönste aller Schönen, aus der Hauptstadt zu Besuch nach Hause kommen werde, da sie dort soeben ihre vornehme Pension verlassen habe. Diese zweite Tochter war Katerina Iwanowna, sein einziges Kind von der zweiten Frau. Diese seine zweite Frau war aus vornehmem Hause gewesen, die Tochter eines angesehenen Generals, glaube ich. Doch hatte sie, wie ich genau weiß, kein Geld in die Ehe mitgebracht. Also mußte sie dafür eine einflußreiche Verwandtschaft und vielleicht irgendwie Hoffnung auf Erbschaften gehabt haben, aber bar jedenfalls nichts. Damals war sie, wie gesagt, schon tot, und er war Witwer. Als die Tochter zu zeitweiligem Besuche eintraf, kam sofort Leben in die ganze Stadt, sogar unsere vornehmsten Damen — zwei Erzellenzen, die Frau des Obersten und alle, die nach ihnen

tamen, rissen sich förmlich um sie. Auf den Bällen war sie Königin. Für sie veranstaltete man Ausfahrten, Schlittenpartien, lebende Bilder zum Besten armer Erzieherinnen und anderes. Ich hielt mich zurück und führte mein bisheriges Leben in alter Weise fort. Ja, gerade damals ließ ich ein besonderes Stückchen los, daß die ganze Stadt auf dem Kopf stand.

Einmal sehe ich, wie sie mich so mit den Augen mißt; es war auf dem Ball beim Batteriekommandeur. Doch ich ließ mich ihr immer noch nicht vorstellen. Es lag mir gar nicht daran, ihre Bekanntschaft zu machen. Erst nach einiger Zeit holte ich das Versäumte nach und begann ein Gespräch mit ihr. Sie antwortete kaum, sondern verzog nur spöttisch die Lippen. Warte, denke ich, dafür werde ich mich rächen! Vor allen Dingen fühlte ich, daß Katjenka kein unschuldiges Pensionslämmchen war, sondern eine Persönlichkeit mit Charakter, ein stolzes, aber wirklich edles Weib, und dabei klug und gebildet, während ich weder klug noch edel war. Du glaubst wohl, ich hätte die Absicht gehabt, ihr einen Heiratsantrag zu machen. Fiel mir gar nicht ein! Ich wollte nur meine Rache dafür haben, daß sie mich, der ich doch ein so famoser Kerl war, einfach abfahren ließ.

Inzwischen setzte ich meine Lebensweise unverändert fort und lebte in Saus und Braus. Schließlic diktierte mir mein Oberstleutnant drei Tage Stubenarrest. Gerade in dieser Zeit schickte mir der Alte von hier aus sechstausend Rubel, nachdem ich förmlich auf alles und jedes verzichtet hatte, das heißt: wir sollten quitt sein und ich nichts mehr verlangen. Damals begriff ich nicht die Spur von der ganzen Geldgeschichte mit dem Vater. Offen gestanden: vielleicht bis auf die letzten Tage begriff ich nichts und begreife auch heute noch nichts davon. Doch davon später.

Damals aber, als ich die Sechstausend erhalten hatte, erfuhr ich brieflich durch einen Freund eine mich so ungemein interessierende Sache: man sei mit unserm Oberstleutnant nicht ganz zufrieden; man habe ihn sogar im Verdachte, daß er das Regimentsgeld für sich verwende. Kurzum: seine Feinde bereiteten ihm eine Überraschung. Wirklich kam bald nachher

der Divisionsgeneral und wusch ihm ganz gehörig den Kopf. Es dauerte gar nicht lange, so bekam er den Befehl, seinen Abschied einzureichen. Mit den Einzelheiten will ich mich nicht weiter aufhalten, wie alles herauskam und so weiter und so weiter; er hatte wirklich viele Feinde. Es fiel sofort auf, daß alle ungemein kühl gegen ihn und seine ganze Familie wurden und sich dann auf einmal von ihm zurückzogen. So kam es zu meinem ersten Scherz.

Zufällig treffe ich Agafja Iwanowna, mit der ich immer gut Freund war, und sage zu ihr: „Wissen Sie, Ihrem Vater fehlen viertausendfünfhundert Rubel Kronogelder.“

„Was sagen Sie? Wie kommen Sie darauf? Kürzlich war noch der General hier, und es fehlte nichts.“

„Damals nicht; doch jetzt fehlen sie in der Kasse.“

Sie erschrak natürlich furchtbar. „Angstigen Sie mich, bitte, nicht! Wer hat es Ihnen gesagt?“

„Unruhigen Sie sich nicht,“ erwiderte ich, „ich werde es keinem Menschen sagen. Sie wissen doch, daß ich in dieser Beziehung verschwiegen bin wie ein Grab. Aber hören Sie, was ich Ihnen in dieser Angelegenheit noch für alle Fälle sagen will. Wenn man von Ihrem Vater die viertausendfünfhundert Rubel verlangt, er sie aber nicht hat, schicken Sie lieber, anstatt ihn auf seine alten Tage noch vors Gericht und dann als Soldat nach Sibirien zu bringen — schicken Sie lieber Ihre Schwester Katerina Iwanowna heimlich zu mir. Man hat mir gestern mein Geld geschickt; ich werde ihr mit Vergnügen die viertausendfünfhundert Rubel geben und das Geheimnis hoch und heilig bewahren.“

„Pfui!“ sagte sie, „wie gemein Sie sind!“ — es sind ihre eigenen Worte — „wie niederträchtig gemein! Und so etwas wagen Sie mir zu sagen?“

Naßlos empört ging sie weg. Ich rief ihr noch einmal nach, daß ich das Geheimnis heilig halten würde.

Die beiden Frauen, Agafja und ihre Tante — das schicke ich voraus — benahmen sich in dieser ganzen Geschichte wie die reinen Engel. Die Schwester, die stolze Katja, wurde von ihnen geradezu vergöttert. Sie demühtigten sich freiwillig vor ihr und waren beinahe ihre Kammerzofen. Selbstverständlich

hatte Agafja ihr unser Gespräch wiedererzählt. Ich habe es später erfahren. Sie verheimlichte es also nicht vor ihr! Darauf kam es mir gerade an.

Da erscheint eines Tages der neue Major, um das Regiment zu übernehmen. Er übernimmt es auch; aber unser alter Oberstleutnant wird plötzlich krank, kann sich nicht bewegen, sitzt zweimal vierundzwanzig Stunden zu Hause und übergibt die Kasse nicht. Unser Dokter Krawtschenko versicherte, er sei wirklich krank gewesen.

Ich hatte jedoch längst unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit etwas anderes erfahren. Die Summe verschwand jedesmal nach der Revision auf einige Zeit und zwar schon seit vier Jahren. Der Oberstleutnant ließ sie nämlich dem ehrlichsten Menschen auf der Welt, unserm Kaufmann Trisonoff, einem alten Witwer mit langem Bart und goldener Brille. Dieser fuhr auf die Jahrmärkte, setzte das Geld um und händigte nach seiner Rückkehr dem Oberstleutnant die ganze Summe ungeschmälert wieder ein, brachte ihm Geschenke und Delikatessen mit und mit den Delikatessen auch die Prozente.

Diesmal aber — ich erfuhr es von einem dummen Bengel, Trisonoffs Sohn, dem verdorbensten Jungen, den die Welt je gesehen hat — diesmal war Trisonoff zurückgekehrt und hatte nichts wiedergegeben. Der Oberst stürzte natürlich zu ihm hin.

„Wie? Ich habe nichts von Ihnen bekommen,“ war seine Antwort. „Wie hätte ich überhaupt etwas von Ihnen bekommen können?“

Da saß denn unser Oberstleutnant zu Hause, den Kopf mit einem Handtuch umwickelt. Alle drei bemühten sich um ihn und legten ihm Eis an die Schläfen. Plötzlich kommt eine Ordonnanz mit dem Buch und dem Befehl: Sofort die Kasse übergeben, binnen zwei Stunden! Er unterzeichnete — ich habe die Unterschrift später selbst gesehen — erhob sich, sagte, er wolle seine Uniform anziehen, ging in seine Schlafstube, nahm seine zweiläufige Jagdflinte, lud sie, nahm eine gute Soldatenkugel, zog den rechten Stiefel aus, stützte sich mit der Brust auf die Flinte und begann, mit dem Fuß den Hahn zu suchen.

Agafja aber, der meine Worte nicht aus dem Sinn ge-

kommen waren, hatte schon etwas Ähnliches erwartet und war zur rechten Zeit herangeschlichen. Sie stürzte herein und ergriff ihn von hinten. Die Kugel fuhr in die Decke, ohne jemanden zu verwunden. Dann kamen auch die anderen hinzugelassen, ergriffen ihn gleichfalls, nahmen ihm die Flinte weg und hielten ihn fest. Später habe ich alles das ausführlich erfahren.

Ich saß gerade zu Hause; es dämmerte bereits. Soeben schickte ich mich zum Ausgehen an, hatte mich angezogen, frisiert, mein Taschentuch parfümiert, faßte schon nach meiner Mütze. Da ging die Tür auf, und vor mir stand in meiner Wohnung Katerina Iwanowna.

Es gibt sonderbare Zufälle. Niemand hatte draußen in der Dämmerung bemerkt, daß sie bei mir eingetreten war. Ich wohnte bei zwei alten Beamtenwitwen, zwei ehrwürdigen, alten Frauen, die mir in allem gehorchten und auf meinen Befehl über diesen Besuch wie zugenäht schwiegen. Natürlich begriff ich sofort alles. Sie trat ein und sah mich unbeweglich an. Ihre dunklen Augen blickten entschlossen, fast sogar herausfordernd. Doch auf den Lippen und um den Mund herum lag ein Zug von Ueberschlossenheit.

„Meine Schwester hat mir gesagt, Sie würden viertausendfünfhundert Rubel geben, wenn ich selbst sie abholen würde, ich selbst von Ihnen. Ich bin gekommen. Geben Sie!“

Sie konnte nicht mehr, der Atem versagte ihr; die Mundwinkel und die Linien um den Mund zitterten. „Aljoscha, hörst du, oder schläfst du?“

„Mitja, ich weiß, du wirst die volle Wahrheit sagen,“ stieß Aljoscha erregt hervor.

„Ich werde sie sagen. Es war wirklich so; ich werde mich selbst nicht schonen. Der erste Gedanke war ein Karamasoffscher. Einmal hatte mich eine giftige Spinne gebissen, und ich lag zwei Wochen am Fieber. So fühlte ich auch jetzt, wie eine giftige Spinne in mein Herz biß. Ich maß sie mit den Blicken vom Kopf bis zu den Füßen. Hast du sie gesehen? Schön ist sie! Doch das machte damals nicht ihre Schönheit aus. Schön war sie in jener Stunde deswegen, weil sie edel, ich aber ein Schuft war, weil sie stolz in ihrem hochherzigen Opfer für den Vater vor mir stand, ich aber ein scheußliches

Insekt vor ihr war. Und von mir, dem Schufte, hing sie ganz ab, ganz und gar, mit Seele und Leib. Ich sage dir: Dieser Gedanke der giftigen Spinne packte mein Herz dermaßen, daß es vor Dual vergehen wollte. Man sollte meinen, einen Kampf hätte es überhaupt nicht mehr geben können. Einfach wie eine boshafte Tarantel verfahren ohne jedes Mitgefühl. Ich glaubte zu ersticken. Am nächsten Tage wäre ich doch zu ihnen gefahren und hätte um ihre Hand gebeten, um alles in der anständigsten Weise sozusagen auszugleichen. Es hätte also niemand etwas Schlechtes sagen können. Denn wenn ich auch ein Mensch mit niedrigen Begierden bin, so bin ich doch ehrenhaft, habe doch meine Ehre.

In derselben Sekunde flüsterte mir eine Stimme ins Ohr: ‚Aber morgen wird eine solche, wenn du mit dem Heiratsantrage kommst, dich überhaupt nicht empfangen, wird dich durch den Kutscher vom Hof jagen lassen.‘ ‚Erzähle es doch der ganzen Welt, wenn du willst, ich fürchte dich nicht.‘ – Ich sah sie an, meine Stimme hatte nicht gelogen. So würde es sein, selbstverständlich. Daß man mich morgen hinauswerfen werde, konnte ich schon jetzt an ihrem Gesichte sehen. Die Wut kochte in mir auf. Mich überkam die Lust, das Gemeinste zu begehen, wie es etwa die elende Krämerseele eines Ladenkaufmanns fertiggebracht hätte: sie spöttisch anblicken und, solange sie noch vor mir stand, ihr ein paar Worte sagen mit einer gewissen Betonung, wie es nur ein Kaufmann zu sagen versteht.

‚Was – viertausend! Das fehlte noch! Ich habe doch nur geschertzt. Sie sind wirklich gar zu leichtgläubig, meine Gnädigste. Zweihundert Rubel werde ich meinetwegen noch mit Vergnügen und sehr gerne geben; aber viertausend, Fräuleinchen, sind doch kein Geld, das man so leichtsinnig zum Fenster hinauswirft. Sie haben sich unnütz zu bemühen geruht.‘

Dann wäre natürlich alles für mich verloren gewesen. Sie wäre fortgelaufen. Doch ich hätte eine teuflische Rache genommen und mich für alles andere entschädigt. Freilich hätte ich mein ganzes Leben lang vor Reue geweint. Aber nur jetzt ihr diesen Streich spielen! Kein einzigmal und mit keinem einzigen Weibe war es mir geschehen, daß ich sie in

einer solchen Minute gehaft hätte. Doch diese sah ich drei oder vier Sekunden lang so haßerfüllt an, mit einem wütenden Haß, von dem es bis zur sinnlosesten, wahn Sinnigsten Liebe nur ein Haarbrest ist! Dann trat ich ans Fenster und presste die Stirne an das befrorene Glas; noch heute weiß ich: das Eis brannte wie Feuer auf meiner Stirn.

Lange habe ich sie nicht aufgehhalten, Bruder. Ich wandte mich wieder um, trat an den Tisch, schloß das Schubfach auf und nahm die Fünfstausendrubelnote heraus. Schweigend zeigte ich sie ihr, schob sie in einen Briefumschlag, überreichte ihn ihr, öffnete ihr selbst die Tür zum Vorzimmer, trat darauf einen Schritt zurück und verneigte mich tief vor ihr, und glaube mir, in der ehrerbietigsten, aufrichtigsten Weise. Sie fuhr zusammen, sah mich eine Sekunde lang starr an, wurde dann weiß wie ein Handtuch, und plötzlich, gleichfalls ohne ein Wort zu sagen, aber nicht mit einem Ruck, sondern so weich kniete sie vor mir nieder, verbeugte sich tief, tief und berührte mit der Stirn den Boden. Nicht etwa wie ein Schulmädchen, nein, echt russisch! Dann erhob sie sich und lief hinaus.

Als sie hinausgelaufen war — ich hatte den Säbel bereits umgeschnallt — riß ich ihn aus der Scheide und wollte mich erheben. Warum? Das weiß ich nicht, und es wäre natürlich eine furchtbare Dummheit gewesen, aber wahrscheinlich aus Begeisterung. Verstehst du, daß man sich aus Begeisterung, einer Art von Begeisterung töten kann? Doch ich erstach mich nicht; ich küßte nur die Klinge und steckte sie wieder in die Scheide. Das brauchte ich eigentlich nicht zu erwähnen. Ich glaube, daß ich überhaupt in der Erzählung der letzten Geschehnisse etwas weitschweifig gewesen bin, um mich ins rechte Licht zu setzen. Aber meinetwegen, mag es auch so gewesen sein!

Das ist meine ganze Geschichte mit Katerina Iwanowna. Jetzt wissen davon Iwan und du, sonst niemand.“

Dimitri Fedorowitsch erhob sich, ging erregt ein paar Schritte auf und ab, zog seine Taschenuhr heraus, setzte sich wieder hin, aber nicht auf den früheren Platz, sondern an die andere Tischseite, so daß Aljoscha sich seitlich zu ihm wenden mußte.

Die Beichte eines heißen Herzens (3)

„Kopfüber hinab!“

Setzt kenne ich erst die erste Hälfte dieser Geschichte,“ sagte Aljoscha.

„Die erste Hälfte kennst du: es ist ein Drama und spielte sich dort ab. Die zweite Hälfte jedoch ist eine Tragödie und wird sich hier abspielen.“

„Von der zweiten Hälfte kenne ich vorläufig noch nichts,“ sagte Aljoscha.

„Glaubst du, daß ich mich völlig darin auskenne?“

„Hier ist ein Punkt von Wichtigkeit, Dimitri. Sag mir: Du bist doch verlobt mit ihr, auch jetzt noch verlobt?“

„Ich verlobte mich mit ihr nicht gleich nachher, sondern erst ungefähr nach drei Monaten. Am nächsten Tage, nachdem sie bei mir gewesen war, sagte ich mir: Die Geschichte ist erledigt und abgetan, eine Fortsetzung gibt es nicht mehr. Jetzt mit einem Heiratsantrag kommen, schien mir rücksichtslos. Sie ließ in den sechs Wochen, die sie noch in der Stadt zubrachte, kein Wort von sich hören, abgesehen von einem Mal. Am nächsten Tage kam nämlich ihr Stubenmädchen heimlich zu mir und übergab mir, ohne ein Wort zu sagen, ein Päckchen. Darauf stand nur die Adresse: An den und den. Ich machte es auf und fand den Rest von den fünftausend Rubeln. Sie hatte im ganzen nur viertausendfünfhundert gebraucht, und beim Verkauf der Banknote war es ungefähr auf einen Verlust von zweihundert und einigen Rubeln herausgekommen. Im ganzen schickte sie mir, glaube ich, zweihundertsechzig Rubel zurück, sonst nichts, nur das Geld — keinen Brief, kein Wort, keine Erklärung. Ich durchsuchte das ganze Papier nach einer Bleistiftnotiz — es fand sich nichts!“

Inzwischen lebte ich für mein übriges Geld flott darauf los, so daß auch der neue Major mir einen Verweis erteilen mußte. Der Oberstleutnant übergab glücklich die Kasse zur nicht geringen Verwunderung seiner Kameraden; denn nie-

mand hatte bei ihm die ganze Summe erwartet. Er übergab sie, wurde aber gleich nachher krank, lag drei Wochen; dann trat plötzlich Gehirnerweichung hinzu, und nach fünf Tagen war er tot. Man beerdigte ihn mit allen militärischen Ehren; denn er hatte seinen Abschied noch nicht bekommen. Katerina Iwanowna, ihre Schwester und deren Tante fuhren nach Moskau bereits am zehnten Tage nach der Beerdigung. Da erst, kurz vor der Abfahrt, an demselben Tage, an dem sie fortfuhren — ich hatte sie nicht gesehen und nicht begleitet — erhielt ich ein Briefchen, und auf dem ganzen Bogen stand nur eine einzige Zeile, mit Bleifeder geschrieben: 'Ich werde Ihnen schreiben; warten Sie. K.' Das war alles.

Das Übrige laß mich dir in wenigen Worten erzählen. In Moskau veränderten sich ihre Verhältnisse blüheschnell und ebenso unerwartet, wie es in arabischen Märchen zu geschehen pflegt. Eine alte Generalin, ihre reichste Verwandte, verlor plötzlich ihre beiden nächsten Nichten; beide starben in ein und derselben Woche an den Pocken. Die erschütterte Alte freute sich über Katja, als habe sie in ihr eine leibliche Tochter gefunden, und änderte das Testament sofort zu ihren Gunsten. Das war indes für die Zukunft. Vorläufig wurden ihr achtzigtausend Rubel bar und blank ausgezahlt. 'Das ist deine Aussteuer, mache damit, was du willst.' Die Alte war ein verrücktes Frauenzimmer; ich habe sie später in Moskau kennen gelernt.

Auf einmal erhalte ich durch die Post viertausendfünfhundert Rubel und bin natürlich wie vom Schläge gerührt. Nach drei Tagen kommt der versprochene Brief. Ich habe ihn immer bei mir, habe ihn auch jetzt bei mir. Mit ihm werde ich auch demaleinst sterben. Soll ich dir ihn zeigen? Du mußt ihn unbedingt lesen. Sie bietet sich mir als Braut an und sagt:

'Ich liebe Sie sinnlos. Wenn Sie mich auch nicht lieben, einerlei, seien Sie nur mein Mann. Fürchten Sie nichts. Ich werde Ihre Freiheit in keiner Weise beeinträchtigen, werde nur eines Ihrer Mädels sein, der Teppich, auf dem Sie gehen. . . Ich will Sie ewig lieben, will Sie vor sich selbst retten.'

Aljoscha, ich bin nicht wert, diese Zeilen auch nur wiederzugeben mit meinen gemeinen Worten und meinem immer gemeinen Ton, von dem ich mich niemals habe losmachen können. Dieser Brief hat mich bis ins Innerste erschüttert, und tut er es nicht heute noch? Ist mir denn heute leicht zumute? Damals schrieb ich ihr sofort die Antwort.

Es war mir nicht möglich, in eigener Person nach Moskau zu fahren. Ich schrieb ihr unter Tränen. Nur einer Sache schäme ich mich. Ich erwähnte: sie sei jetzt reich und ich doch nur ein bettelarmer Soldat — erwähnte das Geld! Ich hätte stillschweigend darüber hinweggehen müssen, aber die Feder schrieb es von selbst.

Gleich darauf, am selben Tage noch, schrieb ich nach Moskau auch an Iwan und erklärte ihm alles, so gut es brieflich ging, auf sechs Bogen und bat ihn, zu ihr zu gehen, schickte ihn zu ihr. Warum siehst du mich so an? Nun ja, Iwan verliebte sich in sie, ist auch jetzt noch in sie verliebt, ich weiß es genau. Eurer Meinung nach beging ich eine Dummheit, und so urteilt auch die ganze Welt. Vielleicht aber wird gerade diese Dummheit uns alle retten. Siehst du denn nicht, wie sie ihn verehrt, wie sie ihn hochachtet? Kann sie überhaupt, wenn sie uns beide vergleicht, einen wie mich lieben, und das nach allem, was hier vorgefallen ist?"

„Ich bin überzeugt, daß sie gerade einen wie dich liebt und nicht einen wie ihn.“

„Sie liebt ihre eigene Hochherzigkeit, aber nicht mich,“ kam es fast grimmig über Dimitri Fedorowitschs Lippen. Er lachte kurz auf; schon nach einer Sekunde indes bligten seine Augen, und er schlug mit aller Kraft mit der Faust auf den Tisch.

„Ich schwöre dir, Aljoscha,“ rief er in furchtbarer Wut auf sich selbst, „glaube es mir oder nicht, so wahr wie Gott heilig und Christus unser Herr ist, schwöre ich dir, daß ich, wenn ich auch soeben über ihre Gefühle lachte, doch weiß, daß diese ihre Gefühle so rein sind wie die eines himmlischen Engels! Das ist ja das Traurige, daß ich das genau weiß. Was will es besagen, daß der Mensch den Mund gerne etwas voll nimmt? Tue ich es etwa nicht? Und doch bin ich auf-

richtig, ehrlich aufrichtig. Was aber Iwan angeht, so begreife ich, mit welchem Fluch er auf die Fügung des Schicksals blicken muß und das noch bei seinem Verstande! Bedenke doch: wem wird der Vorzug gegeben! Dem Scheusal, dem Wüßling, der selbst als Verlobter unter den Augen aller nicht von seinem wüßten Leben lassen kann, obschon seine Braut Zeuge davon wird. So einer wie ich wird vorgezogen, und er wird verschmäht. Und warum? Weil das Mädchen aus Dankbarkeit ihrem Leben und ihrem Schicksal Gewalt antun will. Wie sinnlos! Ich habe zu Iwan nie etwas in diesem Sinne geäußert, und Iwan hat auch nie zu mir mit einer Silbe davon gesprochen, nie etwas erwähnt. Doch das Schicksal wird entscheiden. Das Würdige wird an die Stelle des Unwürdigen treten, und das Unwürdige wird auf ewig in der Winkelgasse verschwinden — in seiner schmutzigen Winkelgasse, und wird dort im Schmutz und Gestank freiwillig und mit Entzücken zu Grunde gehen. Wie ich es sage, wird es sein. Ich in die Winkelgasse, und sie muß Iwan heiraten.“

„Erlaube, Mitja,“ unterbrach ihn Aljoscha ungewöhnlich erregt, „du hast mir bis jetzt immer noch nicht das eine erklärt. Du bist doch mit ihr verlobt, bist ihr Verlobter. Wie willst denn du die Verlobung aufheben, wenn sie, deine Braut, es nicht will?“

„Ja, ich bin ihr Verlobter. Die Verlobung wurde in Moskau gleich nach meiner Ankunft gefeiert, mit großem Prunk, Heiligenbildern und anderem, wie es sich gehört. Die Generalin segnete mich und — was sagst du dazu — beglückwünschte sogar Katja, „du hast eine gute Wahl getroffen, ich kenne ihn ganz.“ Denke dir: Iwan liebte sie nicht und wünschte ihm auch kein Glück. In Moskau besprach ich noch vieles mit Katja; ich sagte ihr, was ich bin, beschönigte nichts, sprach aufrichtig und offen. Sie hörte bis zum Ende zu, und

süße Verwirrung gab es
und manch zärtliches Wort.

Es gab auch ernste Worte. Sie rang mir damals das heilige Versprechen ab, mich zu bessern. Ich gab ihr das Versprechen. Und jetzt . . .“

„Was?“

„Jetzt habe ich dich hergerufen und über den Zaun gelockt, heute heutigen Datums — behalte es! — um dich noch heute zu Katerina Iwanowna zu schicken und . . .“

„Und?“

„Und ihr durch dich sagen zu lassen, daß ich nie wieder zu ihr kommen werde und ihr meinen Abschiedsgruß sende.“

„Wie ist das nur möglich?“

„Darum schicke ich dich, anstatt daß ich selbst hingehe, weil es unmöglich ist; denn wie sollte ich selbst es ihr sagen?“

„Aber wohin willst denn du?“

„In die Winkelgasse.“

„Zu Gruschenka?“ rief Aljoscha und sah ihn erschrocken und traurig an. „So hat Naktin doch die Wahrheit gesagt? Ich glaubte, du gingest nur so zu ihr, und das sei alles.“

„Und das als Verlobter? Meinst du das im Ernst? Wie ist denn das möglich, wenn man eine solche Braut hat, und so öffentlich? Nein, meine Ehre habe ich noch, sei unbesorgt. Sowie ich anfang, zu Gruschenka zu gehen, hörte ich sofort auf, Katjas Verlobter und ein Ehrenmann zu sein; das begreife ich doch selbst. Warum siehst du mich so an? Ganz zuerst ging ich hin, um sie zu prügeln. Aus sicherer Quelle hatte ich nämlich erfahren, daß dieser Gruschenka von Papschens Anwalt, jenem rothärtigen Hauptmann, mein Wechsel übergeben war; sie sollte ihn einklagen, um mich still zu machen. So ging ich denn hin zu Gruschenka, um sie zu verprügeln. Auch früher hatte ich sie schon flüchtig gesehen. Sie fällt nicht besonders auf. Von dem alten Kaufmann wußte ich; er ist jetzt zum Überflusse noch krank, halb gelähmt, wird ihr aber ein bedeutendes Sümmchen hinterlassen. Auch wußte ich, daß sie sehr darauf aus ist, Geld zu verdienen, sogar viel verdient, ihr Geld zu hohen Prozenten ausleiht und bei dem Geschäfte schlau und erbarmungslos ist.

Ich ging hin, um sie zu schlagen, und — blieb bei ihr. Das Gewitter zog herauf, der Blitz schlug ein, die Seuche steckte mich an, und ich bin ihr verfallen. Jetzt weiß ich, daß alles aus ist und es nie mehr anders sein wird. Der Lauf der Zeiten ist vollendet; damit ist alles gesagt. In jenen

Tagen befanden sich gerade, wie vom Verhängnis geschickt, in meiner Tasche, obgleich ich doch nichts mehr besaß, dreitausend Rubel. Wir fuhren sofort nach Mokroje, das liegt fünfundzwanzig Werst von hier. Ich ließ Zigeuner und Zigeunerinnen kommen, bestellte Champagner, ließ allen Bauern, Frauen und Mädchen Champagner geben, bis sie betrunken waren, und warf die Tausende hinaus. Nach drei Tagen war alles durchgebracht.

„Glaubst du, ich hätte etwas erreicht? Nicht einmal an sich herankommen ließ sie mich. Ich sage dir, Gruschenka, der Nackter, hat so eine Linie, die sich selbst an ihrem Füßchen wiederholt, sogar an der kleinen Zehe des linken Fußes. Ich habe sie selbst gesehen und geküßt: aber das ist auch alles — ich schwöre es dir! Sie sagt: ‚Wenn du willst, werde ich dich heiraten; denn du hast ja nichts. Versprich mir, daß du mich nicht schlagen und mir erlauben wirst, alles zu tun, was ich will, dann werde ich dich vielleicht heiraten,‘ und lacht. Auch jetzt lacht sie.“

Dimitri Fedorowitsch erhob sich, zornig und war wie trunken. Seine Augen wurden rot von andringendem Blut.

„Du willst sie wirklich heiraten?“

„Wenn sie will, sofort; wenn sie nicht will, bleibt es beim alten, und ich werde Knecht bei ihr werden. Du, Aljoscha,“ rief er, blieb vor ihm stehen, ergriff ihn an den Schultern und schüttelte ihn aus voller Kraft, „weißt du auch, du unschuldiger Knabe, daß das Fieberwahn ist, sinnloser Fieberwahn? Ja-wohl, hier ist eine Tragödie. So höre denn, Alexei: ich konnte wohl ein gemeiner Mensch sein, ein Mensch mit gemeinen, verderblichen Leidenschaften; doch ein Dieb, ein Taschendieb, ein kleiner, schmutziger Taschendieb konnte Dimitri Karamasoff nie und nimmer sein! Und jetzt, mußt du wissen, bin ich ein Dieb, ein gemeiner Taschendieb. Gerade kurz bevor ich zu Gruschenka ging, um sie durchzuprügeln, rief mich an demselben Morgen Katerina Iwanowna zu sich und bat mich unter dem Siegel der Verschwiegenheit, damit niemand etwas davon erfahre, in die Kreisstadt zu fahren und von dort aus durch die Post dreitausend Rubel nach Moskau an Agafja Iwanowna zu schicken; aus der Kreisstadt sollte das Geld

geschickt werden, weil es hier niemand erfahren sollte. Mit diesen Dreitausend ging ich zu Gruschenka, und mit eben diesem Gelde fuhren wir nach Mokraje. Später tat ich so, als sei ich wirklich in die Kreisstadt gefahren, schickte ihr aber keine Postquittung zu, sondern ließ ihr sagen: ich hätte das Geld abgeschickt und würde bald selbst mit der Quittung kommen. Bis heute bin ich indes nicht bei ihr gewesen. 'Ich habe es vergessen.' Heute gehst du hin und sagst ihr: 'Er hat mich beauftragt, Ihnen seinen Abschiedsgruß zu überbringen.' Sie wird dich jedenfalls fragen: 'Und das Geld?' Da könntest du ihr sagen: Er ist ein gemeiner Wollüstling, ein Mensch mit unbezähmbaren Leidenschaften. Ihr Geld hat er damals nicht abgeschickt, sondern durchgebracht; denn als gemeines Eier konnte er sich nicht zügeln.' Und du könntest noch hinzufügen: 'Doch ist er deswegen kein Dieb; hier sind Ihre Dreitausend. Er schickt Ihnen das Geld zurück; übersenden Sie es selbst Agafja Iwanowna. Mich aber beauftragte er, Ihnen seinen Abschiedsgruß zu überbringen.' 'Ja aber,' wird sie dich fragen, 'wo ist das Geld?'"

„Mitja, du bist unglücklich, das ist wahr! Aber nicht so sehr, wie du denkst. Töte dich nicht aus Verzweiflung, töte dich nicht!“

„Ach, du glaubst, ich werde mich erschießen, wenn ich nicht irgendwo die Dreitausend auftreibe, um sie ihr zurückzugeben? Das ist es ja eben: ich werde mich nicht erschießen. Jetzt habe ich nicht die Kraft dazu; später vielleicht einmal. Jetzt werde ich zu Gruschenka gehen. Ich bin sowieso verloren!“

„Und was willst du bei ihr?“

„Ich werde ihr Mann sein, wenn sie mich dessen für würdig hält, wenn aber ihre Liebhaber kommen, werde ich ins andere Zimmer gehen. Ich werde die schmutzigen Galoschen ihrer Freunde säubern, den Samowar anblasen, ihr Laufbursche sein . . .“

„Katerina Iwanowna wird alles verstehen,“ bemerkte Aljoscha sehr ernst, „sie wird die ganze Tiefe dieser Qual verstehen und alles verzeihen. Sie hat einen klaren Verstand und ein edles Herz; sie wird begreifen, daß man unglücklicher, als du bist, nicht sein kann.“

„Nein, sie wird nicht verzeihen,“ meinte Mitja lächelnd.
„Hier handelt es sich um etwas, das kein Weib verzeihen kann. Weißt du, was jetzt das Beste wäre?“

„Was?“

„Ihr die dreitausend zurückzugeben.“

„Aber woher sie nehmen? Höre, Mitja, ich habe zweitausend, Iwan wird auch tausend geben. Da hast du die drei, nimm sie und gib sie ihr.“

„Hahaha! Wann werden die dreitausend hier ankommen? Du bist ja noch nicht einmal mündig, und doch mußt du unbedingt heute noch zu ihr gehen und meinen Gruß bestellen, einerlei ob mit oder ohne Geld. Länger kann ich die Sache nicht hinziehen; wie die Dinge liegen, ist es ganz unmöglich. Morgen ist es schon zu spät, viel zu spät. Alerei, geh zum Vater!“

„Zum Vater?“

„Ja, ehe du zu ihr gehst, geh zum Vater. Er hat dreitausend bereit liegen, erbitte sie von ihm,“

„Er wird sie nicht geben, Mitja.“

„Das fehlte auch noch, daß er sie gibt; ich weiß, daß er nichts geben wird. Weißt du, Alerei, was Verzweiflung ist?“

„Ich weiß es.“

„Nach dem Gesetz schuldet er mir nichts mehr. Ich habe schon alles von ihm bekommen, ich weiß es wohl. Aber moralisch ist er noch in meiner Schuld, nicht wahr? Denn nur mit den Achtundzwanzigtausend meiner Mutter hat er die Hunderttausend verdienen können. Von den ganzen Achtundzwanzigtausend möge er mir die Dreitausend geben, und er würde meine Seele aus der Hölle erlösen; es wird ihm für viele Sünden angerechnet werden. Ich aber würde, wenn er diese Dreitausend noch geben wollte, nie wieder von ihm etwas erbitten — mein Wort darauf! er würde nie wieder etwas von mir hören. Zum letztenmal gebe ich ihm Gelegenheit, sich als Vater zu erweisen. Sage ihm, daß Gott selbst ihm diese Gelegenheit schickt.“

„Er wird ganz bestimmt nichts geben, Mitja.“

„Ich weiß, daß er nichts geben wird, weiß es selbst ganz genau. Jetzt erst recht wird er es nicht tun. Ich weiß sogar

noch mehr. Erst jetzt, erst in diesen Tagen, vielleicht erst gestern hat er es im Ernst – im Ernst, Alexei! – erfahren, daß Gruschenka vielleicht wirklich nicht scherzt und mich vielleicht wirklich heiraten will. Er kennt die Kasse, kennt ihren Charakter. Sage selbst: wird er mir jetzt zum Überflus auch noch das Geld geben, er, der ihretwegen selbst schon den Verstand verloren hat? Aber das ist nicht alles, ich weiß noch mehr: Ich weiß, daß bei ihm seit fünf Tagen dreitausend Rubel in Hundertrubelscheinen bereit liegen in einem großen Briefumschlage mit fünf Siegeln, der mit einem roten Bändchen kreuzweise umbunden ist. Siehst du, wie genau ich alles weiß! Auf dem Umschlage steht geschrieben: ‚Meinem Engel Gruschenka, wenn sie zu mir kommen will.‘ Das hat er selbst heimlich darauf gekritzelt. Niemand weiß, daß das Geld bei ihm bereit liegt außer dem Diener Smerdjakoff, an dessen Ehrlichkeit der Alte ebenso fest glaubt wie an sein eigenes Dasein. Jetzt erwartet er Gruschenka schon seit drei oder vier Tagen und hofft, daß sie um die Dreitausend kommen wird. Hat er es ihr doch sagen lassen, und sie hat geantwortet: ‚Vielleicht werde ich kommen.‘ Wenn sie aber jetzt den Alten aufsucht, wie kann ich sie denn heiraten! Begreifst du jetzt, warum ich hier heimlich sitze und wem ich auflauere?“

„Doch nicht Gruschenka?“

„Ja, Gruschenka. Hier in diesem Hause hat sich bei den liederlichen Weibsbildern Foma eine Kammer gemietet. Foma ist ein gewesener Soldat und stand in meiner Kompagnie. Er dient ihnen gewissermaßen, wacht des Nachts, des Tags schießt er Birkbühner, und davon lebt er. Bei ihm habe ich Anker geworfen. Doch weder er noch die beiden Weiber wissen, daß ich hier auf der Lauer sitze.“

„Nur Smerdjakoff weiß es?“

„Nur er allein. Er wird mir auch sagen, wann sie zum Alten geht.“

„Und er hat dir auch das vom Briefumschlag gesagt?“

„Ja, er. Aber es ist das größte Geheimnis. Selbst Iwan weiß nichts von dem Gelde noch sonst etwas. Der Alte will Iwan unbedingt auf zwei oder drei Tage nach Tschermaschna schicken. Es hat sich ein Käufer für den Wald gefunden,

der ihn für achttausend fällen will. Deshalb bittet der Alte Iwan himmelhoch: „Hilf mir, fahre selbst hin!“ Damit wäre er ihn für zwei bis drei Tage los. In seiner Abwesenheit soll nämlich Gruschenka kommen.“

„Dann erwartet er sie also noch heute?“

„Nein. Heute wird sie aller Voraussicht nach nicht kommen. Sie wird bestimmt nicht kommen!“ rief Mitja erregt. „Auch Emerdjakoff glaubt, daß sie nicht kommen wird. Der Alte trinkt jetzt wieder und sitzt mit Iwan bei Tische. Geh, Alexei, bitte ihn um die Dreitausend.“

„Mitja, Lieber, was ist mit dir?“ rief Aljoscha aufspringend und blickte angstvoll in das entstellte Gesicht des Bruders. Einen Augenblick glaubte er schon: jener sei von Sinnen.

„Was hast du? Ich bin noch bei klarem Verstande,“ erwiderte Dimitri Fedorowitsch und blickte fest und beinahe triumphierend Aljoscha an. „Ja, ich schicke dich zum Vater und weiß, was ich tue: ich glaube an ein Wunder.“

„An ein Wunder?“

„An ein Wunder der Vorsehung Gottes. Gott kennt mein Herz. Er sieht meine ganze Verzweiflung. Er sieht alles. Sollte er wirklich das Grauenvolle zulassen? Aljoscha, ich glaube an Wunder. Geh!“

„Ich werde gehen. Wirst du hier warten?“

„Ja. Ich weiß, daß du sobald nicht zurückkommen wirst. Denn das kann man nicht gleich, nach dem ersten Wort. Er ist jetzt betrunken. Ich werde hier sitzen und warten, drei Stunden, vier Stunden, fünf, sechs, sieben Stunden. Nur mußt du wissen, daß du heute, und wenn auch um Mitternacht, zu Katerina Iwanowna gehen wirst mit oder ohne Geld, um ihr zu sagen: ‚Er schickt Ihnen seinen Abschiedsgruß.‘ Ich will, daß du es mit diesen Worten sagst: ‚Abschiedsgruß.‘

„Mitja! Vielleicht kommt Gruschenka heute . . . und wenn nicht heute, dann morgen oder übermorgen?“

„Gruschenka? Ich passe schon auf, werde hineinstürzen und verhindern . . .“

„Wenn aber . . .“

„Wenn aber, dann schlage ich tot. Ich überlebe es nicht.“

„Wen willst du erschlagen?“

„Den Alten. Sie werde ich nicht erschlagen.“

„Dimitri, was redest du!“

„Ich weiß es nicht, weiß es selbst nicht. Vielleicht werde ich ihn auch nicht erschlagen, vielleicht aber doch. Ich fürchte, er wird mir in dem Augenblick zu widerlich werden mit seinem Gesicht. Ich hasse sein Doppeltinn, seine Nase, seine Augen, sein freches Lachen. Schon jetzt empfinde ich Ekel. Das fürchte ich und werde mich nicht bezwingen können.“

„Ich gehe, Mitja. Gott wird, glaube ich, es nach seinem besseren Willen so lenken, daß das Entsetzliche nicht geschieht.“

„Ich aber werde hier sitzen und auf das Wunder warten. Doch wenn das Wunder nicht geschieht, dann . . .“

Nachdenklich ging Aljoscha zum Vater.

6

Smerdjakoff

 Er traf seinen Vater noch beim Mittagessen an. Der Tisch war wie gewöhnlich im Saal gedeckt, obgleich im Hause auch ein großes Speisezimmer war. Dieser Saal war jedoch der größte Raum im ganzen Hause und mit etwas unmodischem Prunk ausgestattet. Die Möbel waren sehr alt, in Weiß und Gold, mit altem, rotem, halbseidenem Bezuge. An den Pfeilern zwischen den Fenstern waren Spiegel angebracht in alten, geschnitten, verschnörkelten, ebenfalls weißgoldenen Rahmen. An den Wänden, deren weißgoldene Papiertapeten schon an vielen Stellen Risse aufwiesen, hingen zwei große Bilder; das eine stellte irgendeinen Fürsten dar, der vor einigen Jahren unser Generalstatthalter gewesen war — und das andere irgendeinen Erzbischof, der auch nicht mehr lebte. In der einen Ecke hingen ein paar Heiligenbilder, vor denen zur Nachtzeit ein Lämpchen ange-

zündet wurde, weniger aus Frömmigkeit, als zu verhüten, daß es in der Nacht ganz dunkel im Zimmer wurde.

Fedor Pawlowitsch ging spät zu Bett; meistens erst gegen drei oder vier Uhr morgens. Bis dahin schritt er entweder im Zimmer auf und ab oder saß knurrend im Lehnstuhl. Das war ihm zur Gewohnheit geworden. Nicht selten schlief er ganz allein im großen Hause, da er zur Nacht alle Diensthöten ins Nebengebäude schickte. In letzter Zeit blieb jedoch der Diener Smerdjakoff bei ihm und schlief im Vorzimmer auf der Truhe.

Als Aljoscha ins Zimmer trat, war das Mittagessen schon beendet; es wurden bereits eingemachte Früchte und Kaffee gereicht. Fedor Pawlowitsch liebte nach dem Essen Süßigkeiten und Kognak als Abschluß. Iwan Fedorowitsch saß auch noch am Tisch und trank seinen Kaffee. Die beiden Diener, Grigori und Smerdjakoff, waren gleichfalls zugegen. Herrschaft wie Dienerschaft war ungewöhnlich heiter gestimmt. Fedor Pawlowitsch lachte laut. Aljoscha hörte schon im Vorzimmer ein sehr geräuschvolles, ihm von früher her so gut bekanntes Lachen und sagte sich sofort, daß nach der Art des Lachens zu urteilen, sein Vater noch längst nicht betrunken, sondern vorläufig nur aufgeräumt war.

„Da kommt auch er, da ist er ja!“ rief Fedor Pawlowitsch, riesig erfreut über Aljoschas Kommen. „Leiste uns Gesellschaft, setze dich hierher! Willst du ein Täschchen Kaffee? Ist doch ein Fastengetränk, ganz heiß, vorzüglich! Kognak biete ich dir gar nicht an; ist nichts für dich, oder willst du doch? Ich will dir lieber einen Likör geben, hochfein, sage ich dir! Smerdjakoff, sieh einmal schnell nach im Schränkchen, auf dem zweiten Brett rechts — aber ein bißchen schnell!“

Aljoscha wollte auch für den Likör danken; sein Vater ließ ihn indes kaum zu Worte kommen.

„Einerlei, er wird sofort gebracht, sofort; wenn nicht für dich, so für uns,“ unterbrach er ihn. „Doch bitte, hast du überhaupt zu Mittag gegessen?“

„Ja, ich habe schon gegessen,“ antwortete Aljoscha, der in Wirklichkeit nur ein Stück Brot in der Küche des Priors gegessen und Kwas dazu getrunken hatte. „Aber heißen Kaffee würde ich ganz gern trinken.“

„Das ist brav von dir! Er wird Kaffee trinken! Soll man ihn noch schnell heiß machen? Nein, nicht nötig, er kocht noch jetzt. Ein tadelloser Mokka, Smerdjäkoffscher! Da fällt mir ein: ich hatte dir doch befohlen, heute noch mit deinen Kissen und Federbetten zu mir überzustedeln. Hast du etwa die Federbetten mitgeschleppt? Hahaha!“

„Nein, ich habe sie nicht mitgebracht,“ sagte Aljoscha gleichfalls lächelnd.

„Einen Schreck hast du doch bekommen? gesteh es nur! Mein Herzensjunge, wie könnte ich dir wehetun! Weißt du, Iwan, ich kann es nicht sehen, wenn er mir so in die Augen blickt und dabei lacht. Mein ganzes Zwerchfell fängt gleich an zu schüttern. Aljoscha, laß mich dir meinen väterlichen Segen geben.“

Aljoscha erhob sich. Aber Fedor Pawlowitsch hatte sich schon eines anderen besonnen.

„Nein, jetzt nicht, jetzt werde ich dich nur einmal bekreuzen; so, setze dich. Jetzt gibt es einen Hauptspass, der dir gefallen wird, wirst dich krank lachen. Bei uns hat endlich einmal Vileams Esel das Maul aufgetan und wie! Ach Gott!“

Als Vileams Esel erwies sich der Diener Smerdjäkoff. Er war noch ein junger Mann von eben vierundzwanzig Jahren, sehr menschenscheu und schweigsam, doch nicht etwa scheu im gewöhnlichen Sinn des Wortes oder verschämt. Nein, er war im Gegentheil sogar hochmütig und anmaßend; ja, er schien alle zu verachten.

Erzogen hatten ihn Marfa Ignatiwna und Grigori Wassiljewitsch. Doch der Knabe wuchs ohne jedes Gefühl von Dankbarkeit auf, wie sich Grigori über ihn äußerte, als schönes, mißtrauisches Kind. In seiner Kindheit fand er Gefallen daran, Kagen zu erhängen und sie dann mit vielen Zeremonien zu beerdigen. Dazu hing er sich ein Bettuch um, das jedenfalls ein Messgewand ersetzen sollte, und sang und schwenkte etwas über der toten Kage hin und her wie ein Weihrauchfass. Alles das tat er heimlich, so daß es niemand bemerkte. Einmal überraschte in Grigori doch bei dieser feierlichen Handlung und bestrafte ihn schmerzlich. Der Junge schlich sich in die Ecke

und schielte von dort eine ganze Weile voll Mißtrauen auf seinen Erzieher.

„Er liebt uns nicht,“ sagte Grigori zu Marfa Ignatiowna, „scheint gar niemanden zu lieben. Bist du überhaupt ein Mensch, wandte er sich plötzlich an den Jungen; nein, du bist kein Mensch, du bist aus Badstubbennässe hervorgegangen. Jetzt weißt du, was du bist.“

Später stellte es sich heraus, daß Smerdjäkoff ihm diese Worte nie verzieh.

Grigori brachte ihm das Lesen und Schreiben bei. Als der Knabe zwölf Jahre alt wurde, begann er, ihn in biblischer Geschichte zu unterrichten. Doch das lobenswerte Unternehmen sollte ein schnelles Ende nehmen. In der zweiten oder dritten Stunde erlaubte sich der Knabe auf einmal zu lächeln.

„Was hast du?“ fragte Grigori sofort und sah ihn streng über die großen, runden Brillengläser an.

„Nichts. Gott der Herr schuf die Welt am ersten Tage, die Sonne aber, den Mond und die Sterne erst am vierten. Wie konnte es dann am ersten Tage Tag sein, wenn es dunkel war?“

Grigori war starr. Spöttisch blickte der Schüler seinen Lehrer an. In seinem Blick lag sogar etwas hochmütig Herausforderndes. Das war zuviel für Grigori.

„Wie es sein konnte? So konnte es sein!“ schrie er den Jungen an und gab ihm zur Erklärung eine schallende Ohrfeige. Der Junge nahm die Ohrfeige an, ohne ein Wort zu sagen, zog sich jedoch auf einige Tage wieder in seinen Winkel zurück.

Da aber geschah es, daß er, gerade als eine Woche nach dieser Ohrfeige vergangen war, zum erstenmal einen epileptischen Anfall bekam, von dem er nicht mehr geheilt werden sollte. Als Fedor Pawlowitsch es erfuhr, änderte er sein Verhalten zu dem Knaben. Früher schien er nur gleichgültig auf ihn zu blicken, wengleich er ihn nie schimpfte und bei einem Zusammentreffen auf dem Hof ihm gewöhnlich einige Kopfen schenkte. War er bei guter Laune, so schickte er auch dann und wann etwas Süßes für den Jungen, aber das war alles. Als er jedoch von der Krankheit erfuhr, traf er sogleich Maßnahmen, ließ den Arzt kommen und den Jungen behandeln.

Nun stellte sich bald heraus, daß nichts dagegen zu machen war. Durchschnittlich hatte er ungefähr jeden Monat einen Anfall und zwar zu verschiedenen Zeiten. Die Anfälle waren von ungleicher Stärke, zuweilen leicht, zuweilen sehr heftig. Fedor Pawlowitsch verbot Grigori strengstens, den Jungen körperlich zu strafen, und erlaubte von der Zeit ab, daß der Junge auch zu ihm ins Herrenhaus kam. Ihn irgend etwas lernen zu lassen, wurde gleichfalls untersagt.

Als der Knabe schon fünfzehn Jahre alt war, bemerkte Fedor Pawlowitsch einmal, daß er sich am Bücherschrank zu schaffen machte und die Titel der Bücher zu entziffern sich bemühte. Fedor Pawlowitsch hatte im Hause eine ziemliche Menge alter Bücher; doch hatte ihn noch niemand mit einem Buche in der Hand gesehen. Sofort gab er Smerdjäkoff den Schlüssel zum Bücherschrank.

„Lies, soviel du willst; kannst mein Bibliothekar werden. Das ist immerhin besser, als das fortwährende Herumtreiben auf dem Hofe. Dieses Buch kannst du lesen“, — und Fedor Pawlowitsch gab ihm Gogols „Abende auf dem Meierhofs bei Dikanka“.

Der Junge las das Buch; es befriedigte ihn aber nicht. Er lachte kein einzigesmal, beendete es eher mürrisch und verstimmt.

„Gefällt es dir nicht?“ erkundigte sich Fedor Pawlowitsch.

Smerdjäkoff schwieg.

„Sprich, Esel!“

„Das alles ist unwahr geschrieben,“ brummte schließlich Smerdjäkoff mit halbem Lächeln.

„Wart, hier hast du Smaragdoffs ‚Allgemeine Geschichte‘; darin ist nichts gelogen. Lies das mal.“

Doch Smerdjäkoff las von Smaragdoffs ‚Allgemeiner Geschichte‘ nur die ersten zehn Seiten; da erschien ihm das Buch gleichfalls langweilig. So schloß sich denn der Bücherschrank wieder für ihn.

Bald darauf meldeten Marfa und Grigori ihrem Herrn, daß Smerdjäkoff beim Essen seit einiger Zeit furchtbar mäklig geworden sei.

Er sitzt bei Tisch, greift zum Löffel und fängt an, in der Suppe zu rühren und zu suchen, schiebt den Teller hin, schiebt

ihn her, nimmt einen Löffel voll, hebt ihn auf, hält ihn gegen das Licht und läßt die Suppe langsam vom Löffel auf den Teller hinunterrinnen.

„Ist eine Schabe drin?“ fragt Grigori.

„Eine Fliege vielleicht,“ bemerkte Marfa.

Doch der Junge antwortet nicht. Mit dem Brot, dem Fleisch und allen Speisen macht er es ebenso. Auf einmal hebt er an der Gabel ein Stück Fleisch hoch, betrachtet es wie unter der Lupe, besinnt sich recht lange, ehe er es schließlich doch in den Mund befördert. „Wie vornehm er wird!“ brummt Grigori manchmal, wenn er es sieht.

Als Fedor Pawlowitsch von dieser neuen Eigenschaft Smerdjäkoffs hörte, beschloß er sofort, ihn Koch werden zu lassen, und schickte ihn zur Erlernung dieser Kunst nach Moskau. Einige Jahre blieb Smerdjäkoff in Moskau; dann kam er stark verändert wieder. Er war auffallend gealtert, ganz unverhältnismäßig zu seinen Jahren. Sein Gesicht war runzlig und gelb geworden. Innerlich war er jedoch derselbe. Er war noch ebenso ungesellig, wie er vor der Fahrt nach Moskau gewesen war, und empfand nicht das mindeste Bedürfnis nach Umgang mit anderen Menschen. Auch in Moskau soll er den Mund nicht aufgetan haben. Die Stadt hatte ihm nur wenig gefallen. So hatte er nur das Wenigste von ihr gesehen, das Meiste überhaupt nicht beachtet. Einmal soll er auch im Theater gewesen, doch verstimmt und unzufrieden mit dem Gesehenen heimgekommen sein.

Dafür kehrte er gut gekleidet zurück, in einem sauberen, schwarzen Überrock und tadelloser Wäsche. Sorgfältigst bürstete er täglich zweimal seine Kleider, und seine kalbledernen Stiefel pustete er mit einer besonderen Bürste so lange, bis sie wie ein Spiegel glänzten.

Er erwies sich als vorzüglicher Koch. Fedor Pawlowitsch setzte ihm denn auch ein festes Monatsgehalt aus, das Smerdjäkoff aber restlos für Kleider, Pomaden, Parfüm und dergleichen ausgab. Das weibliche Geschlecht verabscheute er anscheinend ebenso wie das männliche; im Umgang mit ihm war er sehr zurückhaltend, wenn nicht gar unnahbar.

Fedor Pawlowitsch hatte aber doch etwas an seinem Smerd-

jäkoff auszusehen. Die Anfälle seiner Krankheit traten nämlich häufiger und stärker auf als früher, und an diesen Tagen mußte das Essen von Marfa Ignatiowna zubereitet werden. Das paßte Fedor Pawlowitsch durchaus nicht.

„Warum hast du jetzt die Anfälle so oft?“ fragte er seinen neuen Koch mit argwöhnischem Seitenblick. „Wie wäre es, wenn du heiraten würdest! willst du, so will ich dich verheiraten.“

Auf solche Reden antwortete Smerdjäkoff kein Wort; er wurde nur blaß vor Ärger. Schließlich gab Fedor Pawlowitsch ihn auf. Vor allen Dingen hatte er sich überzeugt, daß Smerdjäkoff ehrlich war und nie etwas stahl. In stark angeheitertem Zustande hatte er nämlich einmal auf seinem eigenen Hof drei Hundertrubelscheine verloren, die er kurz zuvor erhalten hatte. Er vermiste sie erst am nächsten Tage. Als er aber anfang, sie in allen Taschen zu suchen, bemerkte er plötzlich, daß sie alle drei auf dem Schreibtische lagen. Wie waren sie dahin gekommen? Smerdjäkoff hatte sie gefunden und hingelegt.

„So einen, wie du bist, habe ich noch nicht gesehen,“ meinte Fedor Pawlowitsch und schenkte ihm zehn Rubel.

Er war indes nicht nur von seiner Ehrlichkeit überzeugt, sondern liebte ihn aus einem unbekanntem Grunde, obgleich jener ihn ebenso scheel ansah wie alle anderen und ihm gegenüber ebenso wortkarg war. Nur selten sprach er aus sich heraus. Hätte damals jemand gefragt: Wofür interessiert sich eigentlich der Mensch? woran denkt er am meisten? — man hätte die Frage wirklich nicht beantworten können. Doch kam es häufig vor, daß er im Hause oder auf dem Hofe oder auch auf der Straße plötzlich tief nachdenklich stehen blieb und so manchmal ganze zehn Minuten regungslos dastand. Ein Gesichtskundiger hätte gesagt: es sei weder Nachdenklichkeit noch Grübeln, sondern eine gewisse Beschaulichkeit.

Meinungsverschiedenheiten

Setzt tat Bileams Esel das Maul auf. Der Grund war ein ganz sonderbarer, zufälliger. Grigori hatte am Morgen, als er beim Kolonialwarenhändler Lufjanoff einkaufte, durch diesen von einem russischen Soldaten gehört, der irgendwo fern an der asiatischen Grenze bei den dortigen Volksstämmen, in deren Gefangenschaft er geraten war, den Märtyrertod für seinen Glauben erlitten. Seine Peiniger hatten von ihm unter Androhung der schlimmsten Foltern verlangt, er solle vom Christentum zum Islam übertreten. Er hatte sich aber die Haut abziehen lassen und war unter Lobpreisungen Christi gestorben. Die Nachricht von dieser Heldentat hatte gerade in den Morgenblättern gestanden. Grigori erzählte das Gehörte bei Tisch.

Fedor Pawlowitsch hatte es auch in früheren Zeiten schon nicht ungern gesehen, wenn Grigori, nachdem er alles aufgetragen hatte, bei Tische stehen blieb. Denn er liebte, beim Nachtsich ein Gespräch anzuknüpfen oder einen Scherz zu machen; und aß er allein, so tat er es mit Grigori. Als er jetzt beim Kognak die soeben erwähnte Geschichte von dem gemarterten Soldaten hörte, meinte er, man müsse diesen Märtyrer sofort heilig sprechen und seine abgezogene heilige Haut in irgendein Kloster bringen, und schloß mit dem Ausruf:

„Wie das Leute und Geld anziehen würde!“

Grigori runzelte die Stirn, als er sah, daß Fedor Pawlowitsch sich nicht im geringsten rühren ließ, sondern wie gewöhnlich nur eine spottende Bemerkung hatte. Da lächelte Smerdjäkoff, der an der Tür stand, spöttisch. Smerdjäkoff hatte auch früher häufig zum Schlusse der Mahlzeit mit Grigori im Zimmer gestanden. Seit der Ankunft Iwan Fedorowitschs war er ausnahmslos jedesmal erschienen.

„Was hast du?“ fragte Fedor Pawlowitsch, der sein Lächeln wahrgenommen und erriet, daß es sich auf Grigori bezog.

„Ich erlaube mir nur zu meinen,“ begann Smerdjäkoff mit unerwartet klangvoller Stimme, „daß, wenn die Tat des lebenswerten Soldaten auch sehr gewaltig ist, es nach meiner Ansicht keine Sünde gewesen wäre, wenn er sich in besagter Bedrängnis beispielsweise vom Namen Christi und von seiner eigenen Taufe losgesagt hätte, um auf diese Weise sein Leben für gute Taten aufzubewahren, mit denen er im Laufe der Jahre seinen Kleinmut quitt gemacht hätte.“

„Wie soll denn das keine Sünde sein? Du faselst; dafür kommst du geradewegs in die Hölle, wo man dich wie Hammelbraten rösten wird,“ widersprach ihm Fedor Pawlowitsch.

In dem Augenblick trat Aljoscha ein, und Fedor Pawlowitsch freute sich ungemein über sein Kommen.

„Etwas für dich!“ rief er lachend Aljoscha zu.

„Geröstet werden wie Hammelbraten? Dem ist nicht so. Mir wird dort nichts geschehen; und nach allem Rechtlichkeitsgefühl darf es etwas Derartiges auch nicht geben,“ bemerkte Smerdjäkoff im Tone fester Überzeugung.

„Wie, nach allem Rechtlichkeitsgefühl?“ fragte Fedor Pawlowitsch noch aufgeräumter und versetzte Aljoscha mit dem Knie unter dem Tisch heimlich einen Stoß.

„Ein dummer Mensch ist er: das ist alles!“ plakte Grigori heraus und blickte dabei Smerdjäkoff fest an.

„Den dummen Menschen können Sie für sich behalten, Grigori Wassiljewitsch,“ entgegnete ruhig Smerdjäkoff. „Bedenken Sie lieber, daß, wenn ich einmal in die Gefangenschaft der Todfeinde der Christenheit falle und sie von mir verlangen, den Namen Gottes zu verfluchen und mich von meiner heiligen Taufe loszusagen, mich meine eigene Vernunft zu dieser Handlungsweise ermächtigt; denn hierbei kann von Sünde gar keine Rede sein.“

„Das hast du schon einmal gesagt. Schwache nicht soviel, sondern beweise!“ rief Fedor Pawlowitsch.

„Suppenrührer!“ stieß Grigori verächtlich zwischen den Zähnen hervor.

„Den Suppenrührer behalten Sie auch nur für sich und überlegen Sie lieber, ohne zu schimpfen, Grigori Wassiljewitsch. Denn kaum, daß ich zu meinen Peinigern sage: Mein,

ich bin kein Christ und verfluche meinen wahrhaftigen Gott, bin ich in demselben Augenblicke schon von Gottes höchstem Gericht verurteilt und ganz besonders verdammt und von der heiligen Kirche ausgeschlossen, und das in dem gleichen Augenblicke, wo ich es nicht nur ausspreche, sondern daran denke, es auszusprechen, so daß noch keine Viertelstunde verstreicht, ehe ich bereits ausgeschlossen bin. Ist es so, oder ist es nicht so, Grigori Wassiljewitsch?"

Mit sichtlich Genugthuung wandte er sich immer an Grigori, obgleich er nur auf die Frage Fedor Pawlowitschs antwortete, und es auch sehr wohl einsah. Doch tat er absichtlich so, als ob Grigori die Frage stelle.

„Iwan,“ rief plötzlich Fedor Pawlowitsch, „beuge dich ganz nah zu mir. Das tut er alles bloß deinetwegen, damit du ihn lobst. Nun lob ihn auch.“

Iwan Fedorowitsch hörte ganz ernst die Bemerkung seines Vaters an.

„Halte noch einen Augenblick deinen Mund, Smerdjakoff,“ rief wieder Fedor Pawlowitsch. „Iwan, beuge dich wieder zu mir.“

Iwan Fedorowitsch beugte sich ihm wieder mit dem ernstesten Gesichte zu.

„Ich liebe dich ganz ebenso wie Aljoscha. Glaube nicht, daß ich dich vielleicht nicht liebe. — Kognak?“

„Meinetwegen.“

„Du bist ja schon gehörig angefeuchtet,“ dachte Iwan und nahm seinen Vater scharf ins Auge. Den Diener Smerdjakoff beobachtete er sehr interessiert.

„Du bist auch jetzt verflucht!“ pläzte wieder Grigori los. „Wie wagst du überhaupt . . .“

„Schimpf nicht, Grigori, schimpf nicht!“ unterbrach ihn Fedor Pawlowitsch.

„Gedulden Sie sich noch eine Weile und hören Sie weiter. Ich bin noch nicht zu Ende. Wenn mich Gott verflucht, so bin ich in demselben Augenblicke einem Heiden gleich und meiner Taufe ledig, als sei ich nie getauft worden. Ist das so oder nicht?“

„Komm zum Schluß, mein Junge,“ rief Fedor Pawlowitsch, der mit Genuß sein Gläschen ausschürfte.

„Wenn ich aber zu dieser Zeit kein Christ mehr bin, habe ich also auf die Frage: ‚Bin ich ein Christ oder nicht?‘ keineswegs gelogen; denn ich bin schon von Gott meines Christentums entbunden infolge meines bloßen Gedankens, noch ehe ich zu meinen Peinigern ein Wort gesagt habe. Wenn ich aber auf diese Weise des Christentums verlustig bin, mit welchem Rechte kann man dann noch von mir Verantwortung dafür verlangen, daß ich Christum verleugnet habe, während ich doch schon vor meiner Verleugnung, schon für den bloßen Gedanken, der ganz von selbst kommt, meiner Taufe verlustig war? Wenn ich aber nicht mehr Christ bin, kann ich mich also auch nicht von Christum lossagen; denn was man nicht hat, kann man auch nicht fortwerfen. Sagen Sie doch selbst, Grigori Wassiljewitsch: wer wird von einem heidnischen Tataren, meinetwegen selbst im Himmelreich, dafür Rechenschaft fordern, daß er nicht als Christ geboren ist, und wer wird ihn dafür strafen, daß man von einem Ochsen nicht zwei Felle abziehen kann? Der allmächtige Gott wird ihn, selbst wenn er nach seinem Tode danach fragt, nur ganz wenig bestrafen, denke ich — ganz straflos kann er ihn nicht gut ausgehen lassen — wenn Gott der Herr es sich überlegt, daß der Sohn nichts dafür kann, daß er von heidnischen Eltern auf die Welt gekommen und Heide geworden ist. Gott der Herr kann doch nicht dem Tataren Gewalt antun, ihn hernehmen und schlangweg zu ihm sagen: ‚Du bist ein Christ gewesen?‘ Damit würde der Allerhalter die reinste Unwahrheit sagen. Kann aber der allmächtige Schöpfer des Himmels und der Erde auch nur ein einziges erlogenes Wort sagen?“

Grigori war sprachlos und starrte nur mit weit aufgerissenen Augen den Redenden an. Fedor Pawlowitsch trank sein Gläschen aus und ließ ein helles, halbtrunkenes Lachen hören, als Smerdjakoff geendet hatte.

„Aljoscha, Aljoscha, wie findest du das! Sieh doch einer, als was für ein Wortklauber er sich entpuppt! Iwan, er muß irgendwo bei den Jesuiten in die Schule gegangen sein. Höre jetzt, du Esel, und antworte dann: Du bist also vor deinen

Peinigern im Recht; aber innerlich hast du dich damit von deinem Glauben losgesagt und gibst selbst zu, daß du noch in selbiger Stunde verflucht wirst. Wenn du aber einmal verflucht bist, meinst du, daß man dir in der Hölle dafür noch wie einem braven Jungen das Köpfchen streicheln wird? Was meinst du dazu, mein lieber Jesuit?"

„Es ist doch klar, daß ich mich in mir selbst gleichfalls von der Kirche losgesagt habe. Trotzdem kann es sich hierbei um keine besondere Sünde handeln, oder wenn doch, so nur um eine kleine alltäglich gewöhnliche.“

„Eine alltäglich gewöhnliche?"

„Du lügst, Verfluchter!" stieß Grigori ingrimmig hervor.

„Urteilen Sie doch selbst, Grigori Wassiljewitsch!" Ruhig und gemessen, im vollen Bewußtsein des Sieges und doch mit einer gewissen Großmut dem geschlagenen Gegner gegenüber fuhr Smerdjakoff in seiner Auseinandersetzung fort. „Urteilen Sie doch selbst! In der Bibel steht geschrieben: Wenn Sie einen Glauben auch nur von der Größe eines Senfkorns haben und zu diesem Berge sagen: er solle ins Meer rutschen, so werde der Berg es unverzüglich tun, weil Sie es befehlen. Wenn ich also ein Ungläubiger, Sie aber, Grigori Wassiljewitsch, ein so gewaltiger Gläubiger sind, daß Sie mich sogar wegen meines Unglaubens beschimpfen, versuchen Sie es einmal; sagen Sie diesem Berge, nicht daß er ins Meer — bis zum Meer ist es sehr weit von hier — sondern meinetwegen nur in unser stinkendes Flüsschen, das hinter unserm Garten vorüberfließt, rutschen soll, dann werden Sie selbst sehen, daß sich nichts von der Stelle bewegt und alles so bleibt, wie es war und ist, soviel Sie auch schreien würden. Das bedeutet aber, daß auch Sie nicht in der vorgeschriebenen Weise glauben und nur andere dafür alleweil beschimpfen. Wenn man hinwieder annimmt, daß heutzutage niemand, nicht nur Sie allein, sondern überhaupt niemand, angefangen vom Vornehmsten bis zum letzten Bauernlummel, einen Berg ins Meer versetzen kann, außer vielleicht einem einzigen Menschen auf der ganzen Welt — zwei wären schon zu viel — und auch diese suchen vielleicht irgendwo in der ägyptischen Wüste als Einsiedler ihr Seelenheil, so daß man sie wahrscheinlich über-

haupt nicht finden kann — also, wenn es sich so verhält, dann wird all diesen anderen gegenüber mit Ausnahme der beiden Einsiedler Gott der Herr in seiner großen Barmherzigkeit, die allbekannt ist, wohl Gnade für Recht ergehen lassen? Somit hoffe ich, daß Gott der Herr mir verzeihen wird, wenn ich einmal gezweifelt habe und darüber Tränen der Reue vergieße.“

„Halt!“ unterbrach ihn in heller Begeisterung Fedor Pawlowitsch; „daß es zwei Menschen gibt, die den Berg von der Stelle rücken können, nimmst du schließlich an? Iwan, behalte es, schreibe es auf. Hier hat sich das ganze russische Volk geäußert!“

„Ja, dieser Zug ist allerdings ganz russisch,“ meinte Aljoscha lächelnd.

„Höre, Bileams Esel, dein Wort ist einen Kubel wert; ich werde ihn dir noch heute geben. Trotzdem lügst du, wie gedruckt! Laß es dir gesagt sein, du Dummkopf, daß wir alle hier im Leben bloß aus Leichtsinne nicht glauben, wir haben keine Zeit dazu. Erstens wächst uns die Arbeit über den Kopf; und zweitens hat uns Gott nur wenig Zeit gegeben, hat im ganzen für den Tag nur vierundzwanzig Stunden bestimmt, so daß man nicht einmal Zeit zum Ausschlafen hat, geschweige denn zum Lernen. Du aber hast vor den Quälgeistern deinen Glauben in einem Augenblick verleugnet, da du an nichts anderes mehr als an deinen Glauben zu denken hattest, als es gerade darauf ankam, deinen Glauben zu zeigen. So ist es doch, denke ich?“

„So ist es schon. Doch urteilen Sie selbst, Grigori Wassiljewitsch, daß es doch umso mehr erleichtert, je mehr es so ist. Doch wenn ich in demselben Augenblick so wahrhaftig glaubte, wie es geboten ist zu glauben, dann wäre es wirklich Sünde, wenn ich für einen Glauben keine Qualen auf mich nehmen wollte und zu den verfluchten Mohammedanern übertreten würde. Aber dann würde es überhaupt nicht zum Foltern kommen; denn dann brauchte ich nur im selben Augenblick zum Berge zu sagen: ‚Erdrücke den Henker!‘ und der Berg würde ihn sofort wie eine Wanze plattdrücken und ich würde mich davonmachen, als sei nichts geschehen, lobsingend

und Gott preisend. Wenn ich es aber im selben Augenblick versuchte und absichtlich dem Berge zurief: ‚Erdrücke meine Henker!‘ der Berg sie aber nicht erdrückte, wie soll ich dann — sagen Sie es selbst — nicht zweifeln und dazu in einer so furchtbaren Stunde der gewaltigen Todesangst? Überdies weiß ich dann noch, daß ich des Himmelreichs sowieso nicht in der Vollkommenheit teilhaftig werde, sintemal sich der Berg auf mein Wort hin nicht gerührt hat, somit heißt es: man traut meinem Glauben nicht sonderlich da droben, und mich werden nicht gerade große Belohnungen erwarten. Warum soll ich mir denn ohne jeden Vorteil für mich noch meine Haut abziehen lassen? Denn selbst wenn sie mir meine Haut schon bis zur Hälfte heruntergeholt haben, wird doch der Berg nicht auf mein Wort oder Geschrei hin von der Stelle rücken. Aber in solchem Augenblick können mich doch nicht nur Zweifel befallen — ich kann sogar vor Angst selbst den Verstand verlieren, so daß ein Überlegen und jegliches Denken ganz unmöglich wird. Wodurch bin ich denn so besonders sündig, wenn ich mir wenigstens meine Haut erhalte, weil ich weder hier noch dort eine Belohnung dafür sehe? Darum aber hege ich im Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit und Gnade die Hoffnung, daß mir ganz verziehen wird.“

Beim Gläschen

Der Streit hatte sein Ende gefunden. Aber sonderbar: Fedor Pawlowitsch, der so gut aufgelegt gewesen war, wurde mit einemal verdrießlich. Er ärgerte sich und goß sich wieder einen Kognak hinter die Binde. Dieses Gläschen war schon vollkommen überflüssig.

„Pakt Euch, Ihr Jesuiten allesamt, hinaus mit Euch!“ schrie er die Dienstboten an. „Scher dich, Smerdjakoff. Den versprochenen Rubel werde ich dir heute geben; jetzt aber

marsch! Sei nicht traurig, Grigori, schieb ab zu Marfa; sie wird dich trösten, leg dich schlafen! — Das Gesindel läßt mich wirklich nicht ein Stündchen nach dem Essen in Ruhe sitzen," schimpfte er verdrießlich, als die Diensthoten sofort das Feld geräumt hatten. „Smerdjäkoff findet sich jeden Tag nach dem Essen hier ein. Du interessierst ihn. Womit hast du es ihm angetan?" fragte er Iwan Fedorowitsch.

„Eigentlich mit nichts," entgegnete dieser, „es ist ihm eingefallen, mich zu verehren; er ist eine rechte Bedientenseele. Ubrigens fortschrittlicher Humus, wenn die Zeit kommt."

„Fortschrittlicher?"

„Es wird andere und bessere geben; aber auch solche wird es geben. Zuerst werden es solche sein, nach ihnen Bessere."

„Wann wird die Zeit kommen?"

„Anbrennen wird die Rakete, aber vielleicht nicht aufsteigen. Vorläufig liebt das Volk noch nicht, diesen Suppenrührern zuzuhören!"

„So ein Bileams Esel denkt und denkt, und der Teufel mag wissen, was sich der Kerl schließlich zusammendenkt."

„Speichert Gedanken auf," meinte Iwan lächelnd.

„Was seine Gedanken angeht, die er sich im stillen macht, so merke dir: im allgemeinen gesagt, muß man den russischen Bauern einfach versohlen. Ich habe es stets gesagt: Unser Bauer ist ein Spitzbube; es lohnt sich nicht, ihn zu bedauern. Es ist nur gut, daß er ab und zu versohlt wird. Unser Vaterland ist stark geworden durch die Birkenrute. Wenn die Wälder abgeholzt werden, ist es auch mit Rußlands Kraft vorbei. Ich bin immer für die klugen Leute, weißt du. Jetzt hat man aufgehört, die Bauern zu verprügeln, hält sich für zu klug dazu. So prügeln sich die Kerle selbst untereinander. Sie täten gut, wenn sie das Prügeln wieder einführten. Mit welchem Maß du mißest, wirst du wieder gemessen. In Rußland herrscht eine Schweinewirtschaft. Wenn du wüßtest, wie ich Rußland hasse . . . das heißt, nicht Rußland selbst, aber alle diese Laster. Meinetwegen auch ganz Rußland. Weißt du, was ich liebe? Ich liebe Wig und Scharfsinn."

„Du hast schon wieder ein Glas ausgetrunken. Es dürfte genug sein."

„Wart', ich trinke noch eines und dann noch eines, und dann meinerwegen Schluß. Du hast mich unterbrochen. In Mokroje fragte ich einmal auf der Durchfahrt einen Alten. Er sagte mir: ‚Am liebsten verurteilen wir Mädchen zur Prügelstrafe und lassen sie immer von den Burschen verhauen. Am nächsten Tage nehmen sich dann immer die Burschen die zur Braut, die sie am Tage zuvor verprügelt haben; und so haben die Mädchen auch nichts dagegen.‘ Wie findest du diesen Philosophen, Iwan? Sage, was du willst, es steckt doch Scharfsinn darin. Wollen wir noch einmal hinfahren und zusehen? Warum wirst du rot, Aljoscha? Brauchst dich nicht zu schämen, mein Junge. Sei nicht böse, Aljoscha, daß ich deinen Prior beleidigt habe. Mich packt bisweilen die Wut. Wirst du es mir glauben, das geht oft gegen meine besten Gefühle. Du glaubst mir nicht, ich sehe es an deinen Augen. Du glaubst den Leuten, wenn sie sagen, ich sei im ganzen nur ein Hansnarr. Aljoscha, glaubst du, daß ich im ganzen nur ein Narr bin?“

„Ich glaube, daß du es nicht bist!“

„Und ich glaube, daß du es glaubst, und daß du aufrichtig sprichst. Iwan aber nicht; Iwan ist hochmütig. Trotzdem würde ich mit deinem Kloster ein Ende machen, die ganze Beschaulichkeit ausrotten und alle die Esel zur Vernunft bringen. Wieviel Silber und Gold würde da in die Münze kommen!“

„Wozu denn ausrotten?“

„Damit die Wahrheit schneller durch die Wolken bricht und überall erstrahlt.“

„Aber wenn diese Wahrheit erstrahlt, wird man dich als ersten berauben und beseitigen.“

„Wieso? Ach, natürlich, du hast recht! Ich Esel!“ fuhr Fedor Pawlowitsch auf und schlug sich mit der Hand vor die Stirn. „Wenn es so ist, mag dein liebes Kloster stehen bleiben, Aljoscha. Weißt du auch, Iwan, daß das von Gott wahrscheinlich mit Absicht so eingerichtet ist? Iwan, sage, gibt es einen Gott oder nicht? Sage mir in vollem Ernst deine feste Überzeugung! Warum lachst du wieder?“

„Ich lache nur, weil du selbst vorhin eine scharfsinnige Bemerkung über Emerdjäkoffs Glauben machtest und auf die

beiden Einsiedler zu sprechen kamst, die einen Berg versehen könnten."

"Bin ich denn jetzt ihm ähnlich?"

"Sogar sehr."

"Bin ich ein Russe, so habe ich auch einen russischen Zug. Aber auch dich, mein Philosoph, kann man auf einem solchen Zuge ertappen. Wetten wir, daß ich dich morgen auf einem solchen ertappe! Trotzdem sage mir: Gibt es einen Gott oder nicht? Nur im Ernst! Ich will es im Ernste wissen."

"Nein, es gibt keinen Gott."

"Aljoscha, gibt es einen Gott?"

"Es gibt einen Gott."

"Iwan, gibt es eine Unsterblichkeit, meinetwegen eine ganz kleine?"

"Nein, auch Unsterblichkeit gibt es nicht."

"Überhaupt keine?"

"Überhaupt keine."

"Das heißt, eine absolute Null, oder ist doch noch etwas? Das wäre immer noch kein Nichts."

"Eine absolute Null."

"Aljoscha, gibt es eine Unsterblichkeit?"

"Ja, es gibt eine Unsterblichkeit."

"Gott und Unsterblichkeit?"

"Ja, Gott und Unsterblichkeit."

"Hu! Wahrscheinlicher ist, daß Iwan recht hat. Wenn man bedenkt, wieviel Glauben der Mensch hingegeben hat, wieviel Kräfte aller Art er umsonst für diesen Gedanken vergeudet hat und schon so viele Jahrtausende! Wer macht sich denn so lustig über den Menschen, Iwan? Zum letztenmal, aber jetzt bestimmt: gibt es einen Gott oder nicht? Ich frage zum letztenmal!"

"Und zum letztenmal: nein!"

"Wer macht sich denn so lustig über uns Menschen, Iwan?"

"Der Teufel vielleicht," meinte Iwan Fedorowitsch lächelnd.

"Gibt es denn einen Teufel?"

"Nein, auch einen Teufel gibt es nicht."

„Schade! Weiß der Teufel, was ich mit dem machen würde, der zum erstenmal Gott ausgedacht hat! Ihn aufhängen wäre noch viel zu wenig!“

„Dann würde es überhaupt keine Kultur geben, wenn man sich Gott nicht ausgedacht hätte.“

„Nicht geben? Ohne Gott, meinst du?“

„Ja, und auch deinen Kognak gäbe es nicht. Aber jetzt muß ich die Flasche fortstellen.“

„Warte, noch ein einziges Gläschen. Ich habe Aljoscha gekränkt. Du ärgerst dich doch nicht, Aljoscha? Du bist doch mein einziger Alexei!“

„Nein, ich ärgere mich nicht. Ich kenne deine Gedanken. Dein Herz ist besser als dein Kopf.“

„Mein Herz soll besser sein als mein Kopf? Wie er das sagt! Iwan, liebst du Aljoscha?“

„Ich liebe ihn.“

„Das ist recht; du sollst ihn auch lieben.“ Fedor Pawlowitsch war bereits stark berauscht. — „Höre, Aljoscha, ich sagte deinem Starez vorhin eine Grobheit. Ich war erregt. Aber in diesem Starez steckt Scharfsinn. Er kann wirklich geistreich sein, was meinst du, Iwan?“

„Warum nicht?“

„Er ist ein Jesuit, ein russischer, versteht sich. Weil er ein edles Wesen ist, kocht auch in ihm ein verborgener Unwille darüber, daß er sich verstellen, den Heiligen spielen muß.“

„Aber er glaubt an Gott!“

„Nicht für eine halbe Koppeke. Das weißt du nicht? Er sagt es allen — das heißt nicht allen, sondern nur allen klugen Leuten, die zu ihm kommen. Dem Gouverneur Schulz hat er ganz offen gesagt: Ich glaube, weiß indes selbst nicht, warum.“

„Unmöglich!“

„Genau so, sage ich dir. Aber ich achte ihn sehr. Er hat etwas vom Mephistopheles in sich, das heißt: er ist ein Lüstling und zwar so sehr, daß ich auch jetzt noch für meine Tochter zittern würde oder für meine Frau, wenn sie zu ihm beichten ginge. Weißt du, wenn er davon erzählt . . . Einmal, vor drei Jahren, lud er uns zum Tee ein, Tee mit einem sehr feinen Likörchen — die Damen schicken ihm alles zu — wie

er aber dann zu erzählen anfang von den alten Zeiten, da haben wir uns den Leib gehalten vor Lachen. Besonders wie er eine Halbgelähmte geheilt habe. ‚Wenn es nur meine Füße erlaubten,‘ sagte er, ‚würde ich Ihnen ein gewisses Tänzchen vortragen.‘ Wie findet Ihr ihn? ‚Habe in meinem Leben den Leuten nicht wenig blauen Dunst vorgemacht,‘ sagte er. Vom Kaufmann Demidoff hat er rund sechzigtausend eingezo-gen.“

„Wie, gestohlen?“

„Der brachte sie zu ihm wie zu einem Heiligen. ‚Verwahre sie, morgen ist bei mir Haus-suchung.‘ Er verwahrte sie denn auch. ‚Du hast doch,‘ sagte er später, ‚die Sechzig-tausend für die Kirche gespendet.‘ Erwiderte ihm jener: ‚Du bist ein Schuft.‘ ‚Nein,‘ sagte er, ‚ich bin kein Schuft, sondern nur eine weit angelegte Natur.‘ Übrigens war er es nicht; es war ein anderer. Ich habe die beiden nur ver-wechfelt, ohne es gewahr zu werden. Jetzt noch ein Gläschen und dann Schluss; nimm die Flasche fort, Iwan. Ich habe gelogen; warum hast du mich nicht unterbrochen, Iwan, und gesagt, daß ich lüge?“

„Ich wußte, daß du es selbst sagen würdest.“

„Du lügst. Aus Bosheit hast du es getan, nur aus Bosheit. Du verachtest mich. Nur deshalb bist du her-gekommen, um mich in meinem eigenen Hause zu verachten.“

„Ich werde bald fortgehen. Der Kognak ist dir nicht gerade zuträglich.“

„Ich habe dich himmelhoch gebeten, nach Eschermaschna zu fahren — auf einen oder zwei Tage. Aber du fährst nicht.“

„Morgen, wenn dir so sehr daran gelegen ist.“

„Du fährst ja doch nicht. Nur aufpassen willst du auf mich, spionieren. Ein schlechter Mensch bist du, deshalb willst du auch nicht fahren.“

Der Alte redete immer fort. Er hatte jenen Grad der Trunkenheit erreicht, in dem viele bis dahin friedliche Trinker anfangen in Ärger zu geraten.

„Was siehst du mich an? Was machst du für Augen? In deinen Augen ist deutlich zu lesen, wie du sprichst: ‚Ver-trunkener Keel!‘ Mißtrauisch sind deine Augen, voll Ver-

achtung. Du bist hergekommen, weil du etwas ganz Besonderes im Sinne hast. Sieh, Aljoscha blickt mich an, und seine Augen strahlen dabei; er hat keine Hintergedanken. Aljoscha verachtet mich nicht. Aljoscha, du sollst Iwan nicht lieben!"

„Ärgere dich nicht über meinen Bruder; höre endlich auf, ihn zu kränken!" sagte plötzlich Aljoscha hastig.

„Was? — meinetwegen. Ach, mein Kopf schmerzt. Nimm den Kognat fort, Iwan; zum drittenmal sag' ich es dir schon." Er verstummte, wurde nachdenklich, und allmählich verzog sich sein Gesicht zu einem breiten, schlauen Lächeln. „Sei nicht böse, Iwan; ärgere dich nicht über den alten Zaunichs. Ich weiß, daß du nichts von mir wissen willst; trotzdem ärgere dich nicht. Weshalb sollte man mich auch lieben! Wenn du nach Tschermaschna fährst, werde ich dich besuchen und Delikatessen mitbringen. Ein Mädchen will ich dir dort zeigen, das ich mir schon längst gemerkt habe. Vorläufig ist sie noch ein Barfüßchen. Aber laß dich dadurch nicht abschrecken; achte sie nicht gering. Die Barfüßchen sind Perlen, sage ich dir!"

Schmähend drückte er einen Kuß auf seine Hand.

„Für mich," begann er wie neubelebt, als sei er vollkommen nüchtern geworden, sobald er nur auf sein Lieblings-thema kam, „für mich hat es in meinem ganzen Leben kein einziges verächtliches Weib gegeben. An diese Regel habe ich mich gehalten. Können Ihr das verstehen? Ach, wie sollt Ihr das verstehen können! In Euren Adern fließt ja noch Kindermilch statt Blut, Ihr seid ja noch nicht einmal aus dem Ei gekrochen! Nach meiner Überzeugung kann man in jedem Weibe ungewöhnlich viel Interessantes finden, das man bei keiner anderen wiederfindet. Nur muß man verstehen, es zu finden. Dazu gehört eben ein Talent! Unmögliche hat es für mich überhaupt nicht gegeben. Schon allein daß sie ein Weib ist, macht die Hälfte des Ganzen aus. Aber wie sollt Ihr das begreifen! Selbst in den alten Jungfern entdeckst du zuweilen noch etwas, daß du dich über die anderen Esel nur wunderst, wie sie sie haben alt werden lassen, ohne es zu bemerken! Die Barfüßigen und Ausrangierten muß man ganz zuerst in Erstaunen setzen — so muß man sie anfassen.

Das wußtest du noch nicht? In Erstaunen muß man sie setzen, in eine Verwunderung, die zum Entzücken wird, die sie schließlich einer Begeisterung gleich durchglüht, daß sich ein so vornehmer Herr in einen solchen Schmutzfinken wie sie hat verlieben können. Es ist wirklich schön, daß es immer Diener und Herren geben wird auf der Welt; dann wird es auch immer eine kleine Scheuermagd geben und immer auch einen Herrn für sie; weiter ist nichts nötig zum Lebensglück. Höre mal, Aljoscha, mit deiner verstorbenen Mutter machte ich es ebenso. Ich setzte sie gleichfalls in Erstaunen; nur kam es dabei anders. Lange Zeit bin ich nicht zärtlich zu ihr. Dann aber, wenn die Minute kommt, falle ich vor ihr nieder, kriechе ich auf den Knien vor ihr herum, küsse ihr die Füßchen und bringe sie jedesmal, jedesmal — ich erinnere mich dessen noch wie heute — zu einem so kleinen Lachen, so einem trockenen, hellen, nicht lauten, nervösen, ganz besonderen Lachen. Nur sie allein hatte ein solches Lachen. Ich weiß, daß damit bei ihr immer die Krankheit anfangt, und daß dieses kleine, trockene Lachen nichts weniger als Begeisterung bedeutete. Da seht Ihr, was es heißt, in allem so etwas zu finden verstehen! Einmal, weiß ich noch, hatte sich Beljawski, ein hübscher, steinreicher Junge, in sie verliebt und kam fleißig zu uns. Was ich sagen wollte: Dieser Beljawski gab mir eines Tages in meinem eigenen Hause eine Ohrfeige und zwar in ihrer Gegenwart. Als sie — ein Lamm wie sie sonst war — das sah, dachte ich, sie schlägt mich tot. Jetzt bist du beschimpft, schreit sie; du hast von ihm eine Ohrfeige bekommen. Wie hat er es wagen dürfen, dich in meiner Gegenwart zu schlagen! Komme nicht wieder zu mir, nie mehr! Geh sofort, fordere ihn auf Pistolen! — Ich mußte sie damals, um sie nur zu beruhigen, ins Kloster schleppen; die Mönche stellten sie durch Gebete wieder her. Das hatte ich von meiner kleinen Kranken nicht erwartet. Nur einmal — es war noch im ersten Jahre — sie betete damals schon zuviel, besonders an den Feiertagen der Muttergottes — jagte sie sogar mich fort in mein Zimmer, zu schlafen. Ich dachte: wart, dieses ganze Frommtun werde ich dir austreiben! ‚Siehst du,‘ sagte ich zu ihr, ‚das ist dein Heiligen-

bild; ich habe es abgenommen. Du hältst es für wunderthätig. Ich werde es aber sofort vor deinen Augen ansputzen, und mir wird nichts dafür geschehen!“ — Wie sie das sah, Herrgott! ich denke, sie wird mich totschlagen! Sie sprang auf, krampfte die Hände zusammen, schlug sich vor das Gesicht, erzitterte am ganzen Körper und stürzte zu Boden . . . einfach so. — Aljoscha, Aljoscha! Was hast du? Was fehlt dir?“

Erschrocken sprang der Alte auf. Aljoschas Gesicht hatte sich von dem Augenblick an, seit der Vater von seiner Mutter zu sprechen begann, allmählich verändert. Er wurde rot, seine Augen wurden unstill und die Lippen bebten. Der trunkene Alte scherzte weiter, daß ihm der Speichel aus dem Munde spritzte, und merkte nichts davon bis zu dem Augenblick, da mit Aljoscha etwas sehr sonderbares geschah. Es wiederholte sich bei ihm genau dasselbe, was der Alte von der Kranken erzählte. Aljoscha sprang plötzlich auf, krampfte die Hände zusammen, schlug sich dann vors Gesicht und fiel wie vom Blitz getroffen auf den Stuhl zurück; er erzitterte unter einem krankhaften Anfall heftigen Weinens und schluchzte lautlos. Die ungewöhnliche Ähnlichkeit des Anfalls mit dem der Mutter berührte den Alten ganz besonders.

„Iwan, Iwan, reiche schnell Wasser!“ rief er erregt. „Das ist ganz genau so wie damals bei seiner Mutter! Besprizke ihn ein wenig mit Wasser; so machte ich es auch mit ihr. Er weint wegen seiner Mutter . . . wegen seiner Mutter.“

„Ich glaube, seine Mutter war auch meine Mutter, was meinen Sie?“ stieß in unbezwingbarer, zorniger Verachtung Iwan Fedorowitsch hervor.

Der Alte fuhr zusammen vor seinem wilden Blick. Da geschah etwas sehr sonderbares, allerdings nur für eine Minute. Der Alte hatte anscheinend vergessen, daß Aljoschas Mutter auch die Mutter Iwans war.

„Deine Mutter?“ murmelte er verständnislos. „Wie meinst du das? Von welcher Mutter sprichst du? — Ja, sie war auch . . . Ach richtig! Teufel! Sie ist ja auch deine Mutter! Das war mir ganz entfallen. Verzeih! Aber ich glaubte, Iwan . . . hehehe!“

Ein trunkenes, halb sinnloses Lächeln zog wieder sein Gesicht in die Breite. Da hörten sie plötzlich vom Vorzimmer her Geräusch und Gepolter und lautes Geschrei. Die Saaltür flog auf und herein stürzte Dimitri Fedorowitsch. Der Alte stürzte entsetzt zu Iwan.

„Er schlägt mich tot! er schlägt mich tot! schütze mich! schütze mich!“ rief er heiser und klammerte sich angstvoll an den Rock seines Sohnes Iwan Fedorowitsch.

9

Die Wollüstlinge

Gleich hinter Dimitri Fedorowitsch stürzten auch Grigori und Smerdjakoff in den Saal. Sie hatten sich ihm im Vorzimmer in den Weg gestellt, um ihn nicht hereinzulassen – auf eine ausdrückliche Anweisung Fedor Pawlowitschs hin, die dieser vor einigen Tagen gegeben hatte. Grigori bemerkte, daß Dimitri Fedorowitsch unschlüssig stehen blieb und sich im Saale umfah. Er eilte zu der Tür, die dem Eingange gegenüber lag und zu den anderen Zimmern, dem Arbeits- und dem Schlafzimmer Fedor Pawlowitschs führte. Schnell schloß er beide Türflügel und stellte sich mit ausgebreiteten Armen davor, um diesen Ausgang hartnäckig zu verteidigen. Als Dimitri Fedorowitsch das wahrte, stieß er einen heiseren Schrei aus und warf sich auf Grigori.

„Also dort ist sie, dort hat man sie versteckt! Fort, Schuft!“

Er wollte Grigori wegreißen; doch dieser stieß ihn zurück. Außer sich vor Wut holte Dimitri Fedorowitsch kräftig aus und schlug den alten Diener mit aller Wucht auf den Kopf. Grigori brach zusammen und fiel zu Boden. Dimitri Fedorowitsch sprang über ihn weg, stieß die Tür auf und stürzte

in die anderen Zimmer. Smerdjäkoff blieb blaß und zitternd im Saale zurück und hielt sich ganz fern in einer Ecke.

„Sie ist hier!“ schrie Dimitri Fedorowitsch. „Ich habe selbst gesehen, wie sie um die Hausecke bog; nur konnte ich sie nicht einholen. Wo ist sie? Wo ist sie?“

Dieser Schrei: „Sie ist hier!“ machte einen ganz unglaublichen Eindruck auf Fedor Pawlowitsch. Die sinnlose Angst und der furchtbare Schrecken verließen ihn mit einemmal.

„Halt ihn! halt ihn!“ brüllte er und jagte Dimitri Fedorowitsch nach.

Grigori hatte sich erhoben, schien jedoch noch nicht recht zu sich kommen zu können. Iwan Fedorowitsch und Aljoscha eilten dem Vater nach. Da hörte man im dritten Zimmer etwas fallen und klirrend zerschlagen. Es war eine große, aber nicht teure Vase, die auf einem hohen Marmorsockel stand, und die Dimitri Fedorowitsch beim Vorüberlaufen umgeworfen hatte.

„Faßt ihn!“ schrie der Alte heiser. „Zu Hilfe! Polizei!“

Iwan Fedorowitsch und Aljoscha holten den Alten ein und brachten ihn trotz seines Sträubens in den Saal zurück.

„Wozu liefen Sie ihm nach? Soll er Sie erschlagen?“ rief Iwan Fedorowitsch zornig seinem Vater zu.

„Wanja, Aljoscha, sie soll hier sein, hier, Gruschenka! Er hat sie gesehen, wie sie hergelaufen ist.“

Er verschluckte sich. Jetzt hatte er Gruschenka gar nicht erwartet; deshalb machte ihn die Nachricht von ihrem Kommen ganz verrückt. Er zitterte am ganzen Leibe und schien völlig von Sinnen zu sein.

„Sie haben doch selbst gesehen, daß sie nicht gekommen ist!“ rief Iwan Fedorowitsch ärgerlich.

„Vielleicht durch jenen Eingang?“

„Der Eingang ist verschlossen, und der Schlüssel, soviel ich weiß, in Ihrer eigenen Tasche.“

Da erschien Dimitri Fedorowitsch wieder im Saal. Er hatte natürlich jenen Eingang verschlossen gefunden; der Schlüssel befand sich tatsächlich in Fedor Pawlowitschs Tasche. Die Fenster aller Zimmer waren gleichfalls geschlossen. Folglich konnte Gruschenka unmöglich hinausgegangen sein.

„Halt ihn!“ kreischte Fedor Pawlowitsch wieder auf, als er Dimitri Fedorowitsch erblickte. „Er hat aus meinem Schlafzimmer Geld gestohlen.“

Im Augenblick hatte er sich von Iwan losgerissen und war auf Dimitri Fedorowitsch losgestürzt. Der aber packte plötzlich den Alten an den beiden letzten Haarbüscheln, die ihm noch an den Schläfen geblieben waren, riß ihn zur Seite und warf ihn dann mit aller Macht zu Boden. Dem Liegenden schlug er noch zwei-, dreimal mit dem Stiefelabsatz ins Gesicht. Der Alte stöhnte. Doch schon umfaßte Iwan Fedorowitsch seinen älteren Bruder, obgleich er längst nicht so stark war wie dieser, und riß ihn vom Vater fort. Mjoscha half ihm dabei mit seiner geringen Kraft, indem er den Bruder dabei von vorn umklammerte.

„Mitja, Wahnsinniger, du hast ihn totgeschlagen!“ rief Iwan.

„Das hat er auch verdient,“ schrie atemlos Dimitri. „Habe ich ihn aber noch nicht totgeschlagen, so werde ich es noch tun. Ihr werdet ihn nicht davor bewahren können.“

„Dimitri, geh sofort hinaus!“ rief Mjoscha gebieterisch.

„Alexei! Sag du es mir, dir allein werde ich glauben: War sie hier oder nicht? Ich habe selbst gesehen, wie sie am Zaun in der Querstraße hierher einbog. Ich rief sie an, und da lief sie fort.“

„Ich schwöre dir: sie war nicht hier. Es hat sie überhaupt niemand erwartet.“

„Aber ich habe sie selbst gesehen. Dann muß sie wohl . . . Ich werde sofort erfahren, wo sie ist. Leb wohl, Alexei! Dem Kerl jetzt von Geld kein Wort. Zu Katerina Iwanowna aber gehst du unverzüglich und sagst unbedingt: Er schickt seinen Abschiedsgruß. Gerade Abschiedsgruß und seine ergebenste Empfehlung! Beschreibe ihr die Szene!“

Inzwischen hatten Iwan und Grigori den Alten aufgehoben und in einen Lehnstuhl gesetzt. Sein Gesicht war blutig. Aber er war noch bei Besinnung und horchte gespannt auf Dimitris Reden. Er glaubte immer noch, daß Gruschenka irgendwo sich im Hause versteckt habe. Beim Fortgehen warf Dimitri Fedorowitsch ihm einen haßerfüllten Blick zu.

„Es tut mir nicht leid um dein Blut!“ rief er ihm zu, „hüte dich, Alter, und vergiß es nicht; auch ich vergesse nicht! Ich verfluche dich und sage mich für immer von dir los.“

Damit verließ Dimitri das Zimmer.

„Sie ist hier, ist bestimmt hier! Smerdjäkoff, Smerdjäkoff!“ krächzte kaum hörbar der Alte und winkte Smerdjäkoff zu sich heran.

„Sie ist nicht hier, lassen Sie es sich doch sagen, Sie verrückter Alter!“ schrie Iwan Fedorowitsch ihn wutbeben an.

„Jetzt wird er auch noch ohnmächtig! Wasser und ein Handtuch! Schlafe nicht, Smerdjäkoff!“

Erschrocken lief Smerdjäkoff nach dem Wasser. Fedor Pawlowitsch wurde schließlich ins Schlafzimmer gebracht, ausgekleidet und ins Bett gelegt; auf den Kopf bekam er eine Kompresse, die mit einem Handtuch umbunden wurde. Ganz schwach vom Kognak, von der starken Erregung und auch von den Schlägen, schloß er, sowie er das Kissen berührte, seine Augen und schlief sofort ein. Iwan Fedorowitsch und Aljoscha kehrten in den Saal zurück. Smerdjäkoff trug die Scherben der zerschlagenen Vase hinaus. Grigori stand aber in finsterem Schweigen am Tische.

„Willst du dich nicht auch lieber ins Bett legen und ein nasses Handtuch um den Kopf wickeln?“ wandte sich Aljoscha an Grigori. „Wir werden bei ihm bleiben. Tu es nur, Dimitri hat dich unvorsichtig auf den Kopf geschlagen.“

„Er hat mich geschlagen!“ sagte Grigori finster vor sich hin.

„Er hat auch den Vater geschlagen, nicht nur dich!“ bemerkte mit leisem Spott Iwan Fedorowitsch.

„Ich habe ihn eigenhändig gebadet, und er hat mich geschlagen!“ wiederholte Grigori.

„Hätte ich ihn nicht fortgerissen, dann hätte er den Alten wahrscheinlich totgeschlagen. Wieviel brauchte es, um ihn totzuschlagen?“ raunte Iwan Fedorowitsch Aljoscha zu.

„Gott behüte!“ erwiderte Aljoscha.

„Warum soll er denn behüten?“ fuhr Iwan mit boshaft verzerrtem Gesicht im gleichen Flüstertone fort. „Das eine Geschmeiß bringt das andere Geschmeiß um. Damit geschieht beiden recht!“

Aljoscha fuhr zusammen.

„Ich werde selbstverständlich einen Totschlag nicht zulassen, wie ich ihn heute auch verhindert habe. Bleibe hier, Aljoscha. Ich muß hinausgehen, mein Kopf schmerzt.“

Aljoscha ging zum Vater und saß ungefähr eine Stunde an seinem Bett hinter dem Schirm. Plötzlich öffnete der Alte die Augen und blickte Aljoscha lange schweigend an. Er schien sich des Vorgefallenen zu erinnern und nachzudenken. Mit einemmal drückte sich aber eine ungewöhnliche Erregung auf seinem Gesichte aus.

„Aljoscha,“ flüsterte er ängstlich, „wo ist Iwan?“

„Auf dem Hofe. Er klagte über Kopfschmerzen und gibt acht auf uns.“

„Gib mir den kleinen Spiegel; da steht er!“

Aljoscha gab ihm einen kleinen dreiteiligen Spiegel, der auf der Kommode stand. Der Alte warf einen neugierigen Blick hinein und betrachtete sich aufmerksam. Die Nase war ziemlich angeschwollen, und auf der Stirn war über der linken Augenbraue ein großer, blauer Fleck.

„Was sagt Iwan? Aljoscha, du mein einziger Sohn, ich fürchte mich vor Iwan, ich fürchte mich vor ihm mehr als vor Dimitri. Nur vor dir habe ich keine Furcht.“

„Du brauchst dich auch vor Iwan nicht zu fürchten. Iwan ist nur leicht gereizt. Aber er wird für dich eintreten und dich beschützen.“

„Aljoscha, aber er? Zu Gruschenka wollte er laufen! Mein Junge, sag mir die Wahrheit! War Gruschenka vorhin hier oder nicht?“

„Niemand hat sie hier gesehen. Es war nur eine Täuschung von ihm. Sie ist nicht hier gewesen.“

„Aber Mitja will sie heiraten, denke dir, heiraten.“

„Sie nimmt ihn nicht.“

„Sie nimmt ihn nicht, nimmt ihn um keinen Preis!“ rief der Alte in freudiger Erregung immer wieder, als habe man ihm nichts Angenehmeres mitteilen können. Stürmisch griff er nach Aljoschas Hand und drückte sie fest an sein Herz. In seinen Augen zeigten sich sogar Tränen. „Das Heiligenbild, weist du, von der Mutter Gottes, von dem ich vorhin er-

zählte, nimm du an dich. Ich erlaube dir auch wieder, ins Kloster zurückzukehren. Es war nur ein Scherz von mir, sei nicht böse. Mein Kopf schmerzt, Mjoscha. Beruhige du mein Herz, sag' die Wahrheit!"

„Willst du noch immer wissen, ob sie hier war oder nicht?“ fragte Mjoscha traurig.

„Nein, nein, ich glaube dir. Aber gehe du selbst zu Gruschenka oder suche sie irgendwie zu sehen. Frage sie so schnell wie möglich, errate es selbst mit deinen Augen: Zu wem will sie, zu mir oder zu ihm? Kannst du es, oder kannst du es nicht?“

„Wenn ich sie sehen sollte, werde ich sie fragen,“ sagte Mjoscha halblaut und etwas verlegen.

„Sie wird es dir nicht sagen,“ unterbrach ihn der Alte, „sie ist zu schlau dazu. Schliesslich fängt sie noch an, dich zu küssen, und sagt: sie wolle dich. Sie ist eine schamlose Betrügerin. Nein, du darfst nicht zu ihr gehen, darfst nicht, hörst du?“

„Es wäre auch wirklich nicht gut, wirklich nicht.“

„Wohin schickte er dich vorhin? Er rief dir noch zu: ‚Geh hin!‘ als er hinauslief.“

„Er schickt mich zu Katerina Iwanowna.“

„Nach Geld? Er will Geld haben?“

„Nein, nicht nach Geld.“

„Er hat kein Geld, keine Kopete. Weisst du, Alexei, ich werde mir die Sache in dieser Nacht überlegen. Du aber kannst gehen. Vielleicht triffst du sie. Aber morgen komm unbedingt wieder her, morgen früh. Ich will dir morgen ein Wörtchen sagen. Wirst du kommen?“

„Ja, ich werde kommen.“

„Wenn du kommst, tue so, als ob du von selbst kämst, um mich zu besuchen. Sage niemandem, daß ich dich gerufen habe. Auch Iwan sage kein Wort!“

„Gut.“

„Geh jetzt, mein Junge. Vorhin tratest du für mich ein. Das werde ich dir mein Lebenlang nicht vergessen. Morgen will ich dir etwas sagen. Nur muß ich noch etwas nachdenken.“

„Wie fühlst du dich denn jetzt?“

„Morgen stehe ich auf und werde ganz gesund sein, ganz gesund!“

Als Aljoscha über den Hof ging, traf er seinen Bruder Iwan auf der Bank an der Hofthür. Er schrieb mit der Bleifeder etwas in sein Notizbuch. Aljoscha teilte ihm mit, daß der Vater aufgewacht und bei voller Besinnung sei und ihm erlaubt habe, zur Nacht ins Kloster zurückzukehren.

„Aljoscha, es wäre mir sehr lieb, könnte ich dich morgen früh treffen,“ sagte aufstehend Iwan ungemein freundlich — mit einer Liebenswürdigkeit, die Aljoscha ganz unerwartet kam.

„Morgen bin ich bei Chochlakoffs,“ sagte Aljoscha, „und gehe dann vielleicht auch zu Katerina Iwanowna, wenn ich sie jetzt nicht treffen sollte.“

„Jetzt gehst du zu Katerina Iwanowna? Um den „Abschiedsgruß“ zu überbringen?“ fragte Iwan lächelnd. Aljoscha wurde verlegen.

„Ich habe, glaube ich, alles aus seinen Worten, die er dir zurief, erraten und noch aus einigen früheren Äußerungen. Dimitri hat dich bestimmt gebeten, zu ihr zu gehen und ihr zu sagen, daß er . . . mit einem Wort, seine Empfehlung anbringt.“

„Wanja! Wie wird diese ganze furchtbare Geschichte zwischen dem Vater und Dimitri noch enden?“ fragte Aljoscha angstvoll seinen Bruder.

„Das läßt sich nicht voraussagen. Vielleicht ohne alles und jedes; die Geschichte wird sich verlaufen. Das Frauenzimmer ist ein — Tier. Jedenfalls muß man auf den Alten im Hause aufpassen und Dimitri fernhalten.“

„Iwan, erlaube mir noch eine Frage. Hat denn wirklich jeder Mensch das Recht, im Hinblick auf die übrigen Menschen zu entscheiden, wer zum Leben berechtigt ist und wer nicht mehr?“

„Wozu hierzu die Frage nach der Würdigkeit des einzelnen hineinmischen? Diese Frage wird im Menschenherzen meist gar nicht nach der Würdigkeit entschieden, sondern nach ganz anderen, weit natürlicheren Dingen. Und das Recht? Wer hat nicht das Recht zu wünschen?“

„Doch nicht den Tod des anderen?“

„Warum schließlich nicht auch den Tod? Warum sich

selbst belügen, wenn alle Menschen so leben und am Ende überhaupt nicht anders leben können? Stellst du die Frage, weil ich sagte: ‚Ein Geschmeiß bringt das andere Geschmeiß um?‘ Laß mich in einem solchen Falle auch dich fragen: ‚Hältst du mich wie Dimitri für fähig, das Blut des Vaters zu vergießen, sagen wir: ihn zu erschlagen?‘

„Was fällt dir ein, Iwan! Nicht mit einem einzigen Gedanken habe ich daran gedacht! Auch Dimitri halte ich nicht für fähig.“

„Hab Dank dafür,“ sagte Iwan lächelnd. „Wisse, ich werde ihn immer beschützen. Doch meinen Wünschen lasse ich gegebenenfalls die vollste Freiheit. Also auf Wiedersehen bis morgen! Verurteile mich nicht und sieh mich nicht als einen Verbrecher an,“ fügte er mit einem Lächeln hinzu.

Sie drückten sich so fest die Hand, wie sie es früher nie getan hatten. Aljoscha fühlte, daß sein Bruder zuerst ihm einen Schritt näher trat, und daß es in einer bestimmten Absicht geschah.

Beide zusammen

Als Aljoscha das Haus seines Vaters verließ, war er noch niedergeschlagener und bedrückter, als er bei seinem Eintritt gewesen war. Sein Denken schien ihm gleichsam zerstreut und zerstückelt, und zugleich fürchtete er sich, das Verstreute zusammenzustellen und sich über Ursache und Bedeutung aller quälenden Widersprüche, die er an diesem Tage erfahren hatte, klare Rechenschaft abzulegen. Es war ein bedrückendes, unerklärliches Gefühl, das nahe an Verzweiflung grenzte, und das Aljoscha noch nie in seinem Herzen empfunden hatte. Über alle quälenden Rätsel und Fragen erhob sich turmhoch die eine verhängnisvolle Frage: Wie wird es zwischen Vater und Bruder wegen dieses entsetzlichen Weibes enden? Jetzt war er selbst Augenzeuge gewesen und hatte beide in ihrer Eifersucht gesehen.

Doch unglücklich, wirklich und furchtbar unglücklich konnte nur Dimitri sein; ihn erwartete zweifellos großes Leid. Jetzt aber stellte es sich heraus, daß es noch andere Menschen anging und vielleicht viel mehr, als Aljoscha sich früher gedacht hatte. Sogar etwas Räthselhaftes trat plötzlich auf. Sein Bruder Iwan war, was er schon lange gewünscht hatte, ihm näher getreten; und doch empfand er etwas wie Schrecken über die Annäherung. Und jene Frauen? Wie sonderbar! Vorhin war er unruhig und befangen gewesen, als er sich zu Katerina Iwanowna aufgemacht hatte; und jetzt beeilte er sich, schnell hinzukommen, gleich als ob er bei ihr Rat zu finden erwarte. Und doch war es jetzt schwerer, den Auftrag auszurichten als vorhin. Die Geldangelegenheit war endgültig entschieden, und Dimitri würde sich, sagte sich Aljoscha, für ehrlos und hoffnungslos verloren halten und sich darum gar nicht mehr zügeln, sondern sich kopfüber in den Abgrund stürzen. Zudem hatte er noch befohlen, Katerina Iwanowna auch die letzte Szene zu erzählen.

Es war schon sieben Uhr und dunkelte bereits, als Aljoscha bei Katerina Iwanowna eintrat. Sie hatte ein sehr geräumiges Haus an der Großen Straße gemietet. Aljoscha wußte, daß bei ihr zwei Tanten wohnten; doch war die eine nur die Tante ihrer Stiefschwester Agafja Iwanowna. Es war jene schweigsame Person, die sie damals im Hause ihres Vaters bei ihrer Rückkehr aus der Pension wie eine Magd bedient hatte. Die andere Tante hingegen war eine vornehme, aber gleichfalls arme Dame aus Moskau. Man erzählte sich, daß beide Katerina Iwanowna in allen Dingen gehorchten und nur als Anstandsdamen bei ihr wohnten. Katerina Iwanowna hörte indes nur auf ihre Gönnerin, die alte Generalin, die krankheitshalber in Moskau geblieben war, und der sie jede Woche zwei Briefe mit ausführlichen Nachrichten über sich schreiben mußte.

Als Aljoscha ins Vorzimmer trat und das Stubenmädchen, das ihm die Thür geöffnet hatte, bat, ihn zu melden, schien man im Saal bereits von seiner Ankunft zu wissen — vielleicht hatte man ihn vom Fenster aus gesehen. Aljoscha hörte nur ein Geräusch von forteilenden Frauenschritten und

Kleiderrauschen; es schienen sich zwei oder drei Frauen aus dem Zimmer zu entfernen. Es kam ihm sonderbar vor, daß sein Besuch eine solche Aufregung hervorrief. Doch bat man ihn sofort, in den Saal einzutreten. Es war ein großes, vornehmes, durchaus nicht kleinstädtisch eingerichtetes Zimmer. An den Wänden hingen Bilder, Vasen und Lampen standen auf größeren und kleineren, geschmackvoll gruppierten Tischen und auf besonderen Ständern viele Blumen. Da der Abend hereinbrach, war es etwas dunkel im Saale. Aljoscha bemerkte aber auf dem Sofa, auf dem noch vor kurzem jemand gegessen haben mußte, einen sonderbaren Überwurf und auf dem Tisch zwei noch halbgefüllte Tassen Schokolade, Gebäck, eine Kristallschale mit blauen Weintrauben und eine andere mit Süßigkeiten. Offenbar hatten die Damen Besuch gehabt. Aljoscha erriet, daß er gestört hatte, und runzelte die Stirn. Da wurde ein Vorhang zurückgeschlagen; Katerina Iwanowna trat schnell auf ihn zu und streckte ihm beide Hände entgegen. In demselben Augenblick brachte das Mädchen zwei brennende Lichter und stellte sie auf den Tisch.

„Gott sei Dank, daß Sie endlich gekommen sind! Den ganzen Tag habe ich Gott gebeten, er möge Sie zu mir schicken. Setzen Sie sich, bitte!“

Die Schönheit Katerina Iwanownas hatte schon früher auf Aljoscha Eindruck gemacht, als sein Bruder Dimitri ihn auf ihren ausdrücklichen Wunsch ihr vorgestellt hatte. Zu einem Gespräch war es damals zwischen ihnen nicht gekommen. Katerina Iwanowna war der Meinung gewesen, und hatte, gleichsam um ihn zu schonen, die ganze Zeit nur mit Dimitri Fedorowitsch gesprochen. Aljoscha hatte geschwiegen, beobachtet und vieles richtig erkannt. Ihn hatte das sichere Auftreten, die vornehme Liebenswürdigkeit, das Selbstbewußtsein des stolzen Mädchens in Erstaunen gesetzt, und Aljoscha gewahrte, daß Dimitri in seiner Schilderung nichts übertrieb. Er fand ihre großen, dunkelbraunen, klaren Augen wundervoll; sie paßten besonders gut zu ihrem länglichen, blassen Gesichte. Doch lag in diesen Augen und in den Linien der schöngeformten Lippen etwas, in das sein Bruder sich verliebt haben mochte, das ihn aber nicht lange zu fesseln im Stande war. Diese

Beobachtung teilte er auch seinem Bruder mit, als dieser nach dem Besuch ihn drängte, offen zu sagen, welchen Eindruck sie auf ihn gemacht habe.

„Du wirst mit ihr glücklich sein; aber vielleicht wird es kein ruhiges Glück sein.“

„Das ist es; solche Menschen bleiben, wie sie sind, geben sich mit ihrem Schicksal nicht zufrieden. Du meinst also: ich werde sie nicht immer lieben?“

„Lieben wirst du sie vielleicht immer, aber vielleicht nicht immer glücklich sein mit ihr.“

Als Aljoscha damals seine Meinung geäußert hatte, war er vor Ärger, daß er dem Drängen seines Bruders nachgegeben und so dumme Gedanken ausgesprochen, tief errötet; denn sofort, nachdem er es getan, war ihm seine Äußerung furchtbar dumm erschienen, und es war ihm furchtbar peinlich gewesen, daß er so voreilig geurteilt hatte. Wieviel größer war jetzt seine Verwunderung, als er schon beim ersten Blick auf Katerina Iwanowna sich sagen mußte, daß er sich damals vielleicht sehr getäuscht habe. Ihr Gesicht trug jetzt den Ausdruck unverfälschter, offener, freundlicher, aufrichtiger, lebhafter Herzlichkeit. Von dem ganzen früheren „Stolz und Hochmut“, die Aljoscha das erstemal so unangenehm berührt hatten, war nur noch ein entschlossener, fester Wille und ein klarer, mächtiger Glaube an sich selbst zu bemerken. Schon nach dem ersten Blick auf sie, schon nach den ersten Worten wußte Aljoscha, daß ihr die ganze Tragik ihres Verhältnisses zu dem von ihr so geliebten Menschen durchaus kein Geheimnis war, daß sie vielleicht alles begriff. Trotzdem lag ein heller Schein auf ihrem Gesichte, soviel Glaube an die Zukunft. Aljoscha fühlte sich ernstlich schuldig vor ihr, und es war ihm fast, als sei er es mit Absicht geworden. Sie hatte ihn sofort gewonnen. Außerdem fiel ihm auch schon nach den ersten Worten auf, daß sie sehr erregt war, was bei ihr nur selten vorkam.

„Ich habe Sie so sehnsüchtig erwartet, weil ich nur von Ihnen allein die ganze Wahrheit erfahren kann.“

„Ich bin gekommen . . .“, begann Aljoscha verwirrt, „er hat mich geschickt.“

„Er hat Sie geschickt, ich dachte es mir. Jetzt weiß ich alles!“ rief Katerina Iwanowna mit funkelnden Augen. „Warten Sie, Alexei Fedorowitsch, ich will Ihnen zuerst sagen, warum ich Sie erwartete. Ich weiß vielleicht mehr als Sie selbst; ich brauche keine Nachrichten von Ihnen, sondern etwas anderes, Ihre eigene, persönliche Meinung will ich, den Eindruck will ich wissen, den er zuletzt auf Sie gemacht hat. Sie sollen mir ganz aufrichtig, rücksichtslos sagen, wie Sie nach Ihrem heutigen Wiedersehen über ihn urteilen. Das wird vielleicht noch besser sein, als wenn ich, zu der er nicht mehr kommt, mich persönlich mit ihm aussprechen würde. Verstehen Sie, was ich von Ihnen will? Jetzt sagen Sie mir, womit er Sie zu mir geschickt hat — ich wußte, daß er Sie zu mir schicken würde — sprechen Sie ganz offen, sagen Sie alles bis aufs letzte Wort!“

„Er sagte mir: ich solle Ihnen seinen Abschiedsgruß überbringen und mitteilen, daß er nicht mehr kommen werde und grüßen läßt.“

„Seinen Abschiedsgruß? Hat er das so gesagt, sich so ausgedrückt?“

„Ja.“

„Vielleicht flüchtig, nebensächlich, ohne genau an das Wort zu denken?“

„Nein, er befahl gerade, ich solle dieses Wort überbringen: seinen Abschiedsgruß. Er bat mich dreimal darum, damit ich es nicht vergäße.“

Katerina Iwanowna schoß das Blut ins Gesicht.

„Helfen Sie mir jetzt, Alexei Fedorowitsch; jetzt bedarf ich Ihrer Hilfe. Ich werde Ihnen zuerst sagen, was ich denke; und Sie sollen mir nur sagen, ob Sie es für richtig halten oder nicht. Also hören Sie. Wenn er Ihnen nur ganz flüchtig aufgetragen hätte, mir seinen Abschiedsgruß zu überbringen, ohne auf dem Worte zu bestehen, ohne es zu betonen, so wäre alles aus. Das wäre das Ende! Wenn er aber besonders auf diesem Worte bestand, wenn er Sie besonders beauftragt hat, mir gerade den Abschiedsgruß zu überbringen, so muß er sehr erregt, außer sich gewesen sein. Er entschloß sich vielleicht erst und erschrak vor seinem Entschlusse.

Er ist nicht festen Schrittes von mir fortgegangen, sondern hat sich in den Abgrund hineingestürzt. Die ausdrückliche Betonung dieses Wortes kann nur Prahlerei gewesen sein."

"Ja, ja," bestätigte Aljoscha lebhaft, „jetzt scheint es mir auch so."

„Wenn das aber ist, dann ist er noch nicht verloren. Er ist nur sehr verzweifelt; aber ich kann ihn noch retten. Warten Sie: Hat er zu Ihnen nicht etwas von Geld gesprochen, von dreitausend Rubeln?"

„Er hat nicht nur davon gesprochen, sondern gerade dies bedrückte ihn am meisten. Er sagte: er sei jetzt ehrlos geworden, und jetzt sei ihm schon alles gleich," antwortete Aljoscha erregt, da er fühlte, wie sich von neuem Hoffnung in seinem Herzen regte, daß es wirklich noch eine Rettung für seinen Bruder gab. „Aber wie wissen Sie etwas von diesem Gelde?" fragte er plötzlich erschrocken und verstummte.

„Schon lange und ganz genau. Ich telegraphierte nach Moskau und erfuhr sofort, daß man das Geld nicht erhalten hatte. Er hatte das Geld also nicht abgeschickt! Aber ich schwieg. In der vorigen Woche erfuhr ich dann, wie sehr er gerade damals das Geld nötig gehabt hatte, und wie sehr er es noch jetzt nötig hat. Ich habe nur ein einziges Ziel ständig vor Augen. Er soll wissen, zu wem er immer zurückkehren kann und wer sein treuester Freund ist. Er will nicht glauben, daß ich es bin. Nicht einmal näher kennen lernen will er mich. Er sieht in mir eben nur das Weib. Diese ganze Woche hat mich nur die einzige Sorge gequält: Was soll ich tun, damit er sich nicht der Verausgabung dieser Dreitausend vor mir schämt? Mag er sich schämen vor allen, vor sich selbst; vor mir soll er sich nicht schämen. Gott gesteht er doch alles, ohne sich zu schämen. Warum weiß er immer noch nicht, wieviel ich für ihn ertragen kann? Warum kennt er mich nicht? Wie darf er mich noch immer nicht kennen nach allem, was schon geschehen ist? Ich will ihn für immer retten; mag er mich seinetwegen als seine Braut vergessen. Jetzt fürchtet er sich vor mir — wegen seiner Ehre? Ihnen alles zu sagen, hat er sich doch nicht gefürchtet. Warum habe ich denn noch nicht dasselbe Vertrauen verdient?"

Die letzten Worte sprach sie mit Tränen in den Augen. „Ich muß Ihnen noch mitteilen,“ sagte Aljoscha mit zitternder Stimme, „was geschehen ist, kurz bevor ich herkam.“

Er erzählte ihr den ganzen Auftritt: Daß Dimitri ihn zum Vater mit der Bitte um Geld geschickt hatte, wie er dann selbst hineingestürzt war, den Vater geschlagen und ihm, Aljoscha, nochmals eindringlich befohlen hatte, den „Abschiedsgruß“ zu überbringen. „Und dann ging er zu jener,“ schloß Aljoscha leise.

„Sie glauben, daß ich das nicht überwinden kann? Er glaubt, daß ich es nicht kann? Aber er wird sie ja nicht heiraten!“ Sie lachte nervös auf. „Kann denn ein Karamasoff ewig in dieser Leidenschaft beharren? Das ist Leidenschaft, aber nicht Liebe. Er wird sie nicht heiraten, denn sie wird ihn nicht heiraten,“ sagte sie wieder mit sonderbarem Lachen.

„Er wird sie vielleicht doch heiraten,“ erwiderte Aljoscha und senkte traurig den Blick zu Boden.

„Ich sage Ihnen, er wird sie nicht heiraten! Dieses Mädchen ist ein Engel, wissen Sie das auch? Wissen Sie das?“ rief Katerina Iwanowna in auffallender Erregung. „Es ist das eigenartigste aller eigenartigen Geschöpfe. Ich weiß, wie bezaubernd sie ist; aber ich weiß auch, wie gut sie ist, wie charakterfest, wie edel. Warum sehen Sie mich so an, Alexei Fedorowitsch. Wundern Sie meine Worte, oder glauben Sie mir vielleicht nicht? Agrafena Alexandrowna, mein Engel!“ rief sie plötzlich jemandem zu, der Tür des Nebenzimmers zugewandt, „kommen Sie zu uns; hier ist ein lieber Mensch, Alexei Karamasoff. Er weiß alles, zeigen Sie sich ihm!“

„Ich wartete die ganze Zeit hinter dem Vorhange nur darauf, daß Sie mich rufen,“ antwortete eine weiche Frauenstimme.

Der Vorhang wurde zurückgeschlagen — und Gruschenka trat lachend ins Zimmer und näherte sich dem Tisch. Aljoscha empfand, wie ihn etwas durchzuckte. Er umfaßte sie geradezu mit seinem ganzen Blick und konnte die Augen nicht wieder von ihr abwenden. Das war sie also, dieses entsetzliche Weib, dieses

„Tier“, wie sich vor einer halben Stunde Iwan über sie geäußert hatte. Jetzt stand sie vor ihm, auf den ersten Blick ein Geschöpf wie andere, ein gutes, liebes Ding, zwar ein hübsches Weib, aber in keiner Weise sich hervortuend. Sie war eine russische Schönheit, wie sie von vielen geliebt wird. Ziemlich hochgewachsen, war sie doch noch kleiner als Katerina Iwanowna, recht voll gebaut, mit weichen, gleichsam lautlosen Körperbewegungen. Sie kam nicht wie Katerina Iwanowna festen Schrittes ins Zimmer; unhörbar näherte sie sich. Keinen Schritt hörte man auf dem Fußboden. Weich ließ sie sich auf den Lehnstuhl nieder, weich rauschte ihr prachtvolles Seidenkleid, und verzärtelt hüllte sie ihren weißen Hals und ihre breiten Schultern in einen teuren, schwarzen Schal. Sie war zweiundzwanzig Jahre alt; auf ihrem Gesichte las man genau dieses Alter. Ihre Farbe war sehr weiß; nur auf den Lippen zeigte sich ein blasrosa Schimmer. Das Gesicht war vielleicht etwas zu breit, und der untere Kiefer trat ein wenig vor. Die Oberlippe war schmal und fein, die Unterlippe dagegen voller und beinahe wie geschwollen. Aber ihr prächtiges, reiches, dunkelblondes Haar, die dunklen, feingezeichneten Augenbrauen und ihre wundervollen, graublauen Augen mit den langen Wimpern hätten selbst den gleichgültigsten Menschen, ganz gleich wo, in der Volksmenge, auf dem Spaziergang, im Gedränge auf der Straße gezwungen, vor diesem Gesichte stehen zu bleiben und es für lange der Erinnerung einzuprägen. Den größten Eindruck machte auf Aljoscha der kindlich gutmütige Ausdruck des Gesichtes. Sie sah ihn an wie ein Kind, freute sich wie ein Kind und freute sich gerade, als sie auf beide zutrat, wie wenn sie mit kindisch ungeduldiger, zutraulicher Neugier etwas Besonderes erwartete. Ihr Anblick machte das Herz froh — so empfand Aljoscha. Freilich war noch etwas in ihrem Wesen, worüber er sich keine Rechenschaft hätte geben können, vielleicht weil es ihm fremd war, das aber auch auf ihn seinen Eindruck nicht verfehlte, nämlich wieder diese Weichheit, Zartheit ihrer Bewegungen, diese lakonartige Unhörbarkeit ihrer Schritte. Und doch war es eine starke, volle Gestalt. Unter dem weichen Schal zeichneten sich weiche, volle Schultern ab, eine hohe, noch ganz jugendliche Brust. Kenner

russischer Frauenschönheit hätten vielleicht bei Gruschenkas Anblick erklärt, daß so frische, noch jugendliche Schönheiten schon mit dreißig Jahren das Ebenmaß einbüßten, daß auch das Gesicht dann schon verschwommen aussieht, daß um die Augen herum und auf der Stirn sehr schnell Fältchen entstehen und die Gesichtsfarbe ihre Zartheit verliert und in ein Rot übergeht. Mit einem Wort: es ist eine flüchtige Schönheit, eine Schönheit des Augenblicks, wie man sie gerade bei russischen Frauen so häufig findet. Daran dachte jedoch Aljoscha nicht beim Eintritt Gruschenkas. Aber wie bezaubert er auch war, so fragte er sich mit einer gewissen unangenehmen Empfindung: Warum zieht sie die Worte so in die Länge, warum spricht sie nicht natürlich? Sie tat es augenscheinlich, weil sie eine solche Aussprache schön fand. Es war natürlich nur eine dumme Angewohnheit, die von ihrer geringen Bildung und ihrer von Kindheit auf falschen Auffassung des Vornehmen zeugte. Aljoscha erschien dieses singende Sprechen der Worte fast wie ein unmöglicher Widerspruch zu dem kindlich offenerzigen und gutmütig heiteren Gesichtsausdruck, zu dem stillen, glücklichen Leuchten ihrer Kinderaugen! Katerina Iwanowna zog sie sofort auf den Lehnstuhl neben sich und küßte sie entzückt mehrmals auf die lachenden Lippen. Sie schien geradezu verliebt in ihren Gast.

„Wir sehen uns heute zum erstenmal, Alexei Fedorowitsch,“ sagte sie ganz begeistert; „ich wollte sie kennen lernen, sie sehen; ich wollte selbst zu ihr gehen, sie kam aber schon auf meine erste Bitte zu mir. Ich wußte, daß wir beide alles gutmachen würden. Mein Herz fühlt es voraus. Man hat mich himmelhoch, diesen Schritt zu unterlassen; doch ich ahnte, daß hier die Rettung war. Gruschenka hat mir alles erzählt und alle ihre Absichten dargelegt. Sie ist wie ein guter Engel zu mir gekommen und hat mir Ruhe und Freude gebracht.“

„Sie haben mich nicht verachtet, liebes, teures Fräulein,“ sagte Gruschenka in ihrem gedehnten, singenden Tone und immer noch mit dem gleichen frohen Lächeln.

„Sagen Sie mir nie so etwas wieder, Sie schlimme Zauberin! Sie und verachten! Ich werde gleich nochmals Ihre Lippen küssen. Sie sind bei Ihnen ganz wie geschwollen;

damit sie noch mehr anschwellen, küsse ich sie und werde sie wieder küssen. Wie sie lacht, Alexei Fedorowitsch! Das Herz lacht einem, wenn man diesen Engel ansieht.“

Mjoscha war rot im Gesicht und zitterte. Es war ein bebendes, unerklärliches Zittern.

„Sie verhätscheln mich, liebes Fräulein; ich verdiene Ihre Liebkosung vielleicht gar nicht.“

„Nicht verdienen! Sie sollen sie gar nicht verdienen!“ rief mit demselben Entzücken Katerina Iwanowna. „Wissen Sie auch, Alexei Fedorowitsch, daß wir ein launisches Köpfchen, ein eigenwilliges, stolzes Herzchen haben! Wir sind edel, Alexei Fedorowitsch, wir sind großmütig, wissen Sie das auch? Wir waren nur unglücklich. Wir waren nur zu schnell bereit, einem unwürdigen oder vielleicht nur leichtsinnigen Menschen jedes Opfer zu bringen. Es war einmal jemand, auch ein Offizier, den gewannen wir lieb und gaben ihm alles; das war schon vor langer Zeit – vor fünf Jahren war es; er aber vergaß uns und heiratete eine andere. Jetzt ist er verwitwet, jetzt hat er geschrieben und kommt her – und wissen Sie auch, daß wir ihn allein die ganze Zeit über geliebt haben bis auf den heutigen Tag? Er wird herkommen, und Gruschenka wird wieder glücklich sein; doch diese ganzen fünf Jahre hindurch war sie unglücklich. Wer kann ihr etwas vorwerfen, wer sich ihrer Zuneigung rühmen? Nur dieser eine gelähmte Greis – dieser Kaufmann; aber er war eher unser Vater, unser Freund und Beschützer. Er fand uns damals in der Verzweiflung, in Qualen, verlassen von dem, den wir über alles liebten. Sie wollte sich damals ertränken; der Alte hat sie aber errettet.“

„Sie verteidigen mich gar zu sehr, mein liebes Fräulein, Sie übertreiben,“ sang wieder Gruschenka.

„Ich verteidige? Wie soll ich darauf kommen, und darf hier überhaupt jemand wagen, etwas zu verteidigen? Gruschenka, mein Engel, geben Sie mir Ihr Händchen. Sehen Sie doch, Alexei Fedorowitsch, dieses weiche, reizende Händchen! Es hat mir Glück gebracht und mich wieder aufgerichtet, und dafür werde ich es gleich küssen!“

Dreimal küßte sie ganz verzückt Gruschenkas reizendes

Händchen. Diese ließ es unter hellem Lachen geschehen. Es war ihr augenscheinlich sehr angenehm, daß das „liebe Fräulein“ ihre Hand küßte.

„Vielleicht geht das Entzücken etwas zu weit,“ fuhr es Aljoscha flüchtig durch den Sinn. Er errötete. Sein Herz war die ganze Zeit über so sonderbar unruhig.

„Beschämen Sie mich doch nicht, indem Sie mir in Alexei Fedorowitschs Beisein so die Hand küssen.“

„Wollte ich Sie denn damit beschämen?“ fragte Katerina Iwanowna leise verwundert. „Wie falsch Sie mich verstehen!“

„Sie verstehen mich vielleicht auch gar nicht recht, liebes Fräulein; ich bin viel schlechter, als ich vor Ihnen scheine. Im Herzen bin ich schlecht und eigensinnig. Den armen Dimitri Fedorowitsch habe ich seinerzeit aus reiner Spottlust an mich gefesselt.“

„Aber jetzt retten sie ihn selbst! Sie haben es mir versprochen. Sie werden ihm Vernunft zureden, werden ihm sagen, daß Sie einen anderen lieben, schon lange, und daß er Sie heiraten will.“

„Das habe ich Ihnen nicht versprochen; Sie haben es selbst gesagt. Ich habe so etwas gar nicht versprochen.“

„Dann habe ich Sie nicht recht verstanden,“ sagte Katerina Iwanowna etwas leiser und wurde ein wenig blaß. „Sie versprachen . . .“

„Ach nein, Sie Engel, davon habe ich nichts versprochen,“ unterbrach Gruschenka sie ruhig und leise, immer mit demselben heiteren, unschuldsvollen Ausdruck. „Da sehen Sie schon, wertes Fräulein, wie schlecht und eigensinnig ich bin. Wenn ich etwas will, tue ich es auch. Vorhin habe ich Ihnen vielleicht etwas versprochen; aber jetzt denke ich: Er gefällt mir wieder, Mitja meine ich – gefiel er mir doch schon einmal sehr; fast eine ganze Stunde lang gefiel er mir. Jetzt werde ich vielleicht gehen und ihm sofort sagen, daß er fortan bei mir bleiben soll. Sehen Sie, wie unbeständig ich bin!“

„Vorhin sprachen Sie ganz anders,“ flüsterte Katerina Iwanowna kaum hörbar.

„Vorhin! Mein Herz ist einmal zärtlich und dumm. Wenn man bedenkt, was er meinerwegen ertragen hat! Und

komme ich nach Hause, und es tut mir leid um ihn — was dann?“

„Ich hatte nicht erwartet . . .“

„Ach, Fräulein, wie gut und edel Sie jetzt im Vergleich zu mir erscheinen! Jetzt werden Sie mich dummes Geschöpf nicht mehr lieb haben, weil ich einen solchen Charakter habe. Geben Sie mir Ihr liebes Händchen, Sie Engel,“ bat sie zärtlich und nahm fast andächtig die Hand Katerina Iwanownas. „Jetzt, liebes Fräulein, werde ich Ihr Händchen nehmen und ebenso küssen, wie Sie meine Hand küßten. Sie küßten dreimal; ich müßte Sie dreihundertmal küssen, um es quittzumachen. Vielleicht werde ich noch ganz Ihre Sklavin werden und Ihnen alles sflavisch zu Gefallen tun. Wie Gott will, so mag es sein, ohne alle Besprechungen und Versprechungen untereinander. Ihr liebes Händchen, Fräulein! Sie unglaubliche Schönheit!“

Sie zog wirklich die Hand an ihre Lippen, allerdings in der sonderbaren Absicht, die Küsse zu „quittieren“. Katerina Iwanowna zog ihre Hand nicht fort. Mit scheuer Hoffnung vernahm sie die letzten Worte und das eigenartige Versprechen Gruschenkas, ihr vielleicht alles „sflavisch“ zu Gefallen tun zu wollen. Gespannt sah sie ihr in die Augen. In diesen Augen gewahrte sie immer noch denselben offenerzigen, treuherzigen Ausdruck, immer dieselbe ungeteilte Heiterkeit. „Sie ist vielleicht nur sehr kindisch,“ dachte Katerina Iwanowna mit neuer Hoffnung im Herzen.

Gruschenka zog inzwischen die Hand immer höher an ihre Lippen. Doch kurz vor ihren Lippen zögerte sie und hielt inne, als ob sie über etwas nachdenke.

„Wissen Sie was, Sie Engel,“ sagte sie mit ihrem zärtlichen Tonfall, „ich werde Ihr Händchen jetzt nicht küssen.“ Dabei lachte sie hell auf.

„Wie Sie wollen . . . Was sagen Sie?“ fuhr Katerina Iwanowna jäh auf.

„Behalten Sie es als Erinnerung, daß Sie meine Hand geküßt haben, ich die Ihre aber nicht.“ Ein eigener Schein leuchtete in Gruschenkas Augen. Fest sah sie Katerina Iwanowna an.

„Unverschämte!“ stieß plötzlich Katerina Iwanowna hervor, als habe sie mit einemmal etwas begriffen. Sie wurde feuerrot und sprang auf. Ohne sich zu beeilen, erhob sich auch Gruschenka.

„Ich werde es gleich Mitja erzählen, wie Sie mir dreimal die Hand geküßt haben, ich aber die Ihre nicht. Wie er darüber lachen wird.“

„Hinaus, Sie gemeines Geschöpf, hinaus!“

„Schämen Sie sich, Fräulein, schämen Sie sich! Das steht Ihnen gar nicht zu, liebes Fräulein!“

„Hinaus, feile Dirne!“ schrie Katerina Iwanowna. Jeder Nerv zitterte in ihrem verzerrten Gesicht.

„Also schon feil. Und Sie sind selbst als junges Ding in der Dämmerung zu Herren nach Geld gegangen, um Ihre Schönheit zu verkaufen. Das weiß ich!“

Katerina Iwanowna stieß einen kurzen Schrei aus und wollte sich auf ihren Gast stürzen. Doch gelang es Aljoscha noch, sie mit aller Gewalt zurückzuhalten.

„Kein Wort mehr, keinen Schritt! Sagen Sie nichts, antworten Sie nicht. Sie geht schon; sie wird sogleich gehen.“

In demselben Augenblick stürzten auf ihren Schrei beide Tanten in den Saal und ihnen nach das Stubenmädchen. Alle liefen zu ihr und umringten sie.

„Ich gehe,“ sagte Gruschenka und nahm ihren Umwurf vom Sofa. „Aljoscha, mein Lieber, begleite mich!“

„Machen Sie, daß Sie fortkommen!“ rief Aljoscha ihr zu.

„Lieber Aljoscha, begleite mich! Ich werde dir unterwegs was Schönes erzählen! Nur für dich, Aljoscha, habe ich diesen Auftritt gespielt. Begleite mich, Liebling, wirst später zufrieden sein.“

Aljoscha wandte sich von ihr ab. Laut lachend lief Gruschenka aus dem Hause.

Katerina Iwanowna hatte einen Nervenanstfall. Sie schluchzte, konnte keine Luft bekommen, fürchtete zu ersticken. Alle bemühten sich um sie.

„Ich habe Sie gewarnt,“ sagte die ältere Tante, „und Sie immer von diesem Schritte abzuhalten versucht. Sie sind viel zu unbesonnen. Wie kann man als Dame so etwas tun!“

Sie kennen diese Geschöpfe nicht; und die hier soll die Schlimmste von allen sein. Nein, Sie sind viel zu eigenfönnig!"

„Warum hielten Sie mich zurück? Alexei Fedorowitsch?“ schrie Katerina Iwanowna außer sich. „Warum hielten Sie mich zurück? Ich hätte sie verprügelt!“

Es war ihr unmöglich, sich vor Aljoscha zusammenzunehmen. Vielleicht wollte sie es auch gar nicht.

„Peitschen muß man sie, auf dem Schafott, durch den Henker, öffentlich!“

Erschrocken zog sich Aljoscha zur Tür zurück.

„O Gott!“ rief händeringend Katerina Iwanowna. „So unehrenhaft hat er handeln können! Er hat dieser Dirne erzählt, was damals geschehen ist, an jenem schrecklichen, entsetzlichen Tage! Und Sie sind selbst nach Geld gegangen, um Ihre Schönheit zu verkaufen!“ Sie weiß das. Ihr Bruder ist ein Schuft, Alexei Fedorowitsch!“

Aljoscha wollte etwas sagen, fand aber kein Wort. Sein Herz krampfte sich zusammen vor Schmerz.

„Gehen Sie fort, Alexei Fedorowitsch. Ich schäme mich, mir ist so furchtbar zumute! Morgen . . . ich flehe Sie an, kommen Sie morgen! Verurteilen Sie mich nicht; ich weiß noch nicht, was ich mit mir machen werde.“

Dem Weinen nahe trat Aljoscha auf die Straße. Er wankte. Da kam ihm das Stubenmädchen nachgelaufen.

„Das gnädige Fräulein hat vergessen, Ihnen diesen Brief von Fräulein Chochlakowa zu übergeben. Er lag seit heute mittag bei ihr.“

Mechanisch nahm Aljoscha den kleinen rosa Briefumschlag und steckte ihn völlig unbewußt in die Tasche.

Noch ein verlorener Ruf

Das Kloster war nur etwas über eine Werst von der Stadt entfernt. Aljoscha schritt eilig aus auf der um diese Zeit ganz einsamen Straße. Die Nacht brach an. Auf dreißig Schritt konnte man die Gegenstände nur schwer unterscheiden. Unterwegs auf der Hälfte des Weges kam ein Kreuzweg. Dort stand an einem Weidenbaum eine menschliche Gestalt. Kaum hatte Aljoscha den Kreuzweg erreicht, da stürzte sich ihm die Gestalt entgegen und rief mit grimmig wilder Stimme:

„Den Beutel oder das Leben!“

„Ach, du bist es, Mitja!“ sagte höchst erstaunt Aljoscha, der anfangs doch zusammengefahren war.

„Hahaha! Das hattest du wohl nicht erwartet? Ich fragte mich: wo soll ich ihn erwarten? Bei ihrem Hause? Von dort führen drei Wege hierher, und ich konnte dich verfehlen. Endlich verfiel ich darauf, hier zu warten. Hier muß er unbedingt vorübergehen, dachte ich; einen anderen Weg gibt es nicht zum Kloster. Schone mich nicht, sage die Wahrheit! Was ist mit dir?“

„Nichts, Mitja. Es war der Schreck. Ach Dimitri! Vorher das Blut unsers Vaters . . .“ Aljoscha schluchzte auf. Schon lange war er nahe am Weinen gewesen; jetzt war ihm, als zerreiße etwas in seiner Seele. „Du hättest ihn beinahe erschlagen . . . Du verfluchtest ihn . . . und jetzt scherzest du hier: Beutel oder Leben!“

„Ach so! Unpassend, nicht? Paßt nicht zu meiner Lage?“

„Das nicht . . . ich war nur so . . .“

„Warte, bleibe stehen. Sieh, wie dunkel die Nacht ist, wie dunkel die Wolken sind und wie sich der Wind aufgetan hat! Ich hatte mich hier bei der Weide versteckt und erwartete dich. Da kam mir der Gedanke: Wozu sich noch weiter plagen, worauf noch weiter warten? Ein Taschentuch hast du, ein Hemd hast du, eine Schlinge läßt sich im Augenblick zusammen-

drehen, kannst sie noch obendrein anfeuchten und — die Erde nicht mehr beschweren, sie nicht mehr durch dein gemeines Leben entehren! Da höre ich, wie ein Mensch kommt. Du bist es! Da war mir, als wenn etwas von mir abfalle! Es gibt doch noch einen Menschen, den ich liebhave, da kommt er, dieser Mensch, mein Bruder, den ich am liebsten auf der Welt habe, den einzigen, den ich wirklich von Herzen liebhave! In diesem Augenblick warst du mir so lieb, daß ich dachte: Falle ihm um den Hals und küsse ihn! Da kam aber der dumme Gedanke dazwischen: Mache einen Scherz und erschrecke ihn. So schrie ich denn wie ein alter Esel: „Den Beutel oder das Leben!“ Verzeih die Narrheit; es ist doch nur Unsinn. Drinnen im Herzen ist es auch bei mir anständig. — Aber jetzt sag mir, wie es dort war. Was sagte sie? Schlag mich zu Boden! Brauchst mich nicht zu schonen! Sie geriet wohl außer sich?“

„Nein, Mitja. Es war ganz anders, Mitja. Ich traf beide zusammen an.“

„Welche beiden?“

„Gruschenka war bei Katerina Iwanowna.“

Dimitri fuhr zurück.

„Unmöglich!“ stieß er hervor, „du phantasierst! Gruschenka bei ihr?“

Aljoscha erzählte ihm alles, was er gesehen und gehört hatte. Die bedeutungsvollsten Worte, die wichtigsten Bewegungen hob er hervor und gab häufig nur durch eine kurze Bemerkung sein eigenes Urteil wieder. Schweigend hörte Dimitri zu und blickte starr mit einer sonderbaren Unbeweglichkeit vor sich hin. Doch Aljoscha sah, daß er alles verstanden hatte und den ganzen Zusammenhang durchschaute. Je weiter Aljoscha in der Erzählung kam, wurde sein Gesicht nicht etwa nur finster, sondern drohend. Er runzelte die Stirn und presste die Zähne aufeinander. Sein Blick wurde gleichsam noch unbeweglicher, starrer, furchtbarer. Um so unerwarteter war es, als sich auf einmal unglaublich schnell sein ganzes Gesicht, das bis dahin zornig und wild gewesen war, veränderte. Die zusammengepressten Lippen öffneten sich, Dimitri Fedorowitsch brach in ein unbezwingbares Lachen aus. Er

schüttelte sich buchstäblich vor Lachen und konnte lange Zeit überhaupt nicht sprechen.

„Sie hat die Hand wirklich nicht geküßt? Und sie ist fortgelaufen?“ rief er in höchstem Entzücken — in schamlosem Entzücken, könnte man vielleicht sagen, wenn es nicht so ungekünstelt gewesen wäre. „Aufs Schafott soll man sie bringen? Das müßte man, das ist auch meine Meinung: schon lange müßte man es! Meinetwegen aufs Schafott, aber vorher muß man geheilt werden. Ich erkenne die Fürstin der Unverschämtheit; so ist sie ganz und gar! In diesem Händchen hat sie sich ganz ausgesprochen, darin liegt das ganze teuflische Weib. Das ist die Fürstin aller teuflischen Weiber, wie man sie sich nur denken kann! Also nach Hause ist sie gelaufen. Ich wollte schon . . . Dann werde ich schnell zu ihr eilen, Aljoscha, sei mir nicht böse, ich gebe vollkommen zu, daß es zu wenig wäre, sie zu erdroffeln.“

„Aber Katerina Iwanowna?“ fragte Aljoscha traurig.

„Auch die durchschaue ich jetzt wie nie zuvor! Das ist eine wahre Entdeckung aller vier Erdteile, aller fünf! Ein solcher Schritt! Das ist dieselbe Katjenka, die in dem hochherzigen Entschlusse, den Vater zu retten, sich nicht scheute, zu einem dummen, rohen Offizier in der Dämmerung zu laufen, wobei sie riskierte, unsagbar beleidigt zu werden. Aber der Stolz! Das Bedürfnis zu wagen! Das Schicksal herauszufordern! Die Tante hat sie aufgehalten? Diese Tante, weißt du, ist eine eigenmächtige Person, ist ja die leibliche Schwester jener Generalin in Moskau. Früher hat sie die Nase noch höher gehalten als Katja. Aber da wurde ihr Mann wegen Bestehens der Kronkasse verurteilt; er verlor alles, sein ganzes Hab und Gut. Seine stolze Frau Gemahlin stimmte darauf den Ton etwas herab, hat ihn auch seit jener Zeit nicht wieder auf die alte Höhe gebracht. Also sie hat Katja zurückgehalten, und die hat natürlich nicht auf sie gehört. Ich kann alles besiegen,“ denkt sie, „mir ist alles untertan; wenn ich will, bezaubere ich auch Gruschenka,“ und hat sich natürlich selbst aufgestachelt. Du glaubst, sie habe als erste Gruschenkas Hand in schlauer Berechnung geküßt? Nein, sie hatte sich wirklich in Gruschenka verliebt, das heißt: nicht in Gruschenka, sondern in ihren eige-

nen Gedanken. Aljoscha, wie bist du nur von ihnen losgekommen, wie hast du dich in Sicherheit gebracht? Bist du einfach fortgelaufen mit aufgenommenen Kockschößen? *Hahaha!*“

„Dimitri, es ist dir, glaube, nicht einmal in den Sinn gekommen, wie beleidigend es für Katerina Iwanowna war, daß du Gruschenka von jenem Tage erzählt hast, so daß diese ihr hat ins Gesicht schleudern können: ‚Sie sind doch selbst zu Herren gegangen, um ihre Schönheit zu verkaufen.‘ Gibt es denn noch eine größere Beleidigung als diese?“

Am meisten quälte Aljoscha der Gedanke, daß sein Bruder sich über Katerina Iwanownas Demütigung zu freuen schien, obschon es natürlich ganz ausgeschlossen war.

„Ach, Teufel!“ Dimitri Fedorowitschs Gesicht verfinsterte sich plötzlich unheimlich und er schlug sich mit der Hand vor die Stirn. Erst jetzt verfiel er darauf, obgleich Aljoscha alles erzählt und nichts verschwiegen hatte, auch nicht Katerina Iwanownas Ruf: ‚Ihr Bruder ist ein Schuft!‘ — „Es kann wirklich sein, daß ich Gruschenka von jenem entsetzlichen Tage, wie Katja sagte, erzählt habe. Wichtig ich habe es ihr erzählt, ich weiß, ich weiß! Es war damals in Mokroje, ich war betrunken, die Zigeunerinnen sangen. Aber ich schluchzte, lag auf den Knien und betete zu Katja, und Gruschenka verstand mich. Sie weinte doch selbst. Aber konnte es denn heute anders sein? Damals weinte sie — jetzt den Dolch ins Herz! So sind die Weiber!“

Er verstummte und dachte nach.

„Ja, ich bin ein Schuft, das steht fest!“ sprach er plötzlich mit düsterer Stimme vor sich hin. „Einerlei, geweint oder nicht geweint! Kannst melden, daß ich die Bezeichnung annehme, wenn das zu trösten vermag. Doch genug! leb wohl! wozu soviel Schwagen? Frohes gibt es nicht. Du gehst deinen Weg, ich den meinen. Ich will dich auch nicht wiedersehen bis in einer letzten Minute. Leb wohl, Alexei!“

Er drückte Aljoscha fest die Hand und ging immer noch mit gesenktem Kopf schnellen Schrittes in die Stadt zurück. Aljoscha sah ihm nach; er glaubte noch nicht an sein Fortgehen.

„Wart, Alexei, noch ein Bekenntnis! Dir allein will ich es sagen!“ rief Dimitri Fedorowitsch und kehrte um. „Sieh mich

aufmerksam an: hier bereitet sich eine furchtbare Ehrlosigkeit vor.“

Bei diesen Worten schlug er sich so sonderbar mit der Faust auf die Brust, als ob diese Unehre gerade auf seiner Brust liege oder sich dort verberge, auf einem bestimmten Fleck, in einer Tasche vielleicht oder in etwas eingnäht am Halse hänge.

„Du kennst mich jetzt: ich bin ein Schuft, ein erklärter Schuft! Aber was ich getan habe oder noch tun werde, nichts kann sich an Gemeinheit mit dieser Ehrlosigkeit vergleichen, die ich in diesem Augenblick hier auf meiner Brust trage, gerade hier, sieh hier — die schon geschieht und sich vollzieht, und die aufzuhalten vollkommen in meiner Macht liegt. Merke dir: ich kann sie aufhalten oder ausführen! Aber ich werde sie ausführen und nicht aufhalten. In der Laube habe ich dir alles erzählt, nur das eine nicht; denn ich hatte nicht den Mut dazu! Ich kann noch stehen bleiben; wenn ich stehen bleibe, kann ich morgen noch die Hälfte der verlorenen Ehre wiedergewinnen. Aber ich werde nicht stehen bleiben, ich werde das gemeine Vorhaben ausführen. Sei du Zeuge, daß ich im voraus und wissentlich sage: Verderben und Finsternis! Zu erklären habe ich nichts, wirst es schon zur rechten Zeit erfahren. Eine stinkende Winkelgasse und ein teuflisches Weib. Lebe wohl! Bete nicht für mich. Ich bin es nicht wert; und es ist auch gar nicht nötig, ich bedarf dessen nicht!“

Damit entfernte er sich und kehrte nicht mehr zurück. Aljoscha ging ins Kloster.

„Ich werde ihn nicht wiedersehen? Was sagte er?“ fragte er sich. Es schien ihm undenkbar, daß er ihn nicht wiedersehen solle. „Morgen muß ich unbedingt versuchen, ihn zu sehen; ich werde ihn suchen, bis ich ihn finde. Was wollte er nur damit sagen? —“

Er ging von außen um das Kloster herum und dann durch den Kiefernwald geradeswegs zur Einsiedelei. Ihm wurde bald aufgemacht, obgleich man sonst zu so später Stunde niemanden mehr einzulassen pflegte. Sein Herz erbebte, als er in die Zelle des Starez trat. Warum war er fortgegangen? warum hatte ihn jener ‚in die Welt‘ geschickt? Hier war Ruhe, hier war das Heil; dort aber war Unruhe, dort war Finsternis, in der man sich sofort verirrt und verlor.

In der Zelle befanden sich der Novize Porfiri und der Priestermönch Paissi, der täglich zu jeder Stunde einmal kam, um sich nach dem Befinden des Stareß zu erkundigen, mit dem es, wie Aljoscha mit Schrecken hörte, immer schlechter ging. Sogar die allabendliche übliche Unterweisung der Brüder hatte diesmal nicht stattfinden können. Gewöhnlich versammelte sich des Abends die Brüderschaft des Klosters noch vor dem Schlafengehen in der Zelle des Stareß. Ein jeder beichtete ihm laut seine Vergehen, seine sündigen Gedanken und Träume, die er am Tage gehabt hatte, Versuchungen und sogar Streitigkeiten mit den anderen, falls solche vorgekommen waren. Viele beichteten kniend. Der Stareß erließ die Sünden, veröhnte, unterwies und lehrte, legte Bußen auf, segnete und entließ. Gegen die „Beichte“ der Brüder erhoben sich aber die Gegner der Starzen; sie erklärten es für eine Entweihung der Beichte als Sakrament, obgleich es in diesem Falle etwas ganz besonderes war. Sogar die geistliche Obrigkeit wurde darauf aufmerksam gemacht: solch ein Beichten sei nicht nur völlig unnütz, sondern führe tatsächlich und mit Absicht in Sünde und Versuchung und erzeuge Anstoß. Vielen Brüdern solle dieses Beichten lästig sein; doch wollten sie sich nicht absondern und kämen zu dem Stareß, damit man sie nicht böser Gedanken verdächtige und für stolz halte. Einige aus der Brüderschaft sollten sogar auf dem Wege zum Stareß unter sich ausgemacht haben: „Ich werde sagen, daß ich mich heute morgen über dich geärgert habe, und du bestätigst es.“ Sie wollten auf diese Weise etwas zu beichten haben und loskommen. Aljoscha wußte, daß es wirklich bisweilen vorkam. Auch wußte er, daß unter der Brüderschaft einige Mönche sehr ungehalten waren, daß sogar die Briefe, welche die Einsiedler von ihren Verwandten erhielten, zuerst zum Stareß gebracht wurden, der sie erbrach und noch vor dem eigentlichen Empfänger las. Es wurde natürlich vorausgesetzt, daß alles freiwillig und aufrichtig geschah, von Herzen kam, aus freier Ergebung und um der Erlösung willen. In Wirklichkeit kam es jedoch sehr wenig von Herzen, im Gegenteil sogar mit falschem Sinn und erheuchelter Demut. Die Älteren und Erfahrenen in der Brüderschaft bestanden indes darauf.

„Er ist sehr erschöpft und soeben eingeschlafen,“ flüsterte Pater Paissi Aljoscha zu, nachdem er ihn gesegnet hatte. „Man kann ihn nur schwer aufwecken. Vor fünf Minuten erwachte er von selbst, hat, der Bruderschaft seinen Segen zu überbringen, und ließ sie bitten, für ihn Nachtgebete zu sprechen. Am Morgen will er noch einmal das heilige Abendmahl nehmen. Er gedachte deiner, Alexei, und fragte, ob du fortgegangen seiest, und man sagte ihm, du seiest in der Stadt. Dazu habe ich ihm meinen Segen gegeben; dort ist sein Platz vorläufig, nicht hier.“ So sprach er von dir. Liebend gedachte er deiner, mit sichtlicher Sorge. Erkennst du auch, wessen du gewürdigt worden bist? Warum hat er dir bestimmt, eine Zeitlang draussen in der Stadt zu bleiben? Er sieht wohl etwas voraus in deinem Schicksal. Behalte aber, Alexei, wenn du in die Welt zurückkehrst, daß es nur eine von deinem Starez auferlegte Buße ist, und daß du es nicht zu eitlen Leichtsinne und weltlicher Freude tun sollst.“

Pater Paissi ging hinaus. Aljoscha wußte jetzt, daß die Todesstunde des Starez nicht mehr fern war, wenn er auch noch einen oder zwei Tage leben konnte. Deshalb beschloß er, am nächsten Tage trotz der Versprechen, die er seinem Vater, den Chochlakoffs, seinem Bruder Iwan und Katerina Iwanowna gegeben hatte, überhaupt nicht aus dem Kloster zu gehen, sondern bei seinem Starez bis zu dessen Tode zu bleiben. Sein Herz entbrannte in Liebe zu ihm, und er machte sich bittere Vorwürfe, daß er in der Stadt einen Augenblick ganz hatte vergessen können, wer im Kloster auf dem Sterbebette lag — der Mensch, den er am meisten von allen verehrte und am höchsten achtete. Er ging leise in die kleine Schlafzelle des Starez, kniete nieder und verneigte sich vor dem Schlafenden bis zur Erde. Der schlief ruhig und still; gleichmäßig und fast unhörbar ging der Atem; sein Antlitz war gleichfalls ruhig.

Aljoscha kehrte in das vordere Zimmer zurück, wo der Starez am Morgen den Besuch empfangen hatte, zog seine Stiefel aus und legte sich fast angekleidet auf das kleine, schmale Ledersofa, auf dem er schon seit langer Zeit jede Nacht schlief; nur legte er sich noch sein Kopfkissen unter. Das Feder-

bett aber, das ihm sein Vater befohlen hatte, wieder nach Hause zu bringen, brauchte er nicht mehr. Er nahm nur seine Kutte ab und legte sie über sich anstatt einer Bettdecke. Vorher kniete er jedesmal nieder und betete lange. In seinem inbrünstigen Gebet bat er Gott nicht etwa, ihm Klarheit in seine Gedanken zu bringen; er sehnte sich nur nach der Herzenserhebung, die seine Seele immer beglückt hatte, nach dem Lobe und Preise Gottes, das gewöhnlich sein Abendgebet ausmachte. Die Freude, die ihn dann erfüllte, ließ ihn in einen ruhigen Schlaf fallen.

Als er jetzt wieder betete, berührte er ganz zufällig das Briefchen in seiner Tasche, das ihm Katerina Iwanownas Stubenmädchen übergeben hatte. Es störte ihn zwar etwas; doch betete er ruhig zu Ende. Dann erbrach er nach einigem Bedenken den Umschlag. Es lag ein Briefchen drin, unterschrieben: „Lise.“ Es war die Tochter der Frau Chochlakoff, die am Morgen beim Starez über ihn gelacht hatte.

„Alexei Fedorowitsch,“ schrieb sie, „ich schreibe Ihnen ganz heimlich, niemand weiß es, auch Mama nicht, und ich weiß, daß es nicht recht ist. Aber ich kann nicht mehr leben, wenn ich Ihnen nicht sage, was in meinem Herzen aufgestiegen ist. Das aber darf außer uns niemand bis zur bestimmten Zeit erfahren. Doch wie soll ich Ihnen nur sagen, was ich Ihnen so gerne sagen möchte? Lieber Aljoscha, ich liebe Sie, liebe Sie schon von Kindheit an, schon seit Moskau, als Sie noch gar nicht waren wie jetzt, und ich liebe Sie fürs ganze Leben. Natürlich unter der Bedingung, daß Sie das Kloster verlassen. Was unser Alter anbetrifft, so werden wir so lange warten, wie das Gesetz es vorschreibt. Bis dahin werde ich unbedingt gesund sein, werde gehen und tanzen können. Darüber lohnt sich kein Wort zu verlieren.“

Sehen Sie, wie ich alles bedacht habe. Nur eines kann ich mir nicht vorstellen: was Sie von mir denken werden, wenn Sie das lesen? Ich lache immer und bin unartig, und heute noch habe ich Sie geärgert. Aber ich versichere Ihnen: ich habe, ehe ich mich zum Schreiben hinsetzte, vor der Mutter Gottes gebetet, und noch jetzt bete ich und weine beinahe.

Mein Geheimnis ist jetzt in Ihren Händen. Ich weiß

nicht, wie ich morgen, wenn Sie zu uns kommen, Sie ansehen soll. Was werden Sie von mir denken, Alexei Fedorowitsch, wenn ich mich wieder nicht zusammennemen kann und wie ein albernes Geschöpf bei Ihrem Anblick abermals zu lachen anfange? Sie werden mich dann doch für eine dumme Spöttlerin halten und meinem Brief gar keinen Glauben schenken. Darum bitte ich Sie dringend: Wenn Sie nur etwas Mitleid mit mir haben, sehen Sie mir morgen beim Eintreten nicht gar zu frei in die Augen; denn wenn ich Sie ansehe, werde ich vielleicht plötzlich wieder anfangen zu lachen. Ueberdies werden Sie noch immer in dem langen Kittel stecken. Sogar jetzt läuft es mir kalt über den Rücken, wenn ich daran denke. Darum sehen Sie, wenn Sie hereinkommen, die erste Zeit überhaupt mich nicht an. Sehen Sie Mama an, oder blicken Sie zum Fenster hinaus.

Da habe ich Ihnen einen Liebesbrief geschrieben. Mein Gott, was habe ich getan! Aljoscha, verachten Sie mich nicht; und wenn es etwas sehr schlechtes ist und ich Sie betrübt habe, verzeihen Sie mir. Jetzt ist das Geheimnis meines vielleicht auf immer verloren gegangenen Rufes in Ihren Händen.

Ich werde heute unbedingt weinen. Auf Wiedersehen! Bis zu diesem schrecklichen Wiedersehen! Lise.

PS. Aljoscha, kommen Sie unbedingt! Lise."

Aljoscha las höchst verwundert, las nochmals, dachte nach und lachte dann leise und herzlich. Doch schon fuhr er zusammen; selbst dieses Lachen erschien ihm sündhaft. Aber nach einem Augenblick lachte er von neuem vor sich hin, ebenso still und glücklich. Langsam schob er den Brief wieder in den kleinen rosa Umschlag, bekreuzte sich und legte sich schlafen. Die Unruhe seiner Seele war vergangen. „Herrgott, erbarme dich aller, beschütze die Unglücklichen, die im Sturm kämpfen, und führe sie an deiner Hand; lenke ihre Wege zum Besten und errette sie. Du bist die Liebe; du wirfst allen Freude senden!“ flüsterte Aljoscha, bekreuzte sich nochmals und sank in festen Schlaf.

Viertes Buch

Ausbrüche

1

Pater Serapont

Noch vor Sonnenaufgang wurde Aljoscha geweckt. Der Starez war aufgewacht und fühlte sich sehr schwach. Trotzdem wollte er aufstehen und sich in seinen Lehnstuhl setzen. Er war bei voller Besinnung. Sein Gesicht jedoch war, wenn auch sehr ermüdet, hell und klar — fast könnte man sagen — freudig und der Blick ruhig, heiter und freundlich. „Vielleicht überlebe ich den begonnenen Tag nicht,“ sagte er zu Aljoscha. Dann wollte er unverzüglich beichten und das Abendmahl nehmen. Sein Beichtvater war schon immer Pater Paissi; nach dem Empfang der beiden Sakramente begann die letzte Dlung. Die Priestermonche versammelten sich, und die Zelle füllte sich allmählich mit den Bewohnern der Einsiedelei.

Inzwischen wurde es Tag. Da kamen sie auch aus dem Kloster herüber. Nach dem Frühgottesdienst wollte der Starez von allen Abschied nehmen und küßte einen jeden. Da die Zelle klein war, gingen die zuerst Bekommenen hinaus, um den später Kommenden Platz zu machen. Aljoscha stand neben dem Starez, der sich wieder in den Lehnstuhl gesetzt hatte. Dieser sprach und lehrte, soviel ihm möglich war. Seine Stimme war allerdings schwach, aber doch noch ziemlich fest.

„Ich habe Euch soviel Jahre unterwiesen und daher soviel gesprochen, daß mir das Sprechen zur Gewohnheit geworden ist. Aber Euch lehrend zu unterweisen, ist so stark in mir eingewurzelt, daß mir das Schweigen vielleicht noch schwerer

fallen würde als das Reden, meine Lieben, selbst jetzt bei meiner Schwäche," scherzte er mit gerührtem Blick auf die Herandrängenden.

Aljoscha erinnerte sich später noch dessen, was der Starek damals gesagt hatte. Wohl sprach er noch deutlich und sogar mit ziemlich fester Stimme; doch entbehrte seine Rede bereits des Zusammenhanges. Er sprach über vieles. Anscheinend wollte er vor seinem Tode nochmals alles sagen, was er im Leben wohl nicht ausgesprochen hatte, nicht nur allein um der Predigt willen, sondern gleichsam aus dem Verlangen heraus, seine Freude und seine Begeisterung mit allen und allem zu teilen, noch einmal im Leben sein Herz auszuschütten.

„Liebet einander,“ lehrte der Starek, wie sich Aljoscha später erinnerte. „Liebet Gottes Volk. Wir sind, weil wir uns in diesen Mauern eingeschlossen haben, nicht heiliger als die Weltlichen. Im Gegenteil; jeder, der herkommt, gesteht schon dadurch, daß er herkommt, im Herzen ein, daß er schlechter ist als die Weltlichen und alles und jedes auf Erden. Je länger der Einsiedler hinter diesen Mauern lebt, umso aufrichtiger und tiefer muß er dieses erkennen. Tut er es nicht, so hatte er keine Ursache herzukommen. Ist er aber zur Erkenntnis durchgedrungen, daß er nicht nur schlechter ist als alle Weltlichen, sondern auch mehr als alle Menschen für alle und alles schuldig ist, an allen Sünden der Menschen im allgemeinen wie im einzelnen, dann erst wird der Zweck unserer Absonderung erreicht. Denn es ist eine unanfechtbare Tatsache, daß ein jeder von uns schuldig ist für alle und alles auf der Welt, nicht nur infolge der allgemeinen Weltschuld, sondern ein jeder einzeln für alle Menschen und für jeden Menschen auf dieser Erde. Diese Erkenntnis ist die Krone des Lebens sowohl jedes Einsiedlers wie jedes Menschen in der Welt. Denn die Mönche sind keine anderen Menschen als die Weltlichen. Wohl aber sollen sie den Menschen auf Erden als Vorbild dienen. Wenn alle zu dieser Erkenntnis gelangt sind, wird sich unser Herz in dieser unendlichen, allumfassenden Liebe weiten, die keine Sättigung, also auch keinen Tod kennt. Dann wird ein jeder von Euch die Kraft haben, die ganze Welt durch seine Liebe zu erkaufen und mit seinen Tränen die Sünden der Welt abzu-

waschen. Ein jeder gehe seinem Herzen nach; ein jeder beichte sich unermüdlch. Vor Eurer Sünde fürchtet Euch nicht, selbst wenn ihr sie erkannt habt. Tragt nur Sorge, daß die Neue nicht vergeht; doch sollt ihr mit Gott keinen Handel treiben. Wiederum sage ich Euch: Seid nicht stolz weder vor den Gerungen noch vor den Mächtigen. Hast nicht, die Euch verleugnen, Euch schmähen und verleumdten. Hast nicht die Gottesleugner, nicht die Lehrer des Bösen, nicht die an der Welt haften bleiben, sogar die Schlechten unter ihnen nicht. Denn auch unter den Schlechten sind viele Gute, besonders in unserer Zeit. Gedenkt ihrer in Eurem Gebet, wie ich Euch sage: Vater unser, erwecke und behüte alle, die niemanden haben, der für sie betet; erlöse auch die, welche nicht zu dir beten wollen. Und setzt hinzu: Nicht aus Stolz oder Hochmut bitte ich dich, Vater; denn ich bin selbst der Schlechteste unter den Schlechten. Liebet Gottes Volk, laßet nicht die Herde von Fremdlingen forttreiben. Denn wahrlich ich sage Euch: wenn Ihr in Faulheit und geringschätzendem Hochmut einschlafst oder gar in verderblichem Eigennutz, so werden sie von allen Seiten kommen und Euch Eure Habe abspenstig machen. Verkündet unermüdlch dem Volke das heilige Evangelium! Treibt nicht Wucher! Hängt Euer Herz nicht an Gold und Silber, trachtet nicht danach, sucht nicht, es zu erraffen. Glaubt und haltet das Banner hoch, erhebt es hoch!"

Der Starez sprach abgerissener, als es hier wiedergegeben ist und wie Aljoscha es später niedergeschrieben hat. Zuweilen verstummte er ganz, als wolle er neue Kräfte sammeln; doch war er immer noch in tiefer, innerer Erregung. Man hörte ihm gerührt und andächtig zu, obgleich sich viele über seine Worte wunderten und sie unklar fanden. Später erinnerte man sich wieder dieser Worte. Als Aljoscha für einen Augenblick die Zelle verließ, war er erstaunt über die allgemeine Spannung und Erwartung der sich in und vor der Zelle drängenden Brüderschaft. Diese Erwartung äußerte sich bei vielen in ungewöhnlicher Unruhe, bei anderen wiederum in einer feierlichen Stimmung. Alle erwarteten, daß sofort nach dem Abscheiden des Starez etwas Wichtiges geschehen werde. Diese Erwartung war in gewisser Hinsicht unberechtigt; doch

selbst die Strengsten der Brüderschaft konnten nicht umhin, sie zu teilen. Am strengsten war das Gesicht des Pater Paissi.

Aljoscha verließ die Zelle, weil der aus der Stadt gekommene Naktin ihn geheimnisvoll durch einen Klosterbruder hatte heraufrufen lassen. Naktin übergab ihm einen der sonderbaren Briefe der Frau Chochlakoff. Sie teilte Aljoscha eine wichtige und sehr zur rechten Zeit kommende Nachricht mit. Am Tage vorher war nämlich mit vielen anderen Frauen aus der Stadt auch ein altes Mütterchen zum Starez gekommen, die Unteroffizierswitwe Prochorowna. Sie hatte ihn gefragt, ob sie für ihren Sohn Wassenska, der fern nach Irkutsk in Sibirien gefahren war und von dem sie schon seit einem Jahre keine Nachricht erhalten hatte, eine Seelenmesse solle lesen lassen. Der Starez hatte ihr derartiges streng verboten und gesagt, eine Seelenmesse für einen Lebenden sei ebensogut wie Zauberei. Darauf hatte er ihr wegen ihrer Unwissenheit verziehen und hinzugefügt, „als ob er im Buche der Zukunft gelesen,“ wie Frau Chochlakoff in ihrem Briefe schrieb, „daß ihr Sohn Wassja noch am Leben sei und bald entweder selbst zu ihr kommen oder einen Brief schicken werde; sie solle nach Hause gehen und warten. Und was glauben Sie wohl!“ schrieb Frau Chochlakoff begeistert, „die Prophezeiung ist buchstäblich in Erfüllung gegangen und sogar noch mehr als das!“ Kaum war sie nach Hause zurückgekehrt, da übergab man ihr einen aus Sibirien eingetroffenen Brief. In diesem Brief, der auf der Reise in Jekaterinenburg geschrieben war, teilte der Sohn Wassja seiner Mutter mit, daß er mit einem anderen Beamten nach Rußland zurückkehre und vielleicht schon nach drei Wochen seine Mutter zu umarmen hoffe. Frau Chochlakoff bat Aljoscha eindringlich, dieses Wunder der Prophezeiung dem Prior sowie der ganzen Brüderschaft mitzuteilen. „Alle sollen es erfahren, alle!“ — Damit schloß sie ihren Brief. Der Brief war sehr hastig geschrieben; die Eile und Erregung der Schreibenden sprachen aus jeder Zeile.

Aber Aljoscha brauchte der Brüderschaft nichts mehr mitzuteilen. Naktin hatte dem Klosterbruder nebst der Bitte, Aljoscha heraufzurufen, noch den Auftrag gegeben, untertänigst seiner Hohehrwürden dem Pater Paissi zu melden:

er, Rakitin, habe ihm eine Sache von solcher Wichtigkeit mitzuteilen, die er nicht eine Minute hinauschieben dürfe; für seine Kühnheit aber bitte er kniend um Verzeihung. Der Klosterbruder war zuerst zum Pater Paissi mit Rakitins Bitte gegangen. So blieb Aljoscha nichts mehr übrig, als dem Pater sofort den Brief als bestätigendes Dokument zu übergeben. Selbst dieser strenge, misstrauische Mensch konnte nicht ganz sein Gefühl verbergen, nachdem er die Nachricht von dem Wunder mit finsterem Gesicht gelesen hatte. Seine Augen leuchteten auf, und die Lippen lächelten stolz und überzeugt.

„Wer weiß, was wir noch erleben werden?“ entfuhr es ihm gleichsam gegen seinen Willen.

„Ja, was werden wir noch erleben?“ wiederholten in der Runde die Mönche. Doch Pater Paissi, dessen Gesicht sich von neuem verfinstert hatte, bat alle, wenigstens „bis dahin“ niemandem laut davon Mitteilung zu machen, bis es sich bestätigt. „Denn viel ist auch Leichtgläubigkeit in den Menschen; vielleicht ist es ganz natürlich zugegangen,“ fügte er vorsichtig hinzu, als wolle er sein Gewissen damit beruhigen. Doch bemerkten alle sehr wohl, daß er selbst an seine Einwendung nicht glaubte. Selbstverständlich wurde das Wunder noch zur selben Stunde im ganzen Kloster bekannt, und auch viele Weltliche, die zum Gottesdienst in die Klosterkirche gekommen waren, erfuhren es.

Am meisten war der kleine Mönch vom heiligen Sylvester aus Obdorsk über das Wunder erstaunt. Er hatte am Tage vorher mit Frau Chochlakoff auf den Starez gewartet, und als sie von ihrer „geheilten“ Tochter gesprochen, den Starez ungewöhnlich ernst gefragt, wie er solches tun könne. Jetzt war er aber wie vor den Kopf gestoßen und wußte kaum noch, was er eigentlich glauben sollte. Er hatte nämlich am Abend vorher nach dem Gespräch mit dem Starez Sossima auf der Galerie den Klosterpater Ferapont in seiner abgesonderten Zelle hinter dem Baumgarten aufgesucht und von ihm einen ungewöhnlichen und beängstigenden Eindruck mitgenommen.

Dieser Pater Ferapont war der nämliche alte Einsiedler, der große Fasser und Schweiger, dessen ich schon einmal Erwähnung gethan habe; er war der Gegner des Starez Sossima

und des Starkentums überhaupt, das er für eine schädliche und leichtfertige Neuerung erklärte. Ihn als Gegner zu haben, war sehr gefährlich, obgleich er als Schweiger beinahe überhaupt nicht sprach. Gefährlich war er vor allem dadurch, daß ihm viele aus der Bruderschaft diesen seinen Gegensatz nachempfanden und viele von den weltlichen Besuchern ihn für einen großen Gerechten und Glaubenseiferer hielten, obgleich sie in ihm einen unzweifelhaft Geisteschwachen nicht verkennen konnten. Aber gerade diese heilige Geisteschwäche nahm sie am meisten für ihn ein.

Dieser Pater Ferapont ging nie zum Starez Sossima. Zwar lebte auch er in der Einsiedelei; doch wurde er mit den dort üblichen Regeln nicht weiter belästigt, weil er sich eben wie ein Geisteschwacher benahm. Er war ungefähr fünfundsiebzig Jahre alt, wenn nicht älter, und lebte in der Zaunhecke hinter dem Bienengarten der Einsiedelei in einer alten, morschen Holzzelle, die dort vor langer Zeit für einen ebenfalls großen Fasser und Schweiger, den Pater Irnas, erbaut worden war. Dieser Pater Irnas war hundertundfünf Jahre alt geworden, und noch jetzt erzählte man sich im Kloster wie in seiner Umgegend merkwürdige Geschichten von ihm. Pater Ferapont hatte endlich durchgesetzt, daß man ihm erlaubte, sich in diese einsame Zelle zurückzuziehen, und lebte schon sieben Jahre in dieser kleinen Hütte, die aber innen völlig einem kleinen Bethause glich. Denn alle Wände waren mit einer Menge Heiligenbilder behangen, und vor ihnen brannten zahlreiche geschenkte Lämpchen Tag und Nacht, die mit Öl zu füllen, anzubinden und zu besorgen Pater Feraponts einzige Arbeit war. Er ißt, wie man erzählte, nur zwei Pfund Brot in drei Tagen, nie mehr; es wurde ihm an jedem dritten Tage von dem im Bienengarten wohnenden Bienenwärter gebracht; aber auch mit diesem wechselte Pater Ferapont nur höchst selten ein paar Worte. Diese vier Pfund Brot und Sonntags das Abendmahlsbrötchen, das ihm der Prior jedesmal pünktlich nach dem Hochamte schickte, waren die einzige Nahrung, die er in einer Woche zu sich nahm. Das Wasser dazu wurde ihm täglich im Kruge gebracht. Zum Gottesdienste kam er nur selten. Fromme Pilger, die ihn besuchten, sahen, daß er zu-

weilen den ganzen Tag auf den Knien lag und niemals aufblickte. Ließ er sich einmal mit jemanden in ein Gespräch ein, so war er immer sehr kurz angebunden, jedenfalls sehr sonderbar und gewöhnlich sehr grob. Bisweilen kam es vor, daß er selbst anfang mit den Pilgern zu sprechen. Doch waren es meistens nur ein paar sonderbare Worte, die den Leuten viel zu denken gaben, weil sie stets rätselhaft blieben; denn Pater Ferapont ließ sich durch keine Bitten bewegen, seinen Ausspruch zu erklären. Die Priesterwürde besaß er nicht; er war nur ein gewöhnlicher Mönch. Unter den einfachen Leuten hatte sich das Gerücht verbreitet, Pater Ferapont stehe mit den himmlischen Geistern in Verbindung und unterhalte sich mit ihnen, schweige darum im Verkehr mit den Menschen. Doch daran glaubten nur die ganz Ungebildeten.

Der kleine Mönch aus Obdorsk hatte sich gegen Abend in den Bienengarten gewagt und war dann nach der Angabe des Bienenwärters, eines gleichfalls sehr schweigsamen und mürrischen Mönches, in der Richtung zur Zaunecke auf die Suche nach der Hütte des Paters Ferapont gegangen.

„Kann sein, daß er dir etwas sagt; kann aber auch sein, daß du nichts von ihm zu hören bekommst,“ sagte ihm der Bienenwärter.

Das Mönchlein trat nach seinen eigenen Worten in großer Angst und Ehrfurcht näher. Es war schon ziemlich spät. Pater Ferapont saß vor der Tür seiner Zelle auf einem niedrigen Bänkchen. Über ihm rauschte leise im Abendwinde der Wipfel einer mächtigen, uralten Ulme. Die Abendkühle machte sich allmählich bemerkbar. Der kleine Obdorsksche Mönch fiel vor dem Heiligen nieder, verneigte sich vor ihm bis zur Erde und bat ihn um seinen Segen.

„Soll ich auch vor dir niederfallen, Mönch?“ fragte Pater Ferapont. „Erhebe dich!“

Das Mönchlein erhob sich gehorsam.

„Segne mich und sei gesegnet. Setze dich neben mich. Von wo hat es dich hergeführt?“

Das arme Mönchlein setzte es am meisten in Erstaunen, daß Pater Ferapont seines strengen Fastens und seines hohen Alters ungeachtet dem Aussehen nach wirklich noch ein starker Mann

war. Jedenfalls hielt er sich ganz gerade, war nicht im geringsten gebeugt und hatte ein wenn auch hageres, so doch gesundes, frisches Gesicht. Zweifellos verfügte er auch über bedeutende Körperkräfte. Gebaut war er geradezu athletisch und trotz seines hohen Alters nicht einmal ganz ergraut; er hatte sogar sehr dichtes Haupt- und Barthaar, das früher ganz schwarz gewesen sein mußte. Die grauen Augen waren groß und leuchtend; doch sperrte er die Lider so weit auf, daß es auffiel. Gekleidet war er in eine lange, sackartige Kutte aus grobem Sträflingstuch, wie man diesen Stoff früher nannte, und mit einer dicken Schnur umgürtet. Hals und Brust waren bloß. Ein beinahe schwarzes Hemd von größter Leinwand, das monatelang nicht von seinem Körper kam, sah unter dem Kittel hervor. Unter diesem Kittel sollte er dreißigpfündige Ketten tragen. Seine nackten Füße steckten in alten, fast ganz auseinanderfallenden Schuhen.

„Ich komme aus der kleinen Obdorskschen Mönchsklausel des heiligen Silvester,“ antwortete demütig der kleine Mönch. Doch blickten seine flinken Auglein wohl etwas ängstlich, aber immerhin recht neugierig den Einsiedler an.

„Ich kenne ihn, habe bei ihm gewohnt. Was macht er jetzt? Ist er gesund?“

Diese sonderbare Frage setzte das Mönchlein in das größte Erstaunen, daß ihm die Sprache fast versagte.

„Einfältige Menschenkinder seid Ihr! Wie haltet Ihr das Fasten ein?“

„Unsere Speiseregul ist nach alter Einsiedlerregel folgende: Während der großen Fastenzeit vor Ostern gibt es am Montag, Mittwoch und Freitag nichts, am Dienstag und Donnerstag für die Brüderschaft weiße Brote, Gerstentrank mit Honig, Beeren oder gesalzene Kohl und Hafermehlbrei. Am Sonnabend Weißkohl, Erbsen, Grüße und Hanfssaft, alles in Öl. In der Woche zum Kohl noch getrocknete Fisch und Grüße. In der Karwoche aber vom Montag bis zum Sonnabend, also sechs Tage nichts als Brot und Wasser und rohes Kraut und auch das nur mäßig. Dann kann man wieder so essen wie in der ersten Fastenwoche. Aber am Karfreitage wird nichts gegessen; ebenso fasten wir am Sonnabend bis zur dritten Morgenstunde. Dann dürfen wir etwas Brot mit

Wasser genießen und jeder ein Gläschen Wein trinken. Am Gründonnerstage aber essen wir Gefochtes ohne Öl und trinken Wein zu Trockenobst. Denn so ist die Bestimmung des Konzils: „Wenn ihr die ganze heilige Fastenzeit innehabt, aber einen der letzten vier Tage freigebt, habt ihr die ganze heilige Fastenzeit geschändet.“ So ist es bei uns. Was ist das aber im Vergleich zu Euch, großer Vater,“ fügte das Mönchlein dreister geworden hinzu. „Ihr genießt das ganze liebe Jahr, auch zu den Osterfeiertagen, wenn alle essen, nur Brot und Wasser; und was bei uns an Brot nur auf zwei Tage reicht, das genügt Euch für alle sieben Herrgottstage der Woche. Wahrlich, Eure Enthalttsamkeit ist bewundernswert.“

„Und die Pfefferschwämme?“ fragte plötzlich Pater Serapont.

„Pfefferschwämme?“ wiederholte das Mönchlein erstaunt.

„Nun ja, ich werde auch noch von ihrem Brote lassen, brauche es gar nicht, gehe in den Wald, werde von Pfefferschwämmen und Beeren leben; sie aber hier lassen nicht von ihrem Sauerteig, sind dem Teufel untertan, daß sie an ihm hängen bleiben. Heutzutage reden die Unmäßigen: es sei unnützlich, soviel zu fasten. Das kommt alles nur von ihrer Unersättlichkeit und ihrem stinkenden Hochmut.“

„Das ist wohl wahr!“ meinte das Mönchlein seufzend.

„Hast du bei ihnen die Teufel gesehen?“ fragte Pater Serapont.

„Bei wem?“ erkundigte sich vorsichtig und scheu das Mönchlein.

„Im vergangenen Jahr ging ich am Karfreitag hinauf zum Prior; es ist für mich das leztmal gewesen; seitdem war ich nicht wieder dort. Da sah ich, wie er bei dem einen auf der Brust saß und sich unter der Kutte versteckte; nur die Hörner guckten heraus. Bei dem anderen saß er in der Tasche und lauerte mit flinken, kleinen Augen; er hatte Angst vor mir. Beim dritten hatte er sich im Bauch niedergelassen an der gemeinsten Stelle des Leibes. Dem vierten hatte er sich einfach an den Hals gehängt; der trug ihn mit sich herum und merkte nichts.“

„Ihr seht so etwas?“ erkundigte sich das Mönchlein wieder.

„Ich sag dir doch, daß ich sie sehe, durch und durch sogar.“

Als ich dann langsam vom Prior fortging, saß einer hinter der Tür und wollte sich vor mir verstecken; es war ein strammer Junge, ein oder anderthalb Arschin groß oder noch größer, mit einem dicken, dunkelbraunen, langen Schwanz! das Ende vom Schwanz war aber in die Türspalte geraten. Ich nicht dumm, knallte die Tür zu und klemmte seinen Schwanz ein. Wie er quiekte und um sich schlug! Ich aber machte das Kreuzeszeichen dreimal nacheinander und bekreuzte ihn einfach tot. Er starb auch auf der Stelle wie eine plattgedrückte Spinne. Jetzt muß das Aas in der Ecke schon verwest sein und stinken; sie aber sehen nichts und riechen nichts. Ein Jahr lang bin ich nicht mehr dort gewesen. Nur dir habe ich es gesagt, weil du ein Fremdling bist."

"Furchtbar sind Eure Worte! Aber wie, großer, heiliger Vater" — das Mönchlein wurde etwas mutiger — „ist es wahr, was man sich in fernen Gegenden Rußlands von Euch erzählt, daß Ihr sogar mit dem heiligen Geiste in fortwährendem Verkehr steht?"

„Wenn er kommt, geschieht es."

„Wie kommt er denn?"

„Geflogen kommt er."

„In welcher Gestalt?"

„Als Vogel."

„Also der heilige Geist in Gestalt einer Taube?"

„Manchmal der heilige Geist, manchmal der Heilgeist. Der Heilgeist ist etwas anderes, der kann auch als ein anderer Vogel herniederfahren: als Schwälbchen, als Stieglitz, als Meise."

„Aber wie unterscheidet Ihr ihn von einer gewöhnlichen Meise?"

„Er spricht."

„Wie spricht er denn? In welcher Sprache?"

„In menschlicher."

„Was sagt er denn zu Euch?"

„Heute sagte er mir, daß ein Esel mich besuchen und dumme Fragen stellen werde. Du willst wahrlich nicht wenig wissen."

„Furchtbar sind Eure Worte, heiligster Vater," sagte das Mönchlein kopfschüttelnd. Doch in seinen erschrockenen Augen lag ein leises Mißtrauen.

„Siehst du hier diesen Baum?“ fragte nach längerem Schweigen Pater Ferapont.

„Jawohl, heiliger Vater.“

„Deiner Meinung nach ist es eine kleine Ulme, meiner Meinung nach etwas ganz anderes.“

„Was ist es denn?“ Das Mönchlein schwieg in vergeblicher Erwartung.

„Meistens in der Nacht,“ begann wieder nach längerem Schweigen Pater Ferapont. „Siehst du diese beiden großen Äste? In der Nacht streckt Christus von dort mir seine Arme entgegen und sucht mich mit diesen Armen. Das sehe ich deutlich und zittere. Furchtbar, furchtbar!“

„Was ist denn dabei furchtbar, wenn es Christus ist?“

„Er kann mich doch erfassen und emportragen.“

„Lebendig?“

„Hast du von Elias nichts gehört? Er umfaßt dich und trägt dich fort.“

Nicht wenig nachdenklich ging der kleine Obdorskische Mönch nach diesem Gespräch in die ihm angewiesene Zelle eines der Klosterbrüder. Doch fühlte sich sein Herz mehr zum Pater Ferapont als zum Starez hingezogen. Das arme Mönchlein war vor allem fürs Fasten; da durste es seiner Meinung nach niemanden weiter wundernehmen, wenn ein Fasser wie Pater Ferapont auch Wunderbares erschaute. Seine Worte waren freilich etwas absonderlich gewesen. Aber wer konnte wissen, was sich hinter ihnen verbarg. Konnte man doch allen anderen um Christi willen Einfältigen solche Worte und solche Thaten nicht nachrühmen. An den eingeklemmten Teufelsschwanz war er nicht etwa im bildlichen, sondern im buchstäblichen Sinne des Wortes mit ganzer Seele und mit wahren Vergnügen zu glauben bereit. Außerdem war er immer sehr voreingenommen gegen das Starzentum gewesen, das er bisher nur von Hörensagen kannte und gleich vielen anderen für eine schädliche Neuerung hielt. Noch war er keinen ganzen Tag im Kloster gewesen, als er auch schon das geheime Murren einiger Klosterbrüder gegen das Starzentum vernahm. Zudem war er von Natur ungewöhnlich neugierig und interessierte sich für alles. Deshalb schnüffelte er auch

überall umher, und deshalb erregte ihn auch die Nachricht von dem neuen Wunder, das der Starek vollbracht haben sollte. Aljoscha erinnerte sich später, daß er in der Menge, die sich vor der Zelle des Starek drängte, mehrmals die kleine Gestalt des umherschweifenden Gastes vom heiligen Silvester bemerkt hatte, der von Gruppe zu Gruppe ging, überall horchte und fragte. Damals beachtete er ihn auch nicht weiter; erst später fiel es ihm wieder ein.

An jenem Tage war ihm auch nicht darum zu tun. Dem Starek Sossima, der sich wieder sehr müde gefühlt und sich hingelegt hatte, war kurz vor dem Einschlafen Aljoscha eingefallen, und er hatte ihn zu sich rufen lassen. Aljoscha eilte zu ihm. Beim Starek befanden sich gerade nur Pater Paissi, der Priestermonch Pater Jossiff und der Novize Porfiri. Der Starek schlug seine müden Augen auf, blickte Aljoscha forschend an und fragte:

„Erwarten dich nicht die Deinen, mein Sohn?“

Aljoscha erschrak und stotterte etwas.

„Bedürfen sie deiner nicht? Hast du gestern nicht jemandem versprochen, hinzukommen?“

„Ja, meinem Vater, den Brüdern, auch anderen.“

„Geh unbedingt hin, sei nicht traurig. Ich werde nicht sterben, ohne in deiner Gegenwart mein letztes Wort auf Erden gesagt zu haben. Dir werde ich dieses Wort sagen, die vermache ich es, mein geliebter Sohn, denn ich weiß, du liebst mich. Jetzt aber gehe hin zu denen, denen du versprochen hast zu kommen.“

Wie schwer es auch Aljoscha jetzt fiel fortzugehen, er gehorchte doch widerspruchslos. Aber die Verheißung, das letzte Wort des Starek auf Erden zu hören und zwar als ein Vermächtnis an ihn, erschütterte und erhob ihn zugleich. Er beeilte sich, schneller in die Stadt zu gehen, um schneller zurückkehren zu können. Da sprach noch Pater Paissi, als Aljoscha mit ihm die Zelle des Starek verließ, einige Worte zu ihm, die einen tiefen, unerwarteten Eindruck auf ihn machten.

„Denke daran, Jüngling,“ sagte der Pater, „daß die weltliche Wissenschaft, die zu einer großen Macht geworden ist, namentlich im letzten Jahrhundert alles niedergerissen hat, was uns Himmlisches in den Büchern der Heiligen vermacht

worden. Nach einer grausamen Zergliederung scheint bei den Gelehrten dieser Welt vom ganzen früheren Heiligtum gar nichts übriggeblieben zu sein. Sie haben es stückweise zergliedert; aber der Geist des Ganzen ist ihnen entgangen. Man kann sich wirklich nur wundern, wie blind sie in der Beziehung sind. So steht denn das Ganze auch heute noch unerschüttert vor ihnen, und die Geister der Hölle können ihm nichts anhaben. Hat es nicht neunzehn Jahrhunderte gelebt, lebt es nicht auch jetzt noch in Regungen einzelner wie in den Bewegungen ganzer Volksmassen? Sogar in Regungen eben der Menschen, die alles zerstört haben, in den Seelen der Gottesleugner lebt es wie früher unzerstört und unerschütterlich fort. Denn auch alle, die sich vom Christentum losgesagt haben und dagegen eifern, haben im Herzen das Wesen dieses selben Christus behalten. Denn bis jetzt ist weder ihre Weisheit, noch ihre Begeisterung imstande gewesen, ein anderes, höheres Ideal des Menschen und seiner Menschenwürde hervorzu- bringen als das von Christus gegebene. Was sie aber an Versuchen hervorgebracht haben, ist nichts als Mißgestalt. Behalte das besonders, Knabe; denn dein scheidender Starek hat dich für diese Welt bestimmt. Wenn du dieses Tages gedenkst, wirst du vielleicht auch meiner Worte gedenken, die ich dir von Herzen mit auf den Weg gebe. Du bist jung, aber die Welt ist voll schwerer Versuchungen, und ihnen sind deine Kräfte nicht gewachsen. Jetzt geh, mein verwaister Junge!“

Mit diesen Worten segnete ihn Pater Paissi. Als Aljoscha das Kloster verließ und noch all diese Worte überdachte, die ihm so unerwartet gekommen waren, begriff er, daß er in diesem sonst so strengen Mönch einen neuen herzlichen Freund und aufrichtigen neuen Führer gefunden hatte, ganz als ob sein Starek ihm Pater Paissi als Vermächtnis hinterlassen wollte. „Vielleicht haben sie wirklich so etwas miteinander verabredet,“ dachte Aljoscha. Die Worte Paissis, die er soeben vernommen hatte, zeugten jedenfalls von seiner Anteilnahme. Er wollte offenbar den jungen Geist stärken zum Kampf mit den Versuchungen und die ihm anvertraute unerfahrene Seele in seinen Schuß nehmen.

Beim Vater

Suerst ging Aljoscha zu seinem Vater. Als er sich dem Hause näherte, fiel ihm ein, daß der Vater ihn gebeten hatte, so unbemerkt wie möglich einzutreten, damit sein Bruder Iwan es nicht höre oder sonst gewahr werde.

„Warum wohl?“ fragte sich Aljoscha. „Wenn er mir allein etwas heimlich zu sagen hat, warum soll ich deshalb heimlich eintreten? Vielleicht hat er es gestern in der Erregung anders gemeint, sich aber nicht richtig ausgedrückt,“ dachte er schließlich.

Trotzdem war er froh, als Marfa Ignatiowna, die ihm das Hofstor aufschloß — Grigori fühlte sich nicht wohl und lag zu Bette — ihm auf seine Frage mitteilte, daß Iwan Fedorowitsch schon vor zwei Stunden fortgegangen sei.

„Und der Vater?“

„Ist eben aufgestanden und trinkt Kaffee,“ antwortete Marfa Ignatiowna kurz.

Aljoscha trat ein. Der Alte saß in Hausschuhen und in einem alten Mantel allein am Tisch und sah zum Zeitvertreib, übrigens ohne große Aufmerksamkeit, einige Rechnungen durch. Er war ganz allein im Hause. Smerdjakoff war einkaufen gegangen. Doch die Rechnungen schienen ihn nicht sonderlich zu beschäftigen. Er war allerdings früh aufgestanden und bemühte sich, munter zu sein; denn er wollte auf keinen Fall krank scheinen. Doch sah er noch müde und angegriffen aus. Seine Stirn, auf der die blutunterlaufenen Flecken im Verlaufe der Nacht sich noch dunkler gefärbt hatten, war mit einem roten Tuch umwickelt. Die Nase war über Nacht gleichfalls tüchtig angeschwollen, und auch auf ihr traten einige, wenn auch weniger umfangreiche blutunterlaufene Stellen hervor, die dem Gesicht ein ganz besonders gereiztes und bösesartiges Aussehen verliehen. Der Alte war sich dessen wohl bewußt und sah dem eintretenden Aljoscha nichts weniger als freundlich entgegen.

„Der Kaffee ist kalt,“ sagte er unfreundlich; „ich biete ihn dir deshalb nicht an. Heute sitze ich selbst auf dem Trockenen, das heißt: ich werde nur Fastenfischsuppe genießen, fordere auch niemanden zum Essen auf. Wozu hast du dich herbemüht?“

„Um mich nach deinem Ergehen zu erkundigen.“

„So, und außerdem habe ich dir gestern befohlen herzukommen. Hast dich aber umsonst bemüht. Übrigens wußte ich, daß du sofort herbeieilen würdest.“

Alles, was er sprach, brachte er in bissigstem Tone vor. Er erhob sich vom Stuhl und warf einen Blick in den Spiegel — vielleicht zum vierzigstenmal an diesem Morgen — um wieder seine Nase zu betrachten. Auch versuchte er, das Tuch auf der Stirn zurechtzuzupfen, damit er etwas hübscher aussehe.

„Ein rotes Tuch macht sich immerhin etwas besser; mit einem weißen sieht man ja sofort wie ein wandelndes Lazarett aus,“ bemerkte er bissig. „Wie sieht es denn bei dir aus? Was macht dein Alter?“

„Es geht ihm sehr schlecht; er wird vielleicht heute noch sterben,“ antwortete Aljoscha.

Doch der Vater hörte ihm schon nicht mehr zu und hatte auch seine Frage sofort wieder vergessen.

„Iwan ist fortgegangen,“ sagte er plötzlich. „Er macht jetzt Mitja mit aller Gewalt die Braut abspenstig. Nur darum hält er sich hier auf,“ fügte er mit einem bösen Lächeln hinzu und sah Aljoscha an.

„Hat er Ihnen das wirklich selbst gesagt?“ fragte Aljoscha.

„Jawohl und schon vor langer Zeit. Vor nicht weniger als drei Wochen hat er es mir selbst ausgesprochen. Er ist doch nicht hergekommen, um mich heimlich aufzuspiesen! Zu irgendetwem Zwecke muß er doch hergekommen sein!“

„Warum reden Sie so?“ fragte Aljoscha erschrocken.

„Um Geld bittet er mich allerdings nicht. Er wird von mir auch keinen Heller zu riechen bekommen. Ich beabsichtige nämlich, mein bester Alexei Fedorowitsch, möglichst lange auf dieser Welt zu leben. Das lasse dir ein für allemal gesagt sein. Dazu brauche ich aber jede Kopeke, und je länger ich lebe, desto nötiger habe ich sie,“ fuhr er fort und ging dabei im Zimmer

auf und ab mit den Händen in den Taschen seines weiten, gelben Sommermantels. Jetzt bin ich noch in den besten Jahren, habe erst fünf und fünfzig auf dem Rücken; mindestens zwanzig Jahre will ich auch noch zu dieser Menschenklasse zählen. Werde ich dann alt und widerlich, so werden sie nicht gutwillig kommen; nun dann wird man es eben mit Geld machen müssen. Also baue ich jetzt vor und sammle für mich allein, mein verehrter Herr Sohn, damit du es beizeiten weißt; denn ich beabsichtige, mein bisheriges Leben bis zu meinem Ende fortzusetzen, das laß dir gesagt sein. Viederlich leben ist doch am schönsten. Alle schimpfen darüber, und trotzdem leben sie ebenso, nur das sie es heimlich tun und ich offen. Wegen dieser Offenherzigkeit schimpfen jetzt alle Schweine über mich. Für dein Paradies danke ich gehorsamst, das kann mir gestohlen werden, damit du es nur weißt, mein lieber Alexei Fedorowitsch; und es wäre ja auch für einen anständigen Menschen unanständig, dorthin zu kommen, selbst wenn es so etwas geben würde. Meiner Meinung nach schläft man einfach ein und wacht nicht mehr auf; weiter gibt es nichts. Wollt ihr meiner noch gedenken, Seelenmessen lesen lassen, meinethwegen, wenn es euch Spas macht; wollt ihr nicht, hole euch allesamt der Teufel! Das ist meine ganze Lebensweisheit. Gestern bei Tische redete Iwan nicht schlecht, wenn wir auch alle betrunken waren. Iwan ist ein Pralhans; von einer großen Gelehrsamkeit und Bildung merke ich nichts bei ihm. Er lächelt bloß und macht sich innerlich lustig über dich, versteht aber zu schweigen. Das ist alles, was er kann.“

Alioscha hörte zu und schwieg.

„Warum spricht er nicht mit mir? Spricht er aber einmal mit mir, so verstellt er sich. Ein Schuft ist dein Iwan! Gruschenka aber werde ich heiraten, sobald ich nur will. Denn mit Geld in der Tasche braucht man ja nur zu wollen, mein verehrter Alexei Fedorowitsch, und alles geschieht, was man will. Das aber fürchtet Iwan, und deshalb bewacht er mich hier, daß ich nicht heirate, und darum heßt er Dimitri auf, daß er Gruschenka nehme. Auf diese Weise will er mich von Gruschenka fernhalten. Als ob ich ihm Geld hinterlasse, wenn ich sie nicht heirate! Und wenn Mitja die Gruschenka heiratet, so fällt ihm

noch dessen reiche Braut zu. Siehst du jetzt, wie er rechnet! Ein Schuft ist dein ganzer Iwan!"

"Du bist heute noch gereizt durch das Erlebnis von gestern. Erhole dich etwas und lege dich ins Bett," sagte Aljoscha.

"Wenn du mir das sagst," bemerkte der Alte, "dann ärgere ich mich nicht über dich; auf Iwan aber würde ich, hätte er mir dasselbe gesagt, spinnwütend geworden sein. Nur mit dir allein bin ich ein paar Augenblicke lang gut gewesen. Denn sonst bin ich ja doch ein böser Mensch."

"Du bist kein böser Mensch; du bist nur ein verdorbener Mensch," sagte Aljoscha lächelnd.

"Diesen Räuber Mitsja wollte ich heute einsperren lassen, und ich bin mir auch jetzt noch nicht im klaren, was ich tun werde. Heutzutage ist es doch wohl hochmodern, Vater und Mutter für ein Vorurteil zu halten; aber nach dem Gesetz, glaube ich wenigstens, ist es selbst in unserer aufgeklärten Zeit noch nicht schwarz auf weiß erlaubt, seinen Vater an den Haaren zu zerren, auf dem Fußboden herumzuschleifen und mit dem Absatz ins Gesicht zu treten, noch dazu in seinem eigenen Hause. Und dann sich noch großzutun, später wiederzukommen um mich ganz totzuschlagen, alles in Gegenwart von Zeugen! Wenn ich wollte, könnte ich ihn für das Gestrige gleich einsperren lassen."

"Du wirst es doch nicht tun!"

"Iwan riet mir ab. Ich pfeife natürlich auf Iwan. Aber mir ist etwas anderes eingefallen."

Er trat zu Aljoscha, beugte sich zu ihm nieder und flüsterte geheimnisvoll:

"Lasse ich den Schuft festsetzen, so erfährt sie es und läuft sofort zu ihm; hört sie dagegen, daß er mich, den schwachen Greis, halb tot geschlagen hat, so kehrt sie ihm vielleicht den Rücken und kommt zu mir. Ich kenne die Weiber: immer das Entgegengesetzte tun sie! Jetzt erst recht! Ich kenne sie wie meine fünf Finger! Aber willst du nicht einen kleinen Kognak? Trink mal ein bißchen Kaffee; er ist zwar nur lauwarm, kann dir aber nicht schaden. Ich werde dir ein Viertelgläschen hineingießen, das gibt dem Zeug einen anderen Geschmack."

"Danke, ist nicht nötig. Wenn du erlaubst, stecke ich mir

dieses Brötchen in die Tasche," sagte Aljoscha und nahm sich ein Franzbrot. „Du tätest auch besser, wenn du heute keinen Kognak trinken würdest," meinte er mit einem besorgten Blick auf das Gesicht des Vaters.

„Du hast recht, er regt nur auf und beruhigt nicht. Aber ein einziges Gläschen. Ich nehme es aus dem Schränkchen.“

Er zog seinen Schlüssel aus der Tasche und schloß das Schränkchen auf, goß sich ein Gläschen ein und schloß dann das Schränkchen wieder zu.

„So, Schluß damit! An einem Kognak werde ich doch nicht gleich draufgehen.“

„Du bist allerdings schon freundlicher geworden," meinte Aljoscha lächelnd.

„Hm! Dich habe ich auch ohne Kognak lieb. Gegen Schufte bin ich aber auch ein Schuft. Wanja will nicht nach Tschermaschna fahren. Warum nicht? Ausspionieren will er mich: ob ich Gruschenka gebe, wenn sie kommt. Alle sind Schufte. Und diesen Iwan erkenne ich überhaupt nicht an, will nichts von ihm wissen! Von wo mag er gekommen sein? Er ist gar nicht wie unsereiner. Weiß der Teufel, was für eine Seele der Mensch hat! Als ob ich ihm etwas hinterlassen werde! Nicht einmal ein Testament werde ich hinterlassen; daß ihr es nur wißt, Verehrteste! Mitja aber, den schlage ich platt wie eine Schabe. Wenn diese schwarzen Biester nachts in mein Zimmer kommen, erschlage ich sie stets mit meinem Pantoffel; es knackt, wenn man sie tot tritt, und sie plazen, daß es eine Freude ist. So wird auch dein Mitja plazen, wenn ich ihn plattdrücke. Du hast ihn in dein Herz geschlossen und hast ihn lieb. Ich fürchte mich nicht, weil du ihn lieb hast. Wenn Iwan ihn aber lieb hätte, würde ich Angst bekommen. Aber Iwan hat niemanden lieb, Iwan ist kein Mensch wie wir. Menschen wie Iwan sind keine Menschen; sie sind aufgewirbelter Staub; fährt ein Wind daher, so wird der Staub verweht. Es war eine Dummheit gestern von mir, als ich dir befahl, heute herzukommen. Ich wollte durch dich etwas von Mitja erfahren. Wenn man ihm tausend, oder sagen wir zweitausend hinwürfe — er hat doch nichts — ob er sich dann wohl dazu verstehen würde, sich von hier zu trollen.

auf fünf Jahre oder besser auf fünfunddreißig und ohne Gruschenka, versteht sich, von ihr vielmehr sich ganz loszusagen? Was meinst du?"

„Ich werde ihn fragen,“ versetzte Aljoscha. „Wenn Sie ihm alle dreitausend geben würden, dann wäre es vielleicht möglich.“

„Du lügst. Jetzt ist ein Fragen überhaupt nicht mehr nötig. Ich habe mich anders bedacht. Das war nur so ein dummer Gedanke, der mir gestern ins Oberstübchen geriet. Nichts gebe ich, nicht einmal zu riechen bekommt er etwas, mein Geld brauche ich für mich allein!“ Der Alte wurde wütend und fuchtelte mit den Armen. „Ich werde ihn ohnedies wie eine Schabe plattdrücken. Sage ihm nichts, sonst macht er sich womöglich noch Hoffnungen. Auch du hast hier nichts zu suchen bei mir, kannst abschließen! Wird seine Braut, die Katerina Iwanowna, die er die ganze Zeit sorgsam vor mir verbirgt, ihn nehmen oder nicht? Du bist doch gestern bei ihr gewesen?“

„Sie will um keinen Preis von ihm lassen.“

„Ja, gerade solche Durchgänger und Schufte werden von den Damen geliebt! Diese blassen Fräulein taugen nichts. Da ist doch so ein . . . ganz was anderes. Wenn ich in seinen Jahren wäre und sein Gesicht hätte — mit achtundzwanzig Jahren war ich hübscher als er — würde ich ganz genau wie er meine Triumphe feiern. So ein Lump! Aber die Gruschenka kriegt er nicht, kriegt er doch nicht! Ich werde ihn vernichten, zu Staub zermalmen!“

Bei den letzten Worten wurde er wieder wild.

„Aber jetzt packst du dich auch, hast bei mir nichts zu suchen,“ sagte er barsch.

Aljoscha trat zu ihm und küßte ihn zum Abschied auf die Schulter.

„Was soll das?“ fragte der Alte verwundert. „Wir werden uns doch noch wiedersehen. Oder glaubst du, daß wir uns nicht mehr wiedersehen werden?“

„Durchaus nicht. Ich tat es nur so zufällig.“

„Ich sagte es auch nur so.“ Der Alte blickte ihn an. „Hör einmal,“ rief er ihm nach, „komm einmal zur Fisch-

Suppe her. Ich werde eine kochen lassen, eine besonders feine, nicht wie heute. Komme morgen, hörst du, bestimmt morgen!“

Kaum war Aljoscha hinausgegangen, als der Alte wieder zu seinem Schränkchen ging und noch ein halbes Gläschen herunterstürzte.

„Jetzt aber Schluß!“ brummte er, räusperte sich krächzend, schloß das Schränkchen wieder und steckte den Schlüssel in die Tasche. Darauf begab er sich ins Schlafzimmer, legte sich erschöpft aufs Bett und war sogleich eingeschlafen.

Die kleinen Schuljungen

Gott sei Dank, daß er mich nicht nach Gruschinka gefragt hat!“ dachte Aljoscha, als er seines Vaters Haus verließ und sich zu Frau Chochlakoff auf den Weg machte, „sonst hätte ich schließlich von der gestrigen Begegnung mit Gruschinka erzählen müssen.“

Aljoscha empfand es schmerzlich, daß die Widersacher sich über Nacht mit neuen Kräften erhoben und ihre Herzen sich mit dem anbrechenden Tage von neuem verhärtet hatten.

„Der Vater ist gereizt und wütend; er hat sich etwas ausgedacht und will anscheinend dabei verharren. Und Dimitri? Der wird über Nacht ebenfalls einen Entschluß gefaßt haben und wahrscheinlich ebenso gereizt und wütend sein. Wer weiß, was er sich ausgedacht hat! Ich muß mir unbedingt noch die Zeit nehmen und ihn heute auffuchen. Das muß ich unbedingt tun!“

Aber Aljoscha hatte nicht lange Zeit zum Nachdenken. Unterwegs stieß ihm etwas zu, das augenscheinlich nicht so wichtig war, ihn aber ungewöhnlich erschütterte. Kaum war er über den großen Platz gegangen und in eine Nebenstraße eingebogen, um in die Michailoffstraße zu gelangen, die von

der Großen Straße nur durch einen kanalartigen Graben getrennt ist — unsere ganze Stadt ist von solchen Kanälen oder breiten Gräben durchzogen — als er unten am Graben nicht weit von einer Brücke eine Schar kleiner Schüler, Jungen von etwa neun bis zwölf Jahren bemerkte. Sie waren auf dem Heimwege von der Schule und hatten ihre Ranzen auf dem Rücken oder hatten lederne Schultaschen am Riemen über den Schultern hängen. Einige von ihnen gingen nur in Jacken, andere in Mänteln, und ein paar hatten hohe Stulpenstiefel an mit Falten in den Stiefelschäften, auf die kleine Knaben stets so stolz sind. Die ganze kleine Gesellschaft war in lebhafter Unterhaltung; sie schien sich zu beraten.

Aljoscha konnte niemals teilnahmslos an kleinen Kindern vorübergehen — in Moskau war er immer stehen geblieben, um ihnen zuzusehen. Zwar hatte er am liebsten die Dreijährigen; aber auch kleine Schuljungen von zehn Jahren gefielen ihm sehr. Darum verspürte er jetzt große Lust, so sehr er auch in Sorge war, zu den Jungen hinzugehen und sich mit ihnen in ein Gespräch einzulassen. Er näherte sich ihnen und sah in ihre lebhaft geröteten Augen. Da bemerkte er, daß jeder von ihnen einen Stein, einige sogar zwei in der Hand hielten. Zugleich fiel ihm auf, daß auf der anderen Seite des Kanals, ungefähr dreißig Schritt von der erregten Gruppe am Zaun noch ein Knabe stand, gleichfalls ein kleiner Schüler, der auch eine Schultasche trug, vielleicht zehn Jahre alt war oder etwas jünger, ein blasser, kränklich aussehender Junge mit dunklen, blitzenden Augen. Er betrachtete aufmerksam die Gruppe der sechs anderen Schüler, die offenbar seine Schulkameraden waren, mit denen er jedoch in Streit zu liegen schien. Aljoscha trat zu ihnen und wandte sich an einen blonden, rotbackigen Knaben in schwarzem Jäckchen.

„Als ich so eine Schultasche trug wie du sie hast, trug man sie auf der linken Seite, um bequem hineinfassen zu können. Du trägst aber die Tasche auf der rechten Seite; so kannst du sie ja nicht erreichen.“

Aljoscha hatte ganz unabsichtlich mit dieser sachlichen Bemerkung begonnen, ohne zu wissen, daß ein Erwachsener, wenn er das Zutrauen eines Kindes oder einer ganzen Kinderschar

gewinnen will, ernst und sachlich beginnen und sie unbedingt als vollkommen gleichstehend behandeln muß. Aljoscha hatte instinktiv das Richtige getroffen.

„Er ist eine Linkehand,“ antwortete sofort ein anderer Knabe, ein gesunder, strammer Junge von etwa elf Jahren. Die Augen der anderen fünf wandten sich forschend dem jungen Mönche zu.

„Er wirft auch die Steine mit der linken Hand,“ bemerkte ein dritter.

In diesem Augenblick flog ein Stein in die Gruppe und streifte leicht den Linkehand, war aber geschickt und kräftig geschleudert. Er kam von dem kleinen Knaben, der auf der anderen Seite des Grabens stand.

„Gib ihm eins, ziele aber gut, Smuroff!“ riefen sofort alle erregt dem Linkehand zu.

Smuroff ließ nicht lange auf sich warten und zahlte sofort heim. Er zielte und schleuderte seinen Stein auf den Knaben jenseits des Grabens, traf ihn aber nicht; der Stein flog gegen den Zaun. Der Knabe jenseits des Grabens schleuderte sofort noch einen Stein auf die feindliche Gruppe und traf diesmal Aljoscha ziemlich schmerzhaft an der Schulter; er hatte sichtlich gerade auf ihn gezielt. Seine Taschen waren mit Steinen angefüllt, das konnte man auf dreißig Schritt an seinen abstichenden Manteltaschen erkennen.

„Er hat auf Sie gezielt, absichtlich auf Sie! Sie sind doch ein Karamasoff, nicht wahr, ein Karamasoff?“ schrien die Knaben. „Jetzt aber alle auf einmal! Eins, zwei, drei!“

Sechs Steine flogen über den Graben. Ein Stein traf den Jungen an den Kopf, daß er hinfiel. Doch er sprang sofort wieder auf und fing an, wie rasend seine Steine gegen die Feinde zu schleudern. Ein lebhaftes Werfen setzte ein; denn auch einige von den Sechsen hatten Steine vorrätig bei sich.

„Was fällt euch ein! Sechs gegen einen, schämt ihr euch nicht? Ihr könnt ihn totwerfen!“ rief Aljoscha erschrocken.

Er trat schnell den Werfenden entgegen, um so mit seinem Körper den Kleinen jenseits des Grabens zu schützen. Drei oder vier von den Jungen hielten eine Minute lang inne.

„Er hat selbst angefangen!“ rief ein Kleiner in einer roten Bluse mit seiner hohen Kinderstimme. „Er ist ein Schuft. Hat er doch neulich Krassotkin mit einem Federmesser gestochen, daß Blut geflossen ist. Krassotkin wollte ihn nur nicht verklagen. Er muß Prügel haben.“

„Warum? Ihr neckt ihn jedenfalls.“

„Jetzt hat er Sie wieder mit einem Stein in den Rücken getroffen. Er kennt Sie!“ schrien die Kinder. „Jetzt zielt er nur auf Sie, nicht auf uns! Noch einmal, alle Mann! schieß gut, Smuroff!“

Wieder begann das Werfen, diesmal recht erbittert. Da traf ein Stein den kleinen Jungen vor die Brust; er schrie auf und lief weinend den Berg hinauf nach der Michailoffstraße. In der Kinderschar erhob sich sofort ein Triumphgeschrei: „Aha hat Angst bekommen; der Bastwisch läuft fort!“

„Sie wissen nicht, Karamasoff, was für ein gemeiner Junge er ist. Ihn totschlagen wäre noch viel zu wenig,“ sagte der Knabe in der Jacke, anscheinend der Älteste von den Sechsen.

„Wieso? Peßt er vielleicht?“ fragte Aljoscha.

Die Knaben tauschten spöttische Blicke untereinander aus.

„Gehen Sie auch in die Michailoffstraße?“ fragte derselbe Knabe. „Sie holen ihn noch ein. Er ist stehen geblieben und wartet anscheinend auf Sie.“

„Ja, er sieht gerade nach Karamasoff!“ riefen sofort auch die andern.

„Fragen Sie, ob er einen Badequast, so einen Lindenbastwisch, mit dem man scheuert oder sich wäscht, gerne hat. Fragen Sie ihn einmal danach!“

Alle lachten. Aljoscha blickte sie an, und sie blickten ihn an.

„Gehen Sie nicht hin, er wird Sie hauen,“ sagte warnend der kleine Smuroff.

„Nach dem Bastwisch werde ich ihn nicht fragen; denn wahrscheinlich neckt ihr ihn gerade aus irgendeinem Grunde damit. Aber ich werde ihn fragen, warum ihr ihn so haßt!“

„Fragen Sie nur, fragen Sie nur!“ war die lachende Antwort.

Aljoscha ging über die Brücke und dann den Berg hinauf

längs dem Zaun gerade auf den von seinen Kameraden geächteten Knaben zu.

„Seien Sie vorsichtig!“ riefen ihm noch die Knaben warnend nach, „er hat keine Angst vor Ihnen; er wird Sie plötzlich stechen, hinterrücks, wie er Krassotkin gestochen hat.“

Der Knabe erwartete ihn, ohne sich zu rühren. Als sich Aljoscha ihm näherte, sah er einen Knaben von höchstens neun Jahren, eines von den schwächlichen, kleinen Kindern mit blassem, hagerem, länglichem Gesicht und großen, dunklen, böse ihm entgegenblickenden Augen. Sein Mantel war schon alt und vertragen und viel zu eng und knapp; er war aus ihm schon ganz herausgewachsen. Die bloßen Hände hingen aus zu kurz gewordenen Ärmeln heraus. Auf dem rechten Knie hatte die Hose einen großen Flecken, und der rechte Stiefel hatte vorn an der großen Zehe ein Loch, das stark mit Tinte eingerieben war. Beide Taschen seines Mantels waren voll Steine. Zwei Schritt vor ihm blieb Aljoscha stehen und sah ihn fragend an. Der Kleine, der an Aljoschas Augen erriet, daß dieser ihn nicht schlagen werde, schien sich etwas zu schämen und begann ungefragt zu sprechen.

„Ich bin allein und sie sind sechs. Ich werde sie ganz allein verprügeln,“ sagte er mit blühenden Augen.

„Der eine Stein muß dich sehr schmerzhaft getroffen haben,“ bemerkte Aljoscha.

„Ich habe aber Smuroff an den Kopf geworfen!“ rief der Knabe triumphierend. ●

„Sie sagten mir, daß du mich kennst und aus einem besonderen Grunde absichtlich nach mir mit den Steinen geworfen hättest?“ fragte Aljoscha.

Der Knabe blickte ihn finster an.

„Ich kenne dich nicht. Kennst du mich denn?“ fuhr Aljoscha fragend fort.

„Gehen Sie fort!“ schrie ihn plötzlich der Knabe gereizt an, ohne sich selbst von der Stelle zu rühren, als ob er noch etwas erwarte, und wieder blitzten seine dunklen Augen böse auf.

„Gut,“ sagte Aljoscha, „ich werde fortgehen. Doch ich kenne dich nicht, und du sollst nicht glauben, daß ich mich über dich lustig machen will. Deine Kameraden sagten mir, wie

du geneckt wirst. Aber ich will dich wirklich nicht necken. Leb wohl!"

„Kuttenmönch! hosenloser Kuttenmönch!“ höhnte der Knabe und sah ihn immer noch boshaft und herausfordernd an. Er stellte sich anscheinend auch schon zur Abwehr bereit hin, da er bestimmt erwartete, daß Aljoscha ihn schlagen werde. Aber Aljoscha sah sich nur einmal nach ihm um und ging. Doch hatte er noch keine drei Schritte getan, als ihn ein ziemlich großer Stein, der größte, den der Knabe bei sich hatte, schmerzhaft in den Rücken traf.

„Also hinterrücks? Dann ist es doch wahr, was sie von dir gesagt haben, daß du hinterrücks überfällst?“ fragte Aljoscha, der stehen geblieben war und sich umwandte.

Doch diesmal schleuderte der Knabe mit wahrer Wut wieder einen Stein auf Aljoscha und hätte ihn gerade ins Gesicht getroffen, wenn Aljoscha nicht den Arm zum Schutz erhoben hätte. So traf ihn der Stein an seinen Ellenbogen.

„Schämst du dich nicht? Was habe ich dir getan?“ rief Aljoscha.

Der Knabe wartete schweigend und herausfordernd, wie es schien, nur darauf, daß Aljoscha jetzt gegen ihn vorgehen werde. Als er aber sah, daß dieser auch jetzt nichts unternahm, geriet er wie ein kleines Tier vor Wut außer sich. Er stürzte auf Aljoscha zu und packte, ehe dieser noch sich rühren konnte, mit beiden Händen dessen linke Hand und biß krampfhaft in den Mittelfinger. Wie Klammern hielten die kleinen Zähne etwa zehn Sekunden lang den Finger fest. Vor Schmerz schrie Aljoscha auf und versuchte mit aller Gewalt, den Finger aus dem Munde des Knaben herauszuziehen. Endlich ließ ihn der Knabe los und sprang auf die frühere Entfernung zurück. Das Fleisch des Fingers war gerade beim Nagel bis auf den Knochen durchgebissen und blutete stark. Aljoscha zog sein Taschentuch hervor und umwickelte fest die verletzte Hand. Eine Minute lang war er damit beschäftigt.

Während der ganzen Zeit wartete der Knabe schweigend, was kommen werde. Da erhob Aljoscha endlich die Augen und blickte den Knaben ruhig an.

„Ich kenne dich nicht, sehe dich zum erstenmal,“ fuhr

Aljoscha ebenso ruhig fort. „Ich muß dir aber etwas Böses getan haben, denn sonst hättest du mir doch nicht einen solchen Schmerz zugefügt. Sag doch, was ich dir getan und womit ich das verdient habe!“

Statt jeder Antwort brach der Knabe in Tränen aus und lief dann fort. Langsam ging ihm Aljoscha in die Michailoffstraße nach und sah noch lange, wie der Knabe in der Ferne vor ihm lief, ohne sich umzublicken und im Laufe einzuhalten, und wie er wahrscheinlich immer noch weinte. Er nahm sich fest vor, sobald er Zeit habe, den Kleinen aufzusuchen und eine Erklärung für seinen sonderbaren Haß zu fordern.

4

Bei Chochlaffs

Wald kam er indes an das Chochlaffsche Haus. Es war ein zweistöckiges, hübsches, herrschaftliches Steingebäude, eines der schönsten Häuser im Städtchen. Wenn auch Frau Chochlaff meistens im Nachbarreise sich aufhielt, wo sie ein Gut hatte, oder in Moskau, wo sie ein Haus besaß, so behielt sie doch auch im Städtchen dieses von ihrem Vater ererbte Haus und wollte es weder vermieten noch verkaufen. Sie kam Aljoscha schon im Vorzimmer entgegen.

„Haben Sie meinen Brief mit der Nachricht von dem Wunder erhalten?“ begann sie erregt in ihrer zufahrenden Weise.

„Ja, ich habe ihn erhalten.“

„Haben Sie ihn auch allen gezeigt, allen davon erzählt? Er hat der Mutter den Sohn wiedergegeben.“

„Er wird heute sterben,“ sagte Aljoscha.

„Ich habe es heute schon gehört. Wieviel habe ich mit Ihnen zu sprechen! Über dies alles mit Ihnen oder einerlei

mit wem. Nein, nur mit Ihnen, mit Ihnen allein. Wie schade, daß ich ihn nicht mehr sehen kann! Die ganze Stadt ist erregt, alle sind in großer Erwartung. Aber wissen Sie auch, daß Katerina Iwanowna augenblicklich bei uns ist?"

„Das trifft sich gut,“ sagte Aljoscha erfreut. „Dann kann ich mit ihr gleich bei Ihnen hier sprechen. Sie bat mich gestern, ich möge heute zu ihr kommen.“

„Ich weiß alles. Ich habe ganz genau erfahren, was gestern bei ihr geschehen ist, die ganze Geschichte mit diesem Geschöpf. Ich hätte an ihrer Stelle – ich weiß nicht, was ich an ihrer Stelle getan hätte. Aber was sagen Sie zu Ihrem Bruder Dimitri Fedorowitsch? O Gott, Alexei Fedorowitsch, ich komme ganz aus dem Konzept. Stellen Sie sich vor: Jetzt sitzt hier bei uns Ihr Bruder, nicht jener, nein, der andere, Iwan Fedorowitsch, und spricht mit ihr. Es ist ein sehr ernstes Gespräch. Wenn Sie sich nur denken könnten, was zwischen beiden geschieht. Katerina Iwanowna tut sich ein Leid an. Es ist eine böse Geschichte, an die man kaum glauben kann. Beide stürzen sich ins Unglück, beide wissen es ganz genau, und beide finden ein Vergnügen daran, sich unglücklich zu machen; es scheint Ihnen Genuß zu bereiten. Wie ich Sie erwartet, wie ich mich nach Ihnen gesehnt habe! Sagen Sie, warum bekam Lisa gestern wieder ihre krankhaften Anfälle? Als sie nur hörte, daß Sie zu uns kämen, setzte der Anfall ein.“

„Mama, das ist jetzt vielleicht bei dir der Fall, aber nicht bei mir,“ ertönte plötzlich Lisas hohes Stimmchen. Die Tür zum Nebenzimmer zeigte eine ganz kleine Spalte, und die Stimme klang genau so, als wenn jemand furchtbar gern lachen will und doch mit aller Kraft das Lachen unterdrückt. Aljoscha hatte die Türspalte schon früher bemerkt und war überzeugt, daß Lisa ihn durch diese Spalte von ihrem Stuhl aus beobachtete, obgleich er sie nicht sehen konnte.

„Schäme dich, Lisa, schäme dich! Es ist schon möglich, daß ich von deinen eigensinnigen Launen noch krank werde. Doch sie ist so krank, Alexei Fedorowitsch; die ganze Nacht war sie krank, fieberte und stöhnte. Nur mit genauer Not habe ich den Morgen und den Doktor erwarten können. Er sagt: er

könne es nicht begreifen, und man müsse abwarten. Der Doktor sagt übrigens jedesmal, wenn er kommt: er könne es nicht begreifen. Wie Sie aber auf das Haus zukamen, schrie sie auf, bekam ihren Anfall und befahl der Magd, sie hierher in ihr früheres Zimmerchen zu schieben."

"Aber, Mama, ich wußte gar nicht, daß er in unser Haus kam und wollte deswegen gar nicht in dieses Zimmer geschoben werden."

"Du sollst nicht lügen, Lisa, ich habe selbst gesehen, wie Julia mit der Nachricht zu dir gelaufen kam, daß Alexei Fedorowitsch zu uns komme. Sie hatte ja die ganze Zeit auf deine Anordnung hin aufgepaßt."

"Liebste Mamachen, das ist wirklich wenig scharfsichtig von dir. Willst du mir aber einen großen Gefallen tun, so sage, bitte, dem hochverehrten Herrn Alexei Fedorowitsch: schon allein dadurch, daß er heute zu uns kommt nach allem, was gestern geschehen ist, und obgleich man sich hier über ihn lustig macht, beweise er nur, wie wenig gewißigt er ist."

"Lisa, du erlaubst dir wirklich unerhört viel! Ich muß doch endlich zu strengen Maßregeln greifen. Wer soll über ihn lachen! Ich freue mich vielmehr sehr darüber, daß er uns besucht — ich habe ihn so nötig, er ist mir ganz unentbehrlich! Ach, Alexei Fedorowitsch, wenn Sie wüßten, wie unglücklich ich bin!"

"Was fehlt dir denn, liebste Mama?"

"Immer deine Launen, Lisa, deine Unbeständigkeit, deine Krankheit, diese furchtbare Nacht, dein Fieber, dieser entsetzliche Doktor; es ist schrecklich, daß er immer hier herum sitzt. Und dann kommt noch dieses Wunder dazu. Wie mich dieses Wunder erschüttert hat! Und jetzt in meinem Salon diese ganze Tragödie. Nein, ich kann es nicht ertragen; ich sage es Ihnen im voraus, daß ich es nicht kann. Vielleicht ist es auch nur eine Komödie und keine Tragödie. Sagen Sie mir: wird der Starez Sossimo bis morgen leben? Ach Gott, was ist heute mit mir? Mir fallen immer die Augen zu, und ich rede lauter Unsinn."

"Ich möchte Sie sehr bitten," unterbrach Aljoscha sie, "mir ein Stückchen Leinwand zu geben, um meinen Finger zu ver-

binden. Ich habe ihn stark verletzt, und jetzt tut er mir unerträglich weh.“

Mjoscha wickelte das Taschentuch ein wenig los. Große Blutflecke waren durch das ganze Taschentuch gedrungen. Frau Chochlakoff schrie auf, schloß krampfhaft die Augen und schlug die Hände vor das Gesicht.

„Gott, wieviel Blut! wie schrecklich!“

Doch sowie Lisa durch die Türspalte Mjoschas blutiges Taschentuch sah, riß sie die Tür auf, daß sie mit der Klinkenfrachend gegen die Wand schlug.

„Kommen Sie zu mir,“ rief sie gebieterisch und eigensinnig.

„Scherz beiseite! Warum blieben Sie nur so lange stehen und sagten kein Wort? Mama, er hätte verbluten können! Wo haben Sie sich das zugezogen? wie nur? Vor allem Wasser! Man muß die Wunde waschen, den Finger einfach in kaltes Wasser stecken, damit der Schmerz betäubt wird. Schnell Wasser, Mama, in die kleine Schale. Aber schneller!“ rief sie erregt. Mjoschas Wunde hatte sie heftig erschreckt.

„Soll man nicht zum Doktor schicken?“ fragte Frau Chochlakoff ängstlich.

„Mama, du tötest mich noch. Dein Doktor sagt doch nur wieder: ich kann es nicht begreifen. Wasser, Wasser! Mama, geh um Himmelswillen selbst und mache Julia Eile, die bleibt immer irgendwo stecken; jetzt ist sie vielleicht im Wasser ertrunken. Aber schneller doch, Mama, ich sterbe sonst!“

„Es ist nicht so schlimm!“ rief Mjoscha, den der Schrecken der Damen wiederum erschreckt hatte.

Da kam auch schon das Stubenmädchen mit dem Wasser. Mjoscha tauchte den Finger hinein.

„Mama, bringe um Gotteswillen etwas zum Verbinden und die trübe Flüssigkeit — wie heißt sie doch? — mit der man fühlt, wenn man sich geschnitten hat. Wir haben sie, ich weiß es bestimmt. Mama, du weißt auch, wo die Flasche ist, in deinem Schlafzimmer, rechts in dem Medizinschränken steht eine große Flasche und Verbandzeug.“

„Ich hole sofort alles, Lisa, nur schreie nicht so und rege dich nicht auf. Sieh, wie mutig Alexei Fedorowitsch die Schmerzen erträgt. Wo haben Sie sich nur so entseßlich verletzt?“

Frau Chochlakoff ging eilig hinaus, um die Sachen zu holen. Darauf hatte Lisa nur gewartet.

„Vor allem antworten Sie mir auf eine Frage,“ sagte sie hastig zu Aljoscha, „wo haben Sie sich verletzt? Ich habe dann noch von ganz anderen Dingen mit Ihnen zu sprechen. Nun?“

Aljoscha begann sofort, weil er merkte, daß sie die Zeit bis zur Rückkehr der Mutter ausnutzen wollte, von der Begegnung mit dem Schuljungen zu erzählen, natürlich nur in großen Zügen; alles Nebensächliche ließ er fort. Als er zu Ende war, schlug Lisa die Hände zusammen.

„Wie konnten Sie sich nur mit Schuljungen einlassen, und dazu noch in der Kutte!“ rief sie aus, ganz als ob sie ein Unrecht an ihm habe. „Sie sind ja selbst ein kleiner Junge, der allergeringste, den es überhaupt nur geben kann! Sie müssen diesen Frechling unbedingt auffuchen. Es steckt sicher ein Geheimnis dahinter. — Jetzt das zweite; doch vorher noch eine Frage. Können Sie trotz des Schmerzes von ganz dummen Sachen vernünftig reden?“

„Das kann ich sehr gut; und ich fühle auch gar keinen großen Schmerz mehr im Finger.“

„Das kommt daher, weil Ihr Finger im Wasser ist. Aber wir brauchen neues Wasser, denn es wird ja sofort warm. Julia, hole ein Stück Eis aus dem Keller und eine Schale mit Wasser. So, jetzt sind wir sie los, nun schnell zur Sache! Bitte, lieber Alexei Fedorowitsch, geben Sie mir schnell den Brief zurück, den ich Ihnen gestern zustellen ließ, schnell! Mama kann jeden Augenblick wieder kommen. Schneller doch! Ich will nicht . . .“

„Ich habe ihn nicht bei mir.“

„Das ist nicht wahr. Sie haben ihn bei sich. Ich kannte Ihre Antwort schon. Sie haben ihn in der Tasche. Die ganze Nacht habe ich den dummen Scherz furchtbar bereut. Geben sie ihn mir sofort zurück! Sofort!“

„Ich habe ihn im Kloster gelassen.“

„Sie müssen mich unbedingt für ein kleines Mädchen halten, für ein ganz kleines Kind, nach einem so dummen Brief! Ich bitte sie sehr um Verzeihung für den dummen Scherz. Aber den Brief müssen Sie mir unbedingt zurückbringen, wenn Sie

ihn wirklich nicht bei sich haben. Heute noch bringen Sie ihn — unbedingt!“

„Heute kann ich unmöglich kommen. Ich kehre ins Kloster zurück und werde zwei, drei, vielleicht auch vier Tage nicht herausgehen, denn der Starez Sossima . . .“

„Vier Tage? Das fehlte noch. Sagen Sie — Sie haben wohl furchtbar über mich gelacht?“

„Nicht ein bißchen habe ich gelacht?“

„Warum nicht?“

„Weil ich an alles sofort geglaubt habe.“

„Sie beleidigen mich.“

„Wieso? Nicht im geringsten. Ich glaubte sofort, als ich ihn durchlas, daß alles so geschehen werde; denn ich muß nach dem Tod des Starez Sossima sofort das Kloster verlassen. Darauf werde ich noch ein Jahr das Gymnasium besuchen und dann mein Examen machen; und wenn Sie das gesetzliche Alter erreicht haben, heiraten wir uns einfach. Ich werde Sie liebhaben. Zwar habe ich noch keine Zeit gehabt darüber nachzudenken, aber ich meine: eine bessere Frau als Sie kann ich nicht finden, und der Starez hat mir befohlen zu heiraten.“

„Ich bin ja ein arger Krüppel; seit sechs Monaten schiebt man mich im Rollstuhl!“ sagte Lisa mit verlegenem Lachen, und ihr Gesicht wurde rot.

„Ich werde Sie selbst im Rollstuhl schieben; übrigens habe ich die feste Überzeugung, daß Sie bis dahin gesund sind.“

„Sie sind ja verrückt,“ fuhr Lisa fort; „aus einem kleinen Scherz solchen Unsinn zu machen! Da ist Mama vielleicht sehr zur rechten Zeit gekommen. Mama, wie spät du wieder da bist, wie kann man alles nur so langsam machen! Julia kommt schon aus dem Keller mit dem Eis zurück!“

„Ach Lisa, schrei nur nicht immer so; es ist furchtbar. Von diesem Schreien werde ich . . . was kann ich dafür, wenn du das Verbandszeug an einen anderen Ort getan hast. Ich suchte und suchte. Vielleicht hast du es vorher absichtlich versteckt.“

„Aber wie konnte ich wissen, daß er mit einem gebissenen Finger ankommen würde. Sonst allerdings hätte ich es vielleicht mit Absicht getan. Meine liebe Engelsmama, du fängst wirklich an, sehr scharfsinnig zu werden.“

„Meinetwegen, Lisa. Aber bedenke, wie es die Nerven angreift — dieser gebissene Finger und alles andere dazu! Lieber Alexei Fedorowitsch, mich töten nicht die Einzelheiten, nicht irgend so ein Doktor, sondern das Ganze bringt mich um.“

„Ach, Mama, laß doch den armen Doktor in Ruh,“ sagte Lisa lachend, „gib mir nur schnell Verbandzeug und Wasser. Das ist einfaches Bleiwasser, Alexei Fedorowitsch; jetzt ist mir der Name wieder eingefallen. Es ist ganz großartig für Verbände. Denke dir, Mama, er hat sich unterwegs auf der Straße mit kleinen Schuljungen geprügelt, und einer von ihnen hat ihn gebissen. Ist er nicht selbst ein kleiner Knabe, ein ganz, ganz kleiner, und kann man ihm daraufhin wohl erlauben zu heiraten? Denn er will schon heiraten, Mama. Stellen Sie ihn sich nur als Ehemann vor; ist das nicht zum Lachen?“

Und Lisa lachte wieder ihr leises Lachen und sah schelmisch Aljoscha an.

„Wen soll er denn heiraten, Lisa? Solche Scherze sind sehr unpassend für dich. — Wenn der Junge vielleicht die Tollwut gehabt hat!“

„Ach, Mama, gibt es denn überhaupt tollwütige Kinder?“

„Warum nicht? Du tust wirklich, als hätte ich etwas Dummes gesagt. Den Jungen hat vielleicht ein toller Hund gebissen, und jetzt beißt der Junge wieder. Wie gut sie Ihren Finger verbunden hat! Ich hätte es nicht so gut gemacht. Schmerzt er noch sehr?“

„Nur noch ein wenig.“

„Fürchten Sie vielleicht das Bleiwasser?“ erkundigte sich Lisa.

„Genug, Lisa; ich habe das vom tollwütigen Knaben vielleicht etwas übereilt gesagt. Du mußt natürlich gleich spotten. — Beinahe hätte ich es vergessen. Katerina Iwanowna hat mich flehentlich, als sie hörte, daß Sie gekommen seien, Sie zu ihr zu bringen. Sie erwartet Sie sehr!“

„Ach, Mama, gehen Sie doch allein zu ihr. Er kann wirklich nicht sofort hingehen; er leidet zu sehr.“

„Aber gar nicht. Ich kann sehr gut zu ihr gehen,“ sagte Aljoscha.

„Wie, Sie gehen? Also so sind Sie?“

„Wieso? Ich werde, sobald ich dort fertig bin, unverzüglich wiederkommen, und dann können wir weiter sprechen, soviel sie wollen. Ich möchte Katerina Iwanowna möglichst bald sprechen, da ich beizeiten ins Kloster zurück will.“

„Mama, nimm ihn nur und bringe ihn fort. Bemühen Sie sich nicht, Alexei Fedorowitsch, nachher noch zu mir zu kommen. Gehen Sie nur sofort ins Kloster, dorthin gehören Sie. Ich will jetzt schlafen, habe ich doch die ganze Nacht nicht geschlafen.“

„Ach, Lisa, das ist wieder nur ein Scherz von dir. Aber wie wäre es, wenn du wirklich etwas schlafen würdest?“ meinte Frau Chochlakoff.

„Ich weiß nicht, wodurch ich . . . Ich werde gerne noch drei Minuten hier bleiben, wenn Sie wollen, sogar fünf,“ stotterte Aljoscha.

„Sogar fünf! So bringe ihn doch schneller fort, dieses Ungeheuer!“

„Lisa, du bist nicht recht gescheit. Kommen Sie, Alexei Fedorowitsch, sie ist heute zu launenhaft; ich fürchte mich, sie zu reizen. Welch ein Jammer, mit einem nervösen Kinde zusammenzuleben! Aber sie ist vielleicht wirklich während des Gespräches mit Ihnen müde geworden. Wie haben Sie sie nur so schnell eingeschläfert? Und wie glücklich sich das trifft!“

„Ach, Mama, das hast du reizend gesagt. Dafür gebe ich dir einen Kuß!“

„Ich dir gleichfalls, Lisa. Hören Sie, Alexei Fedorowitsch,“ sagte darauf Frau Chochlakoff in erregtem, geheimnisvollem Flüstern, als sie mit Aljoscha in den Salon trat, „ich will Ihnen nichts sagen. Sie werden sogleich selber sehen, was dort vor sich geht; es ist ganz entsetzlich. Sie liebt Ihren Bruder Iwan Fedorowitsch, redet sich aber mit aller Macht ein, daß sie Ihren Bruder Dimitri Fedorowitsch liebe. Das ist doch furchtbar! Ich werde mit Ihnen zusammen hineingehen, und wenn man mich nicht fortstößt, bis zum Ende dableiben.“

Im Empfangszimmer

Doch im Empfangszimmer schien die Unterhaltung bereits beendet; Katerina Iwanowna war sehr erregt, sah aber entschlossen aus. Als Aljoscha und Frau Chochlakoff eintraten, hatte sich Iwan Fedorowitsch gerade zum Fortgehen erhoben. Sein Gesicht war etwas blaß, und Aljoscha blickte ihn unruhig an. Er fühlte, daß jetzt wenigstens eines der beängstigenden Rätsel, die ihn schon seit längerer Zeit ununterbrochen gequält hatten, seine Lösung finden mußte. Bereits seit einem Monat hatte er von verschiedenen Seiten und zu mehreren Malen gehört, daß sein Bruder Iwan Katerina Iwanowna liebe und seinem älteren Bruder abspenstig zu machen trachte. Bis zu diesem Tage war es Aljoscha unglaublich und unmöglich erschienen. Doch hatte er den Gedanken nicht abzuschütteln vermocht und nicht wenig darunter gelitten. Er liebte beide Brüder und fürchtete daher um so mehr eine solche Nebenbuhlerschaft. Jetzt hatte ihm Dimitri selbst gesagt, daß er sich über Iwans Nebenbuhlerschaft geradezu freue, und daß sie ihm, Dimitri, in vielem sogar sehr zustatten komme. Sollte es ihm auf diese Weise leichter werden, Gruschenka zu heiraten? Das war in Aljoschas Augen der letzte Verzweiflungsschritt, den sein Bruder tun konnte. Außerdem war Aljoscha noch bis zum letzten Augenblick in der Szene, die Gruschenka bei Katerina Iwanowna, wie sie sagte, seinetwegen gespielt hatte, immer noch überzeugt gewesen, daß Katerina Iwanowna seinen Bruder Dimitri leidenschaftlich und unwandelbar liebe.

Doch nach jenem Auftritt und nach dem Gespräch mit Dimitri am Kreuzwege glaubte Aljoscha nicht mehr daran. Außerdem war er immer noch aus einem ihm selbst unerklärlichen Grunde der Meinung gewesen, daß sie einen solchen Menschen wie Iwan überhaupt nicht lieben könne, daß sie vielmehr gerade seinen Bruder Dimitri lieben müsse, gerade diesen und zwar mit allen seinen Fehlern, gerade so wie er

war, trotz der ganzen Eigentümlichkeit einer solchen Liebe. Doch nach der Szene mit Gruschenka war er anderer Meinung geworden. Frau Chochlakoffs Bemerkung: „Sie tut sich ein Leid an,“ hatte ihn zusammenfahren lassen; denn genau dasselbe hatte er sich auch in der Nacht, als er aufgewacht war — wahrscheinlich auf einen ihm unbewußten Traum hin — gesagt: „Sie tut sich ein Leid an!“ Geträumt hatte er in der ganzen Nacht von jenem Auftritt bei Katerina Iwanowna. Die bestimmt ausgesprochene Behauptung Frau Chochlakoffs, Katerina Iwanowna liebe seinen Bruder Iwan, tue sich aber absichtlich ein Leid an aus Laune oder sonst einem unerklärlichen Grunde und betrüge und quäle sich selbst mit dieser Liebe zu Dimitri, die sie aus Dankbarkeit für ihn empfinden wolle — diese Behauptung hatte Aljoscha stuszig gemacht. „Vielleicht liegt in diesen Worten die ganze Wahrheit,“ dachte er.

In welcher Lage befand sich aber sein Bruder Iwan? Aljoscha hatte unwillkürlich den Eindruck empfangen, daß ein Charakter wie Katerina Iwanowna herrschen wolle. Herrschen konnte sie indes nur über einen Menschen wie Dimitri, niemals über einen Menschen wie Iwan. Denn nur Dimitri konnte sich ergeben — wenn auch erst nach längerer Zeit — was Aljoscha ihm sogar zu seinem eigenen Glück wünschte. Bei Iwan hingegen war es ganz ausgeschlossen. Er konnte sich nicht ergeben, und ihm würde auch eine solche Unterwerfung kein Glück bringen. Diese Auffassung hatte sich unwillkürlich in Aljoscha entwickelt.

Als er jetzt in das Empfangszimmer trat, flogen ihm in einem Augenblick wieder alle diese Zweifel und Bedenken und Gedanken durch den Sinn. Auch noch ein anderer Gedanke tauchte in ihm auf. „Wenn sie keinen von beiden liebt, den einen nicht und auch nicht den anderen?“ Doch Aljoscha schämte sich seiner Gedanken und hatte sich ihretwegen jedesmal Vorwürfe gemacht, so oft sie ihm im letzten Monat wieder und immer wieder gekommen waren. „Was verstehe ich von Liebe und von Frauen, und wie kann ich solche Schlüsse ziehen!“ sagte er sich vorwurfsvoll, wenn er wieder Ähnliches gedacht hatte. Und doch mußte er daran denken.

So erriet er denn gleichfalls unbewußt, daß diese Nebenbuhlerschaft im Schicksal seiner beiden Brüder eine der wichtigsten Fragen war, von der vieles abhing. „Das eine Geschmeiß wird das andere Geschmeiß vertilgen,“ hatte Iwan am Tage zuvor vom Vater und vom Bruder Dimitri geäußert. Also war Dimitri in seinen Augen ein Geschmeiß und vielleicht schon lange. Oder sollte er es erst seit dem Augenblicke geworden sein, wo Iwan Katerina Iwanowna kennen gelernt hatte? Diese Worte waren ihm natürlich halb aus Versehen ent schlüpft. Doch waren sie umso bedeutungsvoller, wenn er sie vielleicht gegen seinen Willen laut ausgesprochen hatte. War das aber wirklich so, wie konnte man dann auf eine friedliche Lösung hoffen? Gab es denn nicht neue Ursachen zu Haß und Feindschaft in der Familie? Vor allen Dingen: wen sollte er, Aljoscha, bedauern, und was einem jeden von ihnen wünschen? Er hatte sie beide lieb. Was sollte er jedoch bei so furchtbaren Widersprüchen ihnen raten? In diesem Wirrwarr der Gedanken konnte man sich vollkommen verlieren! Aljoschas Herz konnte die Ungewißheit nicht ertragen. Seine Liebe wollte immer gleich tätig eingreifen. Untätig zu lieben verstand er nicht; hatte er einmal sein Herz hingegeben, so wollte er auch sofort helfen. Um hier zu helfen, mußte er aber zuerst die Wahrheit wissen, mußte er ein festes Ziel vor sich sehen; statt dessen sah er jedoch Unklarheit und Irrwege. ‚Unterdrücken der eigenen Persönlichkeit und Unterdrückenwollen des Schicksals‘ — das war es! Aber was verstand er davon? Er verstand nicht einmal das erste Wort in diesem ganzen Durcheinander.

Als Katerina Iwanowna Aljoscha erblickte, sagte sie hastig und freudig zu Iwan Fedorowitsch, der sich erhoben hatte, um fortzugehen:

„Bitte, bleiben Sie noch einen Augenblick! Ich will vorher nur die Meinung dessen hören, zu dem ich von ganzem Herzen das größte Zutrauen habe. Auch Sie, Katerina Ossipowna, möchte ich bitten, nicht fortzugehen,“ wandte sie sich an Frau Chochlakoff. Sie hieß Aljoscha neben sich Platz nehmen. Frau Chochlakoff setzte sich ihr gegenüber neben Iwan Fedorowitsch.

„Jetzt habe ich alle meine Freunde hier, alle, die ich überhaupt besitze,“ begann sie mit weicher Stimme, in der Thränen durchzuklingen schienen, und Aljoscha fühlte, wie sein Herz wieder zu ihr hingezogen wurde. „Sie, Alexei Fedorowitsch, waren gestern Zeuge der furchtbaren Stunde. Sie sahen, wie ich war. Iwan Fedorowitsch, Sie haben es nicht gesehen; er aber hat es mit eigenen Augen gesehen. Was er gestern von mir gedacht hat, weiß ich nicht; ich weiß nur: wenn sich heute dasselbe wiederholte, so würde ich auch heute dieselben Gefühle, dieselben Worte, dieselben Absichten äußern. Sie erinnern sich wohl noch meiner Absichten, Alexei Fedorowitsch; hielten Sie mich doch noch von der Ausführung einer Absicht zurück.“

Sie erröthete bei diesen Worten, und ihre Augen blitzten.

„Ich sage Ihnen ganz offen, Alexei Fedorowitsch, daß ich mich mit nichts von dem, was geschehen ist, ausöhnen kann. Ich weiß nicht einmal, ob ich ihn jetzt liebe. Er tut mir leid, das ist aber ein böses Zeichen für die Liebe. Wenn ich noch weiterhin liebte, so würde er mir jetzt vielleicht nicht leidtun, sondern ich würde ihn wahrscheinlich hassen.“

Ihre Stimme zitterte und an ihren Wimpern hingen Thränen. Aljoscha erschrak. „Das Mädchen ist offenherzig und kann nicht lügen,“ sagte er sich; „sie liebt Dimitri nicht mehr.“

„Das haben Sie ganz richtig bemerkt, Katerina Iwanowna,“ bestätigte Frau Chochlakoff eifrig.

„Warten Sie noch ein wenig, liebe Katerina Ossipowna; das Wichtigste habe ich noch nicht gesagt. Ich habe noch nicht alles ausgesprochen, was ich in dieser Nacht beschlossen habe. Mein Entschluß ist vielleicht furchtbar — furchtbar für mich. Aber ich weiß im voraus, daß ich ihn um keinen Preis der Welt ändern werde, in meinem ganzen Leben nicht. So wird es sein. Mein lieber Freund Iwan Fedorowitsch, mein einziger, hochherziger Ratgeber, den ich in der Welt habe, stimmt mir in allem bei, und auch er hat als tiefer Herzenskenner meinen Entschluß gebilligt. Er kennt ihn.“

„Ich billige ihn,“ sagte mit leiser, aber fester Stimme Iwan Fedorowitsch.

„Aber ich will, daß auch Aljoscha — verzeihen Sie,

Alexei Fedorowitsch, daß ich Sie einfach Aljoscha nenne -- mir hier in Gegenwart meiner lieben Freunde sagt, ob ich recht habe oder nicht. Ich habe das unbewußte Gefühl, daß Sie, Aljoscha, mein lieber Bruder -- denn Sie sind mein lieber Bruder," fuhr sie begeistert fort und ergriff seine kalte Rechte mit ihrer heißen Hand, „ich fühle im voraus, daß Ihr Urteilspruch, Ihre Billigung mir trotz meiner Qualen Ruhe geben wird. Denn nach Ihrem Urteilspruche werde ich verstummen und mich ergeben."

„Ich weiß nicht, wonach Sie mich fragen werden," sagte Aljoscha errötend, „ich weiß nur, daß ich Sie lieb habe und Ihnen in diesem Augenblicke mehr Glück wünsche als mir selbst. Doch ich verstehe nichts von allen diesen Dingen," beeilte er sich hinzuzufügen.

„In diesen Dingen, Alexei Fedorowitsch, ist die Hauptsache Ehre und Pflicht, und ich weiß nicht, was noch; ja es ist etwas Höheres, das vielleicht sogar höher ist als die Pflicht. Das Herz spricht mir von diesem unbezwingbaren Gefühl, das mich übermächtig mit sich fortzieht. Es läßt sich übrigens alles in zwei Worte zusammenfassen. Ich habe mich entschlossen, selbst wenn er jenes Geschöpf heiraten sollte," fuhr sie feierlich fort, „dem ich niemals verzeihen kann, ihn nicht zu verlassen. Von jetzt an werde ich ihn nie mehr verlassen," sagte sie mit müder Begeisterung, und es klang, als sei in ihr eine Saite gesprungen. „Ich will damit nicht sagen, daß ich mich ihm überall nachschleppen, mich beständig in seinen Weg, vor seine Augen drängen und ihn quälen werde -- nein, ich werde in eine andere Stadt ziehen, einerlei wohin; aber ich werde ihn mein ganzes Leben lang nicht aus den Augen lassen. Wenn er indes mit jener unglücklich wird, und das wird bestimmt sofort geschehen, dann kann er zu mir kommen und wird in mir eine Freundin und eine Schwester finden, natürlich nur eine Schwester. Und das dann auf immer, und er wird sich endlich überzeugen, daß diese Schwester wirklich seine Schwester ist, die ihn aufrichtig liebt und ihm ihr ganzes Leben geopfert hat. Ich werde es erreichen, werde es durchsetzen, daß er mich endlich kennen lernt und mir alles gesteht, ohne sich zu schämen!" stieß sie erregt hervor, fast außer sich. „Ich werde

sein Gott sein, zu dem er betet; wenigstens ist er mir das für seinen Verrat und für alles, was ich gestern um seinetwillen gelitten habe, schuldig. So mag er denn sein Leben lang sehen, daß ich ihm mein ganzes Leben lang treu bleibe, mein Wort, das ich ihm einmal gegeben habe, halte, obgleich er mir untreu ist und mich verraten hat. Ich werde mich in ein Mittel zu seinem Glück verwandeln fürs ganze Leben oder — wie soll ich mich ausdrücken — in ein Instrument, in eine Maschine, die sein Glück schafft fürs ganze Leben, für mein ganzes Leben, und damit er es hinfort sein ganzes Leben lang erfährt. Das ist mein Entschluß. Iwan Fedorowitsch billigt ihn und stimmt mir in allem bei."

Atemlos endete sie. Vielleicht hatte sie ihren Gedanken viel würdiger, geschickter und natürlicher ausdrücken wollen; jetzt hatte sie ihn in der Eile gar zu dürftig zum Ausdruck gebracht. Viel war dabei jugendliche Ungeduld, vieles verriet auch noch die erlittene Kränkung und das Bedürfnis, sich stolz zu zeigen. Alles dies empfand sie selbst. Ihr Gesicht wurde finster, und der Blick verhieß nichts Gutes. Aljoscha bemerkte es sofort. Herzliches Mitleid wallte in seinem Herzen auf. Da mußte auch Iwan noch das Seine hinzutun.

"Ich habe vorhin nur meine Meinung geäußert," sagte er. "Bei jeder anderen wäre es verstellt und erzwungen, bei Ihnen ist es nicht der Fall. Eine andere wäre nur unaufrichtig, Sie sind aufrichtig, und somit haben Sie recht. Ich weiß nicht, wie ich es erklären soll; ich sehe nur, daß Sie aufrichtig sind, im höchsten Grade aufrichtig, und darum sind Sie auch im Recht."

"Aber doch nur in diesem Augenblick! Und dieser Augenblick ist nichts anderes als die Folge der gestrigen Beleidigung," unterbrach ihn Frau Chochlakoff, deren Absicht augenscheinlich gewesen war, sich nicht einzumischen, die es aber jetzt nicht mehr ausgehalten hatte und mit einer sehr richtigen Bemerkung in das Gespräch eingriff.

"Ganz recht," sagte Iwan in fast beleidigendem Tone und als habe er sich darüber geärgert, daß sie ihn unterbrochen. "Sie haben ganz recht, gnädige Frau. Bei einer anderen wäre es nur der Einfluß der gestrigen Erregung und würde nur

eine Minute andauern. Bei Katerina Iwanowna aber wird es ihr ganzes Leben lang andauern. Was für andere nur Versprechen ist, das ist für sie lebenslängliche, vielleicht schwere, doch unermüdlige Erfüllung ihrer Pflicht. Das Gefühl dieser Pflichterfüllung wird ihr genügen. Ihr Leben, Katerina Iwanowna, wird von jetzt an in marternder Beobachtung und Zergliederung der eigenen Gefühle, der eigenen Heldentat und des eigenen Leides bestehen. Aber späterhin wird sich dieses Leid mildern, und Ihr Leben wird sich in ein angenehmes Betrachten verwandeln, in ein unaufhörliches Betrachten des ein für allemal gefassten und erfüllten stolzen Vorsatzes, der in seiner Art tatsächlich stolz, jedenfalls aber verzweifelt ist, den Sie jedoch auf sich genommen haben. Dieses Denken wird Sie schließlich vollkommen befriedigen und Sie mit allem übrigen ausföhnen."

Er sprach es mit einer gewissen Bosheit, sagte es mit Absicht gerade so. Vielleicht dachte er nicht einmal daran, seine Absicht zu verbergen, daß er so spöttisch sprach.

„O Gott, das ist wieder nicht das!“ seufzte Frau Chochlatoff.

„Alexei Fedorowitsch, so sprechen Sie doch! Es quält mich; ich will wissen, was Sie dazu sagen!“ rief Katerina Iwanowna erregt und brach plötzlich in Tränen aus. Aljoscha erhob sich von seinem Platz.

„Das will nichts bedeuten!“ fuhr sie weinend fort, „es ist nur die Folge der Erregung und der schlaflosen Nacht. Aber bei zwei so treuen Freunden, wie Ihr Bruder und Sie es sind, fühle ich mich stark. Denn ich weiß: Sie beide werden mich nicht verlassen.“

„Leider muß ich vielleicht morgen schon nach Moskau fahren und Sie auf lange verlassen. Leider läßt es sich nicht mehr ändern,“ sagte auf einmal Iwan Fedorowitsch.

„Morgen nach Moskau!“ Das ganze Gesicht Katerina Iwanownas änderte sich. „Wie glücklich sich das trifft!“ rief sie auch schon in demselben Augenblick mit vollkommen veränderter Stimme, und im selben Augenblick hatte sie auch schon ihre Tränen zurückgedrängt, sodaß von ihnen nicht einmal eine Spur blieb. In einem einzigen Augenblick ging mit ihr diese

seltfame Veränderung vor sich, die Aljoscha nicht wenig in Erstaunen versetzte. Anstelle des armen, beleidigten Mädchens erschien ein Weib vor ihm, das sich vollkommen in der Gewalt hatte und mit irgendetwas ungemein zufrieden schien, gleich als habe sie sich über irgend etwas sehr gefreut.

„Ich meine natürlich nicht, weil Sie uns verlassen. Nein, so meinte ich es nicht,“ versuchte sie gleichsam mit freundlichem Gesellschaftslächeln ihren unbedachten Ausruf wiedergutzumachen. „Ein Freund wie Sie kann uns auch gar nicht missverstehen. Ich bin vielmehr nur zu unglücklich, daß ich Sie entbehren muß!“ Sie wandte sich zu Iwan Fedorowitsch, ergriff ungestüm seine beiden Hände und drückte sie warm. „Ich freue mich nur deswegen, weil Sie persönlich meiner Tante und Agassja meine ganze furchtbare Lage, in der ich mich befinde, werden schildern können, Agassja gegenüber ganz aufrichtig, Tantchen natürlich schonender, wie Sie es allein verstehen. Sie können sich nicht vorstellen, wie unglücklich ich gestern und heute morgen war. Ich weiß wirklich nicht, wie ich diesen entsetzlichen Brief schreiben soll. Denn alles in einem Briefe wiederzugeben, ist ganz unmöglich. Jetzt fällt es mir viel leichter, denn Sie werden beiden alles erklären. Wie mich das freut! Nur deswegen freue ich mich; das glauben Sie mir doch. Sie sind mir natürlich unerseßlich! Ich werde den Brief sofort schreiben,“ sagte sie und erhob sich, um ins andere Zimmer zu gehen.

„Aber Aljoscha? Sie wollten doch Alexei Fedorowitschs Meinung gerne erfahren?“ rief Frau Chochlakoff und hielt sie auf. Etwas wie Feindseligkeit und Entrüstung klang aus ihren Worten.

„Das habe ich nicht vergessen,“ — Katerina Iwanowna blieb sofort stehen — „warum sind Sie denn böse auf mich, Katerina Ossipowna?“ fragte sie vorwurfsvoll. „Was ich gesagt habe, tue ich auch. Ich brauche unbedingt seine Meinung, ich bedarf sogar seines Urteils. Wie er sagt, wird es sein. Sehen Sie, wie sehr mich nach ihren Worten verlangt. — Aber, was ist Ihnen?“

„Das hätte ich nie gedacht, nie für möglich gehalten!“ sagte Aljoscha traurig.

„Was nicht gedacht?“

„Er fährt nach Moskau, und Sie sagen, das freue Sie! Das haben Sie absichtlich ausgerufen. Dann begannen Sie sofort zu erklären, daß Sie sich nicht darüber freuten, sondern es bedauerten, daß Sie einen Freund verlieren. Das haben Sie uns absichtlich vorgespielt wie im Theater.“

„Was? Im Theater? Was sagen Sie?“ fragte Katerina Iwanowna maßlos verwundert. Sie wurde rot und zog die Brauen zusammen.

„Aber wie sehr Sie ihm auch versichern, daß Sie den Freund in ihm vermissen werden, Sie behaupten ihm doch offen ins Gesicht, daß das Glück darin bestehe, daß er fährt,“ sagte atemlos Aljoscha.

„Wovon reden Sie? Ich weiß nicht . . .“

„Ich weiß es auch nicht. Wie eine Erleuchtung ist es über mich gekommen. Ich kann mich nicht gut ausdrücken, aber werde trotzdem alles sagen,“ fuhr Aljoscha mit zitternder und halb versagender Stimme fort. „Meine Erleuchtung besteht darin: Sie lieben meinen Bruder Dimitri vielleicht überhaupt nicht und haben ihn von Anfang an nicht geliebt, wie Sie auch Dimitri vielleicht überhaupt nicht liebt und Sie nur sehr achtet. Ich weiß nicht, woher ich den Mut nehmen soll, alles zu sagen; aber jemand muß doch die Wahrheit sagen; denn hier will es niemand tun.“

„Was für eine Wahrheit?“ rief Katerina Iwanowna zürnend.

„Diese Wahrheit,“ erwiderte Aljoscha; „lassen Sie sofort Dimitri rufen — ich werde ihn schon finden — und mag er dann herkommen, Sie an der Hand nehmen, darauf Iwan Hand erfassen und Ihre beiden Hände vereinigen. Denn Sie quälen Iwan nur darum, weil Sie ihn lieben, und quälen ihn, weil Sie Dimitri zu lieben wähnen, ihn aber nicht wirklich lieben. Sie haben es sich nur eingeredet.“

Aljoscha stockte und verstummte.

„Sie Dummer!“ stieß Katerina Iwanowna blas und mit zuckenden Lippen hervor. Iwan Fedorowitsch lachte dagegen laut auf und erhob sich. Seinen Hut hatte er schon in der Hand.

„Du täuschest dich, mein guter Aljoscha,“ sagte er mit einer

Miene, die Aljoscha noch nie an ihm gesehen hatte, mit dem Ausdruck echt jugendlicher Herzlichkeit und eines starken, unbeeindruckbar aufrichtigen Gefühls; Katerina Iwanowna hat mich nie geliebt. Die ganze Zeit bisher hat sie gewußt, daß ich sie liebe, obgleich ich ihr nie ein einziges Wort von Liebe gesagt habe; sie hat es gewußt, hat mich aber nie geliebt. Ihr Freund bin ich auch nie gewesen, nicht einen einzigen Tag. Das stolze Wesen bedurfte meiner Freundschaft nicht. Sie wollte mich bei sich haben, um sich ununterbrochen rächen zu können. Sie rächte sich an mir für alle Beleidigungen, die sie fortwährend, an jedem Tage dieser langen Zeit durch Dimitri erfuhr, von ihrer ersten Begegnung an. Denn auch ihre erste Begegnung mit ihm ist in ihrem Herzen als Beleidigung zurückgeblieben. Ja, so ist ihr Herz. Die ganze Zeit habe ich nur zugehört, wie sie von ihrer Liebe zu ihm gesprochen hat. Jetzt gehe ich fort. Lassen Sie es sich gesagt sein, gnädiges Fräulein: Sie lieben wirklich nur ihn; und je mehr er sie kränken wird, desto mehr werden Sie ihn lieben. Das ist das Leid, das Sie sich selbst zufügen. Sie lieben ihn so wie er ist; als Ihren Beleidiger lieben Sie ihn. Wenn er sich bessern würde, würden Sie ihn verlassen und sofort aufhören, ihn zu lieben. Jetzt bedürfen Sie seiner, um andauernd an Ihre große Treue denken zu können und ihm seine Untreue vorzuwerfen. Alles das ist nur die Folge Ihres Stolzes. Dabei ist natürlich viel Unwürdigkeit und Selbsterniedrigung; aber Sie tun es trotzdem nur aus Stolz. Ich bin noch jung und habe Sie leidenschaftlich geliebt. Ich weiß, daß ich es Ihnen nicht zu sagen brauche. Es wäre stolzer und würdiger, würde ich Sie einfach verlassen; es wäre auch nicht so kränkend für Sie. Aber ich gehe weit fort und werde nie wiederkehren. Ich gehe für immer; neben einer, die sich quält, will ich nicht leben. — Was soll ich noch weiter sagen! Leben Sie wohl, Katerina Iwanowna. Sie haben kein Recht, sich über mich zu ärgern; denn ich bin hundertmal mehr bestraft als Sie, bestraft allein schon dadurch, daß ich Sie nie wiedersehen werde. Deshalb nochmals: leben Sie wohl! Ich will Ihren Händedruck nicht. Sie haben mich viel zu sehr gequält, als daß ich Ihnen jetzt verzeihen könnte. Später werde ich Ihnen verzeihen. Doch jetzt brauchen

Sie mir Ihre Hand nicht zu geben. Den Dank, Dame, begehre ich nicht," fügte er mit einem erzwungenen Lächeln hinzu und zeigte so ganz unerwartet, daß auch er Schiller gelesen und ihn auswendig behalten hatte, was Aljoscha früher nie geglaubt hätte. Iwan verließ das Zimmer, ohne sich selbst von Frau Chochlakoff, der Hausfrau, zu verabschieden. Aljoscha wollte ihm nachstürzen.

"Iwan!" rief er seinem Bruder nach, "Iwan, komm zurück. Ach, er wird niemals wiederkehren!" rief er in verzweiflungsvoller Erkenntnis. "Das ist meine Schuld; ich habe es so weit gebracht. Iwan sprach erregt, ungerecht und böse. Er muß zurückkommen, er muß!" rief Aljoscha wie außer sich.

Katerina Iwanowna ging plötzlich ins Nebenzimmer.

"Das war großartig von Ihnen, Sie haben wie ein Engel gehandelt," flüsterte ihm Frau Chochlakoff zu. "Ich werde alles in Bewegung setzen, daß Iwan Fedorowitsch nicht fortfährt."

Ihr Gesicht strahlte vor Freude, was Aljoscha nicht geringen Kummer verursachte. In diesem Augenblick kehrte Katerina aus dem Nebenzimmer zurück. Sie hatte zwei Hundertrubelscheine in der Hand.

"Ich habe eine große Bitte an Sie, Alexei Fedorowitsch," wandte sie sich an Aljoscha, anscheinend vollkommen ruhig, als sei nichts geschehen. "Vor einer Woche — ja, ich glaube, vor einer Woche — hat Dimitri Fedorowitsch eine unüberlegte und ungerechte That begangen, eine schändliche That. Es gibt hier in der Nähe ein Lokal oder etwas ähnliches. Dort traf er einen verabschiedeten Offizier, einen Hauptmann, den Ihr Vater irgendwie beschäftigt. Dimitri Fedorowitsch hatte sich aus irgendeinem Grunde über diesen Hauptmann geärgert, ihn am Bart gepackt und in Gegenwart aller Gäste in dieser erniedrigenden Weise hinaus auf die Straße gezerrt. Der Sohn dieses Hauptmanns, ein kleiner Junge, der das hiesige Gymnasium besucht, soll es gesehen haben, die ganze Zeit neben ihm hergelaufen sein, laut geweint und für den Vater gebeten, ja, sich an alle Leute auf der Straße gewendet haben, um sie zu bitten, seinen Vater in Schutz zu nehmen. Doch die Leute haben nur gelacht. Verzeihen Sie, Alexei Fedorowitsch, ich

kann nicht ohne heftigen Unwillen der schmachvollen Handlung gedenken, die er begangen hat. Das ist wieder eine von jenen Handlungen, zu denen sich nur ein Dimitri Fedorowitsch in seinem Zorn hinreißen lassen kann — und in seinen Leidenschaften. Ich kann nicht einmal alles so wiedergeben, mir fehlen die rechten Worte. Ich habe mich nach dem Beleidigten erkundigt und erfahren, daß er sehr arm ist. Sein Familienname ist Snegireff. Er hat sich im Dienst irgendwie etwas zu Schulden kommen lassen und den Abschied nehmen müssen. Näheres weiß ich nicht. Jetzt ist er mit seiner Familie hier, mit kranken Kindern und einer, ich glaube, geisteskranken Frau und lebt in furchtbarer Armut. Er war schon früher in dieser Stadt und soll hier Schreiber gewesen sein. Augenblicklich ist er arbeitslos. Ich habe meinen Blick auf Sie geworfen, das heißt: ich dachte — ach, ich weiß nicht, ich verwirre mich die ganze Zeit — sehen Sie, ich wollte Sie bitten, mein bester Alexei Fedorowitsch, zu ihm zu gehen, unter einem Vorwande natürlich, und zart, vorsichtig, wie nur Sie es können“ — Aljoscha errötete plötzlich — „ihm diese Unterstützung zu übergeben, hier diese zweihundert Rubel. Es soll keine Zahlung sein, ihn zu beschwichtigen, damit er keine Klage einreicht — ich glaube, er soll es getan haben — sondern geschieht einfach aus Mitleid, aus dem Wunsch heraus, ihm zu helfen — von mir, der Braut Dimitri Fedorowitschs, nicht von ihm. Sie werden es schon verstehen. Ich würde selbst zu ihm gehen, aber Sie werden es viel besser machen als ich. Er wohnt in einer abgelegenen Straße, der Seestraße, im Hause der Kleinbürgerin Kalmykowa. Ich bitte Sie, Alexei Fedorowitsch, tun Sie es für mich; ich bin jetzt etwas müde. Auf Wiedersehen!“

Sie wandte sich so schnell um und verschwand so schnell hinter dem Vorhang, daß Aljoscha nichts mehr sagen konnte; und er wollte ihr noch so viel sagen. Er wollte sie um Verzeihung bitten, sich anklagen, kurz, er wollte etwas sagen; denn sein Herz war voll, und er wollte unter keiner Bedingung so von ihr fortgehen. Aber schon ergriff ihn Frau Chochlakoff an der Hand und zog ihn heraus. Im Vorzimmer hielt sie ihn wieder wie vorhin auf.

„Sie ist stolz, sie quält sich selbst; aber sie ist gut, groß-

mütig, hochherzig!“ flüsterte sie ihm zu. „Wenn Sie wüßten, wie ich sie liebe, besonders manchmal, und wie ich mich jetzt wieder über alles, alles freue! Lieber Alexei Fedorowitsch, Sie wissen ja noch nicht alles. Hören Sie: Wir alle – ich, ihre beiden Tanten, kurz alle, sogar Lisa wünschen einen ganzen Monat lang das eine und wollen es durchsehen, daß sie sich von ihrem geliebten Dimitri Fedorowitsch, der nichts von ihr wissen will und sie überhaupt nicht liebt, lossagt und Iwan Fedorowitsch heiratet, den gebildetsten und prächtigsten jungen Mann, der sie mehr als alles auf der Welt liebt. Wir haben eine ganze Verschwörung angezettelt, und ich bleibe nur deswegen hier . . .“

„Aber sie weinte doch, sie ist doch wieder beleidigt,“ unterbrach Aljoscha sie.

„Glauben Sie nicht den Tränen einer Frau, Alexei Fedorowitsch, in solchen Fällen bin ich immer gegen die Frauen und für die Männer.“

„Mama, du verdirbst ihn,“ ertönte Lisas Stimmchen durch die Türspalte.

„Nein, ich bin die Ursache dieses Unglücks, ich bin an allem schuld,“ wiederholte der untröstliche Aljoscha, schämte sich wegen seines Auftretens und legte die Hand über die Augen.

„Im Gegenteil, Sie haben wie ein Engel gehandelt; ich bin bereit, Ihnen das hunderttausendmal zu wiederholen!“

„Mama, wieso hat er wie ein Engel gehandelt?“ ertönte wieder Lisas Stimme.

„Als ich beide sah, kam es mir vor,“ fuhr Aljoscha fort, wie wenn er Lisa gar nicht gehört hätte, „als liebe sie Iwan und so sagte ich auch diese Dummheit. Was soll daraus werden?“

„Was daraus werden soll?“ rief Lisa wieder ungeduldig durch die Tür. „Mamachen, du bringst mich noch um. Ich frage schon zum hundertstenmal; du antwortest mir überhaupt nicht.“

In diesem Augenblick kam das Stubenmädchen hereingelaufen.

„Gnädige Frau, das Fräulein fühlt sich sehr schlecht, sie weint und schlägt um sich . . .“

„Was ist los?“ Klang Lisas erregte Stimme durch die Thür. „Mama, ich werde sofort einen Anfall bekommen, aber nicht Katja.“

„Lisa, um Gotteswillen, schrei nicht so; du bringst mich um. Du bist noch viel zu jung, als daß du alles erfahren darfst, wovon Erwachsene sprechen; später werde ich dir alles erzählen, was ich dir davon erzählen kann. O Gott, ich komme schon, ich komme schon! Ein Anfall? Großartig, daß sie diesen Anfall hat. Gerade das fehlte noch! In solchen Fällen bin ich immer gegen die Frauen, gegen alle diese Anfälle und Frauentränen. Julia, gehe sofort hinein und sage ihr, daß ich komme. Daß Iwan Fedorowitsch fortgegangen ist, das ist ihre eigene Schuld. Aber er wird nicht fortfahren. Lisa, um Gotteswillen, schrei nicht so! Ach, du schreiest ja gar nicht, ich rege mich nur so auf; verzeih deiner Mama. Aber ich bin ganz entzückt davon, entzückt sage ich Ihnen! Sie haben auch bemerkt, wie leidenschaftlich sich Iwan Fedorowitsch mit einemmal gezeigt hat. Ich glaubte immer, er sei ein gelehrter Akademiker, und plötzlich ist er so feurig, so offenherzig, so unerfahren und so jugendlich; das war so reizend an ihm, ganz als ob Sie es gewesen wären. Und wie er die deutschen Worte vorbrachte — ganz wie Sie! Ich laufe und eile ja schon! Gehen Sie, richten Sie eilends den Auftrag aus und kommen Sie schnell zurück. Lisa, brauchst du etwas? Halte ihn nur keine Minute auf; er wird sogleich zu dir zurückkehren!“

Schließlich eilte Frau Chochlakoff wirklich fort. Vor seinem Fortgehen wollte Aljoscha noch einmal die Thür zu Lisas Zimmer öffnen.

„Auf keinen Fall!“ rief ihm Lisa empört zu, „jetzt unter keiner Bedingung mehr! Sprechen Sie nur durch die Thür. Für welche Heldentat hat man sie zum Engel erhoben? Nur das will ich wissen.“

„Für eine furchtbare Dummheit, Lisa! Auf Wiedersehen!“

„Unterstehen Sie sich nicht, so fortzugehen!“ rief Lisa.

„Lisa, ich habe großes Herzeleid. Ich komme sofort zurück. Aber ich habe großen, großen Kummer!“

Damit verließ er schnell das Zimmer und das Haus.

In der Stube

Er hatte wirklich ein großes Herzeleid, wie er es bis dahin nur selten empfunden. Wie dumm hatte er sich in fremde Angelegenheiten hineingemischt und noch dazu in Liebesangelegenheiten!

„Was verstehe ich von solchen Sachen? Wie kann ich mich nur in derartige Angelegenheiten mischen?“ wiederholte er vorwurfsvoll und immer von neuem errötend wohl schon zum hundertstenmal. „Ach, die Schande wäre nichts, die Schande ist nur eine wohlverdiente Strafe. Das Furchtbare ist nur, daß ich die Ursache neuen Unglücks bin. Und der Starez hat mich doch geschickt, zu versöhnen und zusammenzubringen! Bringt man so zusammen?“

Bei diesem Gedanken fiel ihm wieder ein, wie er die Hände vereinigt hatte, und heiße Scham stieg in ihm auf.

„Wenn ich auch alles aufrichtig getan habe, muß ich künftig doch klüger sein,“ schloß er und lächelte nicht einmal über diese Folgerung.

Der Auftrag Katerina Iwanownas führte ihn in die See-straße. Da aber Dimitri Fedorowitschs Wohnung auf dem Wege lag, beschloß Aljoscha, vorher noch zum Bruder zu gehen, obgleich er ahnte, daß er ihn nicht zu Hause antreffen werde. Er vermutete sogar, daß Dimitri sich jetzt absichtlich vor ihm versteckte; trotzdem wollte er ihn auf jeden Fall aufsuchen. Die Zeit drängte. Der Gedanke an den sterbenden Starez hatte ihn seit der Stunde, als er aus dem Kloster gegangen, keinen Augenblick verlassen.

Es fiel ihm wieder ein, was Katerina Iwanowna von jenem Hauptmann erzählt hatte, und wieder fragte sich Aljoscha, ob nicht der kleine Knabe, der die Schule besuchte und laut weinend neben dem Vater einhergelaufen war, als Dimitri ihn am Bart auf die Straße gezerrt hatte — ob es nicht derselbe kleine Junge war, der ihn in den Finger gebissen hatte. Das wäre doch die Antwort gewesen auf seine Frage,

wodurch er ihn beleidigt habe. Schließlich war Aljoscha fest überzeugt davon, ohne selbst zu wissen warum, daß jener Knabe der Sohn des beleidigten, armen Hauptmanns sei. Diese nebensächlichen Gedanken lenkten ihn so ab, daß er nicht mehr an das von ihm angestiftete Unheil dachte und sich mit Vorwürfen quälte; er konnte etwas Gutes tun. Bei diesem Gedanken beruhigte er sich schließlich. Als er beim Einbiegen in die Querstraße zu Dimitri Hunger verspürte, nahm er aus seiner Kuttentasche das Franzbrot, das er beim Vater eingesteckt hatte, und aß es unterwegs auf. Das stärkte wieder etwas seine Lebensgeister.

Der Bruder war natürlich nicht zu Hause. Die Hausleute — ein alter Tischlermeister, sein Sohn und die alte Frau, sahen Aljoscha mißtrauisch an.

„Er ist schon die dritte Nacht nicht daheim; vielleicht ist er ausgefahren,“ antwortete der Alte auf Aljoschas wiederholte Frage.

Da sah Aljoscha ein, daß jener einem gegebenen Befehle gemäß nicht antworten wolle. Auf seine Frage: „Ist er vielleicht bei Gruschenka, oder versteckt er sich bei Zoma?“ — er fragte absichtlich so bestimmt — blickten ihn alle drei nur höchst erschrocken an.

„Sie müssen ihn gerne haben, wenn sie so zu ihm halten,“ dachte Aljoscha, „das ist gut.“

Endlich fand er in der Seestraße das Haus der Kleinbürgerin Kalmykowa, ein altes, schiefes Häuschen, das nur drei Fenster nach der Straße hatte. Der Eingang führte durch den schmutzigen Hof. Als Aljoscha durch die Pforte trat, sah er gerade mitten auf dem Hof eine Kuh unangebunden stehen. Links vom Flur wohnte die alte Hausbesitzerin mit ihrer bejahrten Tochter; beide waren anscheinend taub. Auf seine mehrmals wiederholte Frage nach dem Hauptmann wies schließlich die eine von ihnen, die erraten hatte, daß man zu ihren Mietern wolle, auf die gegenüberliegende Tür. Die Wohnung des verabschiedeten Hauptmanns war also wirklich in diesem Hause.

Schon wollte Aljoscha nach der eisernen Klinke greifen und die Tür aufmachen — da fiel ihm die ungewöhnliche Stille

hinter der Tür auf. Katerina Iwanowna hatte ihm doch gesagt: der Hauptmann sei verheiratet und habe eine ganze Familie.

„Entweder schlafen alle oder haben gehört, daß ein Fremder ins Haus eingetreten ist, und warten jetzt, daß ich hineinkomme. Ich will doch lieber erst klopfen,“ dachte er und klopfte an die Tür. Die Antwort kam erst nach einiger Zeit, vielleicht erst nach einer halben Minute.

„Wer da?“ schrie jemand laut und zornig.

Mjoscha machte die Tür auf und schritt über die Schwelle. Er befand sich in einer zwar sehr großen Bauernstube, die aber von Menschen und Hausgerät ganz ausgefüllt war. Links stand ein großer, russischer Ofen. Vor diesem Ofen war zum linken Fenster durch das ganze Zimmer eine Schnur gezogen, auf der verschiedene Wäschestücke hingen. An den Wänden zu beiden Seiten stand je ein Bett, mit gehäkelter Decke überdeckt. Auf dem Bette links war aus vier Kopfkissen ein ganzer Berg errichtet; von diesen vier, die in Kattunbezügen steckten, war immer eines kleiner als das andere. Dagegen lag auf dem Bett an der rechten Wand nur ein einziges ganz kleines Kissen. In der vorderen Ecke war ein kleiner Raum durch einen Vorhang abgeteilt oder richtiger durch ein Bettuch, das ebenfalls quer über einer vor die Ecke gezogenen Schnur hing. Hinter diesem Vorhang sah ein drittes, auf einer Truhe und einem vorgeschobenen Stuhl aufgeschlagenes Bett hervor. Ein einfacher, viereckiger Bauern Tisch war von der anderen Ecke an das mittlere Fenster geschoben. Alle drei Fenster, von denen jedes nur vier kleine, grüne, von Staub und Regen trübe Fensterscheiben hatte, ließen nicht gerade viel Luft herein und waren überdies so dicht geschlossen, daß man die Zimmerluft als recht drückend empfand. Auf dem Tisch stand eine Bratpfanne mit dem Rest von unsauberem Nührei, ein angebissenes Stück Brot und eine Halbliterflasche, in der nur noch ein wenig von dem übrig geblieben war, was viele Menschen über ihr Leid hinwegbringt.

Auf einem Stuhl neben dem Bett links saß eine Frau in einfachem Kattunkleide; doch machte sie den Eindruck einer Dame. Sie war sehr abgemagert und etwas gelblich im Ge-

licht; ihre stark eingefallenen Backen ließen sofort erkennen, daß sie krank sein mußte. Am meisten fiel Aljoscha der Blick der armen Dame auf; er war ungemein forschend und zugleich äußerst hochmütig. Während der ganzen Zeit, als Aljoscha mit dem Hauptmann sprach, gingen ihre großen braunen Augen mit demselben stolzen und fragenden Ausdruck von einem zum andern.

Neben dieser Dame stand am linken Fenster ein junges Mädchen mit einem nicht gerade schönen Gesicht und dünnem, röthlichem Haar; es war ärmlich, aber sehr sauber gekleidet. Feindselig betrachtete sie den eintretenden Aljoscha. Rechts, gleichfalls zwischen Bett und Fenster, saß ein drittes weibliches Wesen. Es schien ein armes Geschöpf zu sein, ein junges Mädchen von zwanzig Jahren; doch war es verwachsen und lahm; seine Füße waren verkümmert, wie Aljoscha später erfuhr. Seine Krücken standen neben ihm zwischen der Wand und dem Bett. Die auffallend schönen, freundlichen Augen blickten Aljoscha sanft und ruhig an.

Am Tisch saß, das Nührei verzehrend, ein Herr von etwa fünfundvierzig Jahren. Er war von mittlerer Größe, augenscheinlich ein schwächlicher Mensch mit röthlichem Haar und einem röthlichen, spärlichen Bärtchen, das auffallend einem zerfaserten Lindenbastwisch gleich. Dieser Vergleich und besonders das Wort ‚Bastwisch‘ fuhren Aljoscha schon beim ersten Blick auf diesen Bart durch den Sinn, wie er sich später noch erinnerte. Offenbar hatte dieser Herr auch das „Wer da?“ gerufen, da außer ihm nur Frauen im Zimmer waren.

Als Aljoscha etwas vortrat, sprang der Herr von der Bank, auf der er am Tische gefessen hatte auf, wischte sich mit einer zerrissenen Serviette den Mund und eilte Aljoscha entgegen.

„Ein Mönch, der für ein Kloster bittet — er ist zu den Richtigen gekommen!“ sagte laut das am linken Fenster stehende Mädchen.

Doch der Herr, der Aljoscha entgegengeeilt war, drehte sich augenblicklich auf den Hacken um und antwortete mit erregter, vor Aufregung fast stockender Stimme:

„Nein, verehrteste Warwara Nikolajewna; diesmal irrst

du dich, Verehrteste, hast du es nicht erraten. — Gestatten Sie," wandte er sich wieder geschwind Aljoscha zu — „mich nach der Ursache Ihres Besuches meiner ‚Klaufe‘ zu erkundigen?"

Aljoscha betrachtete ihn aufmerksam, sah er ihn doch zum erstenmal. Es war etwas Eekiges, Hastiges, Gereiztes an ihm. Anscheinend hatte er Schnaps zu sich genommen, war indes nicht betrunken. Sein Gesicht verriet eine gewisse, hochgradige Unverschämtheit und zugleich — es war wirklich sonderbar — offenbare Feigheit. Er glich einem Menschen, der sich lange untergeordnet und viel ertragen hat, plötzlich aber vortritt und aufstrumpft. Oder noch besser gesagt: einem Menschen, der maßlos gern zuschlagen möchte und doch fürchtet, daß man ihn schlagen werde. In seinen Reden und dem Klang seiner ziemlich schrillen Stimme lag ein mißratener Humor, der bald boshaft, bald ängstlich war, nie gleich blieb und immer wieder umschlug. Bei der Frage nach dem Besuche seiner Klaufe zitterte er gleichsam am ganzen Körper und trat so nahe an Aljoscha heran, daß dieser unwillkürlich einen Schritt zurückwich. Gekleidet war der Herr in einen dunklen Überzieher, der sehr schlecht genäht und überall geflickt war. Die Beinkleider dagegen waren auffallend hell, wie sie niemand mehr trug, und aus sehr dünnem, kariertem Stoff. Unten waren sie sehr strapaziert, dazu sehr kurz, als sei er aus ihnen wie ein kleiner Junge herausgewachsen.

„Ich bin Alexei Karamasoff," antwortete Aljoscha.

„Das begreifen wir vortrefflich," unterbrach ihn der alte Herr und gab ihm damit zu verstehen, daß er ihn kenne. „Ich dagegen bin Hauptmann Snegireff. Trotzdem möchte ich gern die Ursache Ihres Besuches erfahren."

„Ich bin nur so hergekommen. Eigentlich wollte ich mit Ihnen ein paar Worte reden. Wenn Sie also gestatten!"

„In diesem Falle — bitte, hier ist ein Stuhl, wollen Sie Platz nehmen, wie man in den alten Komödien sagt," und der Hauptmann griff hastig nach einem gewöhnlichen Bauernstuhl und stellte ihn fest mitten ins Zimmer; dann zog er für sich noch einen Stuhl herbei und setzte sich Aljoscha gegenüber, und wieder rückte er so nahe heran, daß ihre Knie sich beinahe berührten. Unbeweglich sah er ihm ins Gesicht.

„Ich bin Nikolai Iljitsch Snegireff, gewesener Hauptmann der Infanterie. Wenn ich auch durch meine Laster in Schimpf und Schande geraten bin, bleibe ich doch gewesener Hauptmann. Wodurch habe ich ein solches Interesse erregt? Denn wie Sie sehen, lebe ich so, daß ich Gäste im allgemeinen nicht empfangen kann.“

„Ich bin in derselben Angelegenheit gekommen . . .“

„In derselben Angelegenheit?“ unterbrach ihn der Hauptmann ungeduldig.

„In jener Angelegenheit mit meinem Bruder Dimitri Fedorowitsch,“ sagte Aljoscha ungeschickt.

„Welch eine Angelegenheit meinen Sie? Doch nicht wegen jener? Also wegen des Lindenbastwisches, des Badebastwisches?“

Er rückte noch näher, so daß er Aljoscha tatsächlich mit den Knien berührte. Seine Lippen preßten sich ganz zusammen; sie wurden so schmal wie ein Bindfaden.

„Was für ein Badebastwisch?“ stotterte Aljoscha.

„Mein, Papa, er ist gekommen, sich über mich zu beklagen!“ rief plötzlich das Aljoscha schon bekannte Stimmchen seines kleinen Feindes aus der Ecke hinter dem Vorhange. „Ich habe ihn vorhin in den Finger gebissen.“

Der Vorhang wurde zur Seite gezogen, und Aljoscha erblickte seinen kleinen Feind aus der Michailoffstraße in dem Bette, das man in der Ecke unter den Heiligenbildern auf der Truhe und dem Stuhle aufgeschlagen hatte. Der Knabe war mit seinem Mäntelchen und einem alten, wattierten Deckchen zugedeckt. Er schien nicht ganz wohl zu sein und, nach den brennenden Augen zu urteilen, Fieber zu haben. Doch blickte er furchtlos Aljoscha an. „Zu Hause kriegst du mich nicht!“ sagte sein Blick.

„Was hat er gebissen? Einen Finger?“ fragte der Hauptmann erschrocken und wollte auffspringen. „Hat er Ihren Finger gebissen?“

„Ja. Vorhin bewarfen er und seine Mitschüler sich auf der Straße mit Steinen. Er war allein, jene aber waren sechs. Als ich zu ihm trat, warf er einen Stein nach mir und dann noch einen. Ich fragte ihn, was ich ihm getan hätte.

Da stürzte er sich auf mich und biß mich schmerzhaft in den Finger, warum, weiß ich nicht.“

„Werde ihn sofort durchbläuen! Im Augenblick!“

Der Hauptmann sprang erregt von seinem Stuhl auf.

„Aber ich beklage mich ja nicht; ich erzähle es nur. Sie sollen ihn gar nicht durchhauen dafür. Er ist, glaube ich, krank.“

„Sie dachten, ich würde ihn wirklich bestrafen? Ich würde Njuschetka nehmen und ihn vor Ihren Augen schlagen, um Ihnen genuggutun?“ Der Hauptmann blickte ihn an, als wolle er sich auf ihn stürzen. „Es tut mir leid, mein Herr, um Ihren Finger. Soll ich nicht, ehe ich Njuschetka schlage, alle meine vier Finger hier auf der Stelle vor Ihren Augen abhacken mit diesem Messer, um Ihnen Genugtuung zu gewähren? Vier Finger, denke ich, werden zur Stillung Ihres Rachedurstes genügen, oder wollen Sie auch noch den fünften dazu?“

Er verstummte, als ob ihm die Stimme versagte. Jeder Nerv seines Gesichtes zuckte; doch sah er Aljoscha herausfordernd an. Er schien seiner nicht mehr mächtig zu sein.

„Jetzt verstehe ich alles,“ sagte Aljoscha, der sitzen blieb, leise und traurig. „Ihr Junge ist ein guter Knabe, der seinen Vater liebt und mich als den Bruder seines Beleidigers gebissen hat. Jetzt verstehe ich es,“ sagte er nachdenklich. „Mein Bruder Dimitri Fedorowitsch bereut seine Handlungsweise, das weiß ich, und wenn er nur zu Ihnen kommen könnte, oder besser, wenn er Sie dort in demselben Lokale nochmals treffen könnte, würde er Sie in Gegenwart aller Gäste um Verzeihung bitten.“

„Also: er hat das Bärtchen ausgerissen und darauf um Verzeihung gebeten — was will man mehr. Er hat alles wiedergutmacht, nicht wahr?“

„O nein, er wird im Gegenteil alles tun, was Sie wollen, und wie Sie es wollen.“

„Das heißt: wenn ich Ihren Bruder bitten würde, in demselben Lokal — ‚Zur Hauptstadt‘ heißt es — oder auf dem Großen Platz vor mir niederzuknien, würde er es tun?“

„Ja, er würde niederknien.“

„Sie entwaffnen mich. Sie rühren und entwaffnen mich.“

Ich fühle die Großmut Ihres Herrn Bruders ganz nach. Gestatten Sie mir, Ihnen meine Familie vorzustellen: meine beiden Töchter und mein Sohn – mein ganzes Nest. Wer wird sie lieben, wenn ich sterbe? Solange ich aber noch lebe, wer außer ihnen liebt mich Nichtsnuß? Etwas Großes hat Gott damit für einen jeden Menschen meiner Art geschaffen, Verehrtester. Denn nicht wahr, auch ein Mensch wie ich muß jemanden zum Lieben haben.“

„Da sprechen Sie ein wahres Wort,“ meinte Aljoscha herzlich.

„Ach, höre doch endlich auf, den Harlekin zu spielen, Papa! Es braucht nur irgendein Dummkopf herzukommen, und du kriegst sofort vor ihm!“ rief ganz unerwartet das Mädchen am Fenster ihrem Vater mit gereizter Stimme und verächtlicher Miene zu.

„Gedulde dich doch einen Augenblick, Warwara Nikolajewna und bringe mich nicht aus dem Terte,“ rief ihr der Vater in befehlendem Tone, aber mit freundlichem Blick zu. „Das ist einmal ihr Wesen,“ wandte er sich erklärend wieder an Aljoscha.

„Kein einzig Ding in dieser Welt fand seine Billigung!“ wie der Dichter sagt; nur müßte er sich diesmal im Femininum ausdrücken: ‚fand ihre Billigung‘. Jetzt gestatten Sie mir aber auch, Sie meiner Frau vorzustellen. Arina Petrowna, zwar nur eine lahme Frau von dreiundvierzig Jahren. Die Füße tragen sie nur wenig; sie gehört zu den Einfachen, Verehrtester. Arina Petrowna, glätten Sie Ihre Züge – Mercei Fedorowitsch, erheben Sie sich!“ Damit ergriff er Aljoschas Hand und zog ihn mit einer Kraft, die man ihm gar nicht zugetraut hätte, in die Höhe, noch ehe er sich besinnen konnte. „Sie werden einer Dame vorgestellt, da müssen Sie sich erheben. Das ist nicht der Karamasoff, Mamachen, der . . . hm! und so weiter, sondern sein Bruder, der sich durch Demut und Bescheidenheit auszeichnet. Gestatten Sie, Arina Petrowna, gestatten Sie, Mütterchen, daß ich Ihnen vorläufig die Hand küsse.“

Ehrerbietig, sogar zärtlich küßte er die Hand seiner Frau. Das Mädchen am Fenster wandte der Szene unwillig den

Rücken zu. Der hochmütige Gesichtsausdruck der Frau dagegen verwandelte sich plötzlich in einen ungewöhnlich freundlichen.

„Guten Tag! setzen Sie sich doch, Herr Eschernomasoff,“ sagte sie.

„Karamasoff, Mütterchen, Karamasoff — wir sind einfache Leute,“ flüsterte er Aljoscha wieder zu.

„Karamasoff oder wie sonst — ich sage immer Eschernomasoff. Setzen Sie sich doch! Warum hat er Sie nur belästigt? Eine lahme Frau, sagte er; das ist schon wahr. Denn wenn ich auch meine Füße noch habe, so sind sie doch wie die Eimer geschwollen. Früher war ich dick, jetzt aber bin ich so dünn, als wenn ich eine Nadel verschluckt hätte.“

„Wir sind einfache Leute, einfache Leute,“ sagte nochmals der Hauptmann.

„Papa, ach, Papa!“ sagte plötzlich das bucklige Mädchen, das bis dahin geschwiegen hatte, und bedeckte das Gesicht mit dem Taschentuch.

„Er spielt wieder den Bajazzo,“ stieß die andere am Fenster hervor.

„Sehen Sie, was für eine Neuigkeit es bei uns gibt,“ sagte die Mutter und zeigte auf die Töchter, „ganz wie vorüberziehende Wolken; sind die Wolken vorübergegangen, beginnt wieder unsere Musik. Als mein Mann noch Soldat war, kamen viele Gäste zu uns. Ich will es nicht mit heute vergleichen. Wenn jemand einen anderen liebt, soll er ihn auch lieben. Da kam auch die Frau des Diakons zu mir und sagte: ‚Alexander Alexandrowitsch ist ein seelenguter Mensch, Nastassja Petrowna aber die reine Höllebrut‘. ‚Das kommt darauf an, wer jemand vergöttert,‘ antwortete ich; ‚du bist nur ein kleines Häufchen, stinkst jedoch gehörig‘. ‚Dich aber,‘ entgegnete sie, ‚muß man unter dem Daumen halten.‘ ‚Du schwarzer Schleppsäbel,‘ gebe ich zurück, ‚wen willst du belehren?‘ ‚Ich lasse keine Luft herein,‘ sagte sie, ‚aber du bist unreine Luft.‘ ‚Frage doch alle Herren Offiziere,‘ erwiderte ich ihr, ‚ob in mir schlechte Luft ist oder was sonst für eine?‘ So sind sie alle. Was haben sie nur an meiner Luft auszusetzen? Tote riechen doch noch viel schlechter. Ich sagte

darauf: „Eure Lust will ich nicht mehr verderben; ich werde mir Schuhe bestellen und fortgehen. Meine Lieben, macht doch eurer leiblichen Mutter keine Vorwürfe! Nikolai Njitſch, mein Väterchen, mache ich es dir denn nicht recht? Alles, was ich habe, ist, daß Njuschetka aus der Schule heimkehrt und mich liebt. Gestern hat er mir einen Apfel mitgebracht. Verzeiht, meine Lieben, eurer leiblichen Mutter, verzeiht mir Einsamen; aber wodurch ist euch nur meine Lust so zuwider geworden?“

Und die arme Iersinnige brach in einen Tränenstrom aus. Eilig sprang der Hauptmann zu ihr hin.

„Mütterchen, Mütterchen, laß gut sein! Du bist nicht einsam. Alle lieben, alle vergöttern dich!“

Wieder küßte er ihre Hände und streichelte ihr Gesicht. Dann nahm er die Serviette und begann, ihre Tränen abzuwischen. Aljoscha schien es, als ob auch seine Augen feucht erglänzten.

„Haben Sie gesehen und gehört, Verehrtester?“ fragte er fast zornig Aljoscha und zeigte dabei auf die arme Schwachsinnige.

„Ich sehe und höre,“ erwiderte Aljoscha leise.

„Papa! wie kannst du nur mit ihm . . . Laß ihn doch, Papa!“ rief der Knabe, der sich auf seinem Lager aufgerichtet hatte und den Vater mit heißem Blick ansah.

„Wann wirst du endlich aufhören, deine dummen Poffen zu spielen, die nie zu etwas Gescheitem führen!“ rief aus derselben Ecke ganz aufgebracht Warwara Nikolajewna und stampfte mit dem Fuße auf.

„Diesmal hast du vollkommen recht, außer dir zu geraten, Warwara Nikolajewna, und ich will dir gern zu Willen sein. Nehmen Sie Ihre Mühe, Alexei Fedorowitsch; ich werde meinen Hut nehmen, und dann lassen Sie uns gehen. Ich muß noch ein ernstes Wörtchen mit Ihnen reden außerhalb dieser Wände. Sehen Sie das Mädchen, das da sitzt — es ist meine Tochter Nina Nikolajewna; ich vergaß, Sie ihr vorzustellen; ein leibhaftiger Engel Gottes, der zu uns Sterblichen herniedergestiegen ist, wenn Sie es begreifen können.“

„Er zittert am ganzen Körper, als ob er Krämpfe hätte,“ stieß Warwara Nikolajewna wieder unwillig hervor.

„Und die dort, die jetzt vor Unwillen über mich mit den Füßchen stampfte und mich eben noch Bajazzo betitelte, ist gleichfalls ein leibhaftiger Engel Gottes und hat mich ganz richtig benannt. Doch kommen Sie, Verehrtester, man muß ein Ende machen.“

Damit gingen sie hinaus auf die StraÙe.

7

In frischer Luft

Hier ist die Luft frisch und rein. In meinem Hause ist es wirklich nicht frisch. Lassen Sie uns langsam gehen, Verehrtester. Gerne würde ich Sie für mich interessieren.“

„Auch ich habe Wichtiges mit Ihnen zu besprechen,“ bemerkte Aljoscha, „nur weiß ich nicht, wie ich anfangen soll.“

„Wie sollten Sie nichts zu besprechen haben! Sie wären doch sonst nicht zu mir gekommen. Oder sind Sie vielleicht nur gekommen, um sich über den Jungen zu beklagen? Das ist unwahrscheinlich. Bei der Gelegenheit: ich konnte Ihnen dort nicht alles sagen, aber hier werde ich Ihnen alles mitteilen. Sehen Sie, der Bastwisch war vor einer Woche viel dichter — ich rede von meinem Bart. Dieser Bart heißt der Bastwisch, so haben die Schuljungen ihn benannt. Als mich Ihr Bruder Dimitri Fedorowitsch Karamasoff wegen nichts und wider nichts am Barte zog — er suchte einfach Händel, und ich kam ihm in die Quere — zog er mich hinaus auf den GroÙen Platz, und da kamen gerade die Schuljungen aus der Schule und unter ihnen auch Iljuscha. Wie der mich so am Barte gezogen sah, stürzte er auf mich zu. ‚Papa, Papa!‘ schreit er, ‚Papa!‘ hält mich fest, umarmt, umklammert mich,

will mich befreien, losreißen, schreit meinem Beleidiger zu: „Verzeihen Sie, das ist doch mein Papa, verzeihen Sie ihm!“ umklammert ihn mit seinen Armchen und küßt seine Hand. Ich weiß noch, was für ein Gesichtchen er in diesem Augenblick hatte, habe es nicht vergessen und werde es auch nie vergessen.

„Ich schwöre Ihnen,“ sagte Njuschka sofort, „mein Bruder wird Ihnen sein aufrichtiges, tiefes Bedauern, seine Reue aussprechen, meinethwegen kniend auf demselben Plaze. Ich werde ihn dazu zwingen, oder er wird nicht mehr mein Bruder sein!“

„Ach so, dann war es nur Ihr guter Wille. Es ging nicht von ihm aus, sondern wurde nur von Ihnen in edelmütiger Aufwallung Ihres Herzens ausgesprochen. Da hätten Sie es auch so darstellen sollen. Nein, Verehrtester, lassen Sie mich zuerst einmal alles sagen, zumal ich die ritterliche Offiziershaltung Ihres Bruders nicht verheimlichen will; denn die hat er damals tatsächlich bewiesen. Als er nämlich endlich meinen Bart losließ und mich freigab, sagte er: ‚Wir sind beide Offiziere; wenn du einen Sekundanten finden kannst, einen anständigen Menschen, so schicke ihn zu mir. Ich werde dir Genugthuung geben, wenn du auch ein Schurke bist!‘ Das sagte er. Das war wahrhaft ritterlicher Sinn! Wir entfernten uns damals, Njuschka und ich; doch haftet dieses Bild für immer in Njuschkas Seele. Wie soll ich mich denn mit ihm duellieren! Sagen Sie doch selbst — Sie sind soeben in meiner Wohnung gewesen — was haben Sie gesehen? Drei Damen sitzen da; von diesen ist die eine ohne Füße und schwachsinzig, die andere ohne Füße und verwachsen, die dritte will unbedingt wieder nach Petersburg, um dort an den Ufern der Newa für die Rechte der russischen Frau einzutreten. Von Njuschka rede ich schon gar nicht; der ist erst neun Jahre alt, mutterseelenallein. Wenn ich sterbe, was soll dann mit meinem ganzen Neste werden? — nur das frage ich Sie. Wenn ich ihn fordere und er mich erschießt, was dann? Was soll aus ihnen werden? Oder was noch schlimmer wäre, wenn er mich zum Krüppel schießt? Arbeiten und verdienen ist dann ausgeschlossen; der Mund aber bleibt, und wer wird ihn füttern,

diesen Mund? wer wird sie alle ernähren? Oder soll ich Njuscha anstatt in die Schule täglich betteln schicken? Sehen Sie, was es für mich bedeuten würde, ihn zum Duell herauszufordern? Eine dumme Rede war es, nichts weiter."

"Er wird Sie um Verzeihung bitten; er wird sich dort mitten auf dem Platz vor Ihnen tief bis zur Erde verneigen!" rief Njuscha mit flammendem Blick.

"Ich wollte die Sache vor Gericht bringen," fuhr der Hauptmann fort; „aber blättern Sie das Gesetzbuch durch und fragen Sie sich dann: wieviel Schadenersatz ich für persönliche Beleidigung von dem Beleidiger bekommen würde. Da läßt mich überdies Agrafena Alexandrowna zu sich rufen und sagt: ‚Wage nicht, auch nur daran zu denken! Wenn du ihn vors Gericht bringst, werde ich dafür sorgen, daß jedermann erfährt, weshalb er dich am Bart gezogen hat: wegen deiner Schurkereien, und dann wird man dich verklagen.‘ Sieht doch nur Gott allein, durch wen besagte Schurkerei entstanden ist, auf wessen Befehl ich damals wie ein kleiner Kaufmann gehandelt habe, ob nicht etwa auf ihre eigene und Fedor Pawlowitschs Anordnung? ‚Außerdem‘, sagte sie, ‚werde ich dich fortjagen und dir fernerhin nichts mehr zu verdienen geben; meinem Kaufmann werde ich es gleichfalls sagen, — so nennt sie den Alten — ‚dann wird auch er dich nicht mehr beschäftigen.‘ Wenn auch der Kaufmann mich fortjagt, was soll dann aus mir werden, wo kann ich dann noch verdienen? Sind mir doch jetzt nur die beiden geblieben, da Ihr Vater Fedor Pawlowitsch Karamasoff mir nicht nur sein Vertrauen entzogen hat, sondern mich aus einem geringfügigen Grunde, nachdem er sich meine Quittungen verschafft hat, obendrein noch verklagen will. Infolgedessen bin ich still geworden, und meine ‚Klaufe‘ haben Sie gesehen. Doch jetzt erlauben Sie mir die Frage: hat Njuscha Sie wirklich schmerzhaft in den Finger gebissen? In seiner Gegenwart konnte ich mich nicht entschließen, auf dieses Gespräch einzugehen.“

"Ja, sehr schmerzhaft. Aber er war sehr gereizt. Er hat sich für Sie an mir, einem Karamasoff, gerächt, das ist mir jetzt vollkommen klar. Doch wenn Sie gesehen hätten, wie er seine Schulkameraden mit Steinen bewarf und wie diese ihm

antworteten! So etwas ist sehr gefährlich; sie können ihn todschlagen. Es sind doch dumme Kinder. Der Stein fliegt und kann den Kopf treffen."

"Er hat schon getroffen, zwar nicht den Kopf, wohl aber die Brust. Etwas über dem Herzen hat er einen blauen Fleck. Weinend kam er nach Hause und ist krank davon geworden."

"Aber er greift sie zuerst an, fällt als erster über sie her. Er will sich für Sie rächen. Die Jungen sagten: er habe einen Mitschüler, Krassotkin, mit dem Federmesser in die Seite gestochen."

"Ich weiß. Die Sache kann noch schlimme Folgen haben. Krassotkin ist der Sohn eines hiesigen Beamten. Da kann man noch Unannehmlichkeiten haben."

"Ich würde Ihnen raten, ihn eine Zeitlang überhaupt nicht in die Schule zu schicken, bis er sich beruhigt. Der Zorn wird vergehen."

"Zorn!" griff der Hauptmann das Wort auf. "Sie haben es richtig benannt. Er ist nur klein, aber desto größer ist sein Zorn. Sie wissen noch nicht alles. Erlauben Sie, daß ich Ihnen die ganze Geschichte erzähle. Die Sache ist nämlich die: seit der Zeit haben alle Jungen in der Schule angefangen, ihn Bastwisch zu necken. Schulkinder sind unbarmherzig; einzelne sind die reinen Engel, zusammen sind sie erbarmungslos. So haben sie ihn denn geneckt; in ihm ist aber der edle Sinn erwacht. Ein gewöhnlicher Knabe ist ein gleichgültiger Sohn; er hätte sich in diesem Falle geduckt und sich seines Vaters geschämt. Iljuscha aber hat sich für den Vater gegen alle erhoben; für den Vater, für den Vater und für die Gerechtigkeit. Denn was er damals empfunden hat, als er Ihrem Bruder die Hand küßte und ihn anflehte: Verzeihen Sie meinem Papa! das weiß nur Gott allein . . . und ich. So lernen unsere Kinder — nicht Ihre, sondern unsere, die Kinder der Verachteten, der anständigen Bettler, die Wahrheit hier auf Erden schon mit neun Jahren kennen. Wie wäre das bei den Reichen möglich! Die kommen zeitlebens nicht bis in diese Tiefe! Mein Iljuscha hat aber in demselben Augenblick, als er dort auf dem Plaze die Hand küßte, die ganze Wahrheit durchlebt. Diese Wahrheit durchdrang ihn und erfüllt ihn

auf immer!“ sagte erregt und leidenschaftlich der Hauptmann und schlug dabei mit der rechten Faust in die linke Hand, als wolle er zeigen, wie die Wahrheit seinen Iluscha durchdrungen und erfüllt habe. „An jenem Tage hatte er Fieber und phantasierte die ganze Nacht. Er sprach nur wenig, schwieg endlich ganz; nur bemerkte ich, wie er aus der Ecke nach mir sieht, sich immer mehr dem Fenster zuneigt und tut, als lerne er seine Aufgaben; aber ich sehe, daß er keinen Sinn für seine Aufgaben hat. Am nächsten Tage betrank ich mich vor Leid; von diesem Tage weiß ich nicht viel mehr, ich bin ein sündiger Mensch. Mütterchen fing auch an zu weinen — Mütterchen habe ich sehr lieb — so berauschte ich mich denn. Verehrtester, verachten Sie mich nicht; in Rußland sind die Trinker die besten Menschen. Die allerbesten Menschen sind bei uns die allerbetrunkensten. Am zweiten Tage also lag ich und weiß nicht mehr viel von Iluscha. Gerade an diesem Tage aber hatten die Kinder angefangen, ihn zu necken. ‚Bastwisch‘, haben sie ihm zugerufen; ‚dein Vater ist am Bastwisch auf den Großen Platz hinausgezogen worden; du aber bist nebenher gelaufen und hast um Verzeihung gebeten.‘ Am dritten Tage kam er wieder aus der Schule, nur war er — ich erkannte ihn kaum wieder — ganz blaß. ‚Was fehlt dir?‘ frage ich. Er schweigt. Im Zimmer kann man nicht gut reden; da mischen sich gleich Mütterchen und die Mädchen hinein — zudem hatten die Mädchen alles gleich am ersten Tage erfahren. Barwara Nikolajewna fing schon an zu brummen: ‚Bajazzo, kann er je etwas Vernünftiges tun?‘ In der Dämmerstunde ging ich mit dem Jungen spazieren. Sie müssen nämlich wissen, daß wir an jedem Abend spazieren zu gehen pflegten, denselben Weg, den wir jetzt gehen, von unserer Hofthür bis zu dem großen, einsamen Stein, der dort am Zaune liegt, wo die Stadtweide beginnt; es ist ein einsamer, schöner Platz zum Sitzen. Wir gehen also, Iluscha und ich, sein Händchen ist wie gewöhnlich in meiner. Solch ein winziges, kleines Händchen hat er, so dünne, kalte Fingerchen — hat so eine schwache, kränkliche Brust. ‚Papa!‘ sagt er, ‚Papa!‘ ‚Was?‘ frage ich und sehe schon, wie seine Augenlein blitzen. ‚Papa! wie hat er dich nur . . . Papa!‘ ‚Was ist dabei zu machen,

„Ijuscha?“ sage ich. „Versöhne dich nicht mit ihm, Papa, söhne dich nicht mit ihm aus! Die Schüler sagen, er habe dir dafür zehn Rubel gegeben.“ „Nein, Ijuscha,“ sage ich, „unter keiner Bedingung werde ich Geld von ihm nehmen.“ Sein ganzes Körperchen erzitterte; mit beiden Händen ergriff er meine Hand und küßte sie immer wieder. „Papa!“ sagte er; „Papa, fordere ihn zum Zweikampf! In der Schule sagen sie: du seist ein Feigling und würdest ihn nicht fordern, vielmehr zehn Rubel von ihm nehmen.“ Zum Zweikampf kann ich ihn nicht fordern, Ijuscha,“ antwortete ich und erklärte ihm kurz, wie ich es Ihnen auch soeben erklärt habe, warum ich es nicht kann. Er hörte mir aufmerksam zu. „Papa!“ sagte er, „Papa, versöhne dich aber trotzdem nicht mit ihm; ich werde groß werden, ihn dann fordern und totschlagen.“ Seine Augen leuchten und brennen. Ich bin sein Vater und muß ihm doch ein Wort der Wahrheit sagen. „Es ist Sünde,“ sage ich, „zu töten, und wäre es im Zweikampf.“ „Papa!“ antwortet er, „Papa, ich werde ihn niederwerfen, wenn ich groß bin, werde ihm seinen Säbel mit meinem Säbel aus der Hand schlagen, ihn niederwerfen, meinen Säbel über ihm schwingen und ihm sagen: ich könnte dich erschlagen, aber ich verzeihe dir, da hast du es!“ Sehen Sie, Karamasoff, was während der beiden Tage in seinem Kopfe vorgegangen war. An diese Rache hat er Tag und Nacht gedacht, wahrscheinlich auch nur davon phantasiert. Jetzt kam er verprügelt aus der Schule heim; das erfuhr ich indes erst vor drei Tagen; und Sie haben recht: ich werde ihn nicht mehr in die Schule schicken. Ich weiß, daß er allein gegen alle kämpft und sie noch herausfordert. Er ist in Zorn geraten, sein Herz ist entflammt; mir wurde bange um ihn. Darauf gehen wir wieder spazieren. „Papa!“ sagte er auf einmal, „die Reichen sind doch die Stärksten auf der Welt?“ „Ja, Ijuscha,“ sage ich, „es gibt auf der Welt keinen Stärkeren als den Reichen.“ „Papa, dann werde ich reich, werde Offizier und schlage alles nieder, der Zar wird mich belohnen; ich komme dann wieder, und niemand wird wagen . . .“ Er schwieg eine Weile, aber seine Lippen zuckten. „Papa!“ begann er wieder, „wie schlecht doch unsere Stadt ist!“ „Ja, Ijuschetka,“ sage ich, „unsere Stadt ist nicht gut.“ „Papa,

wollen wir nicht in eine andere Stadt ziehen,‘ sagt er, ‚wo uns niemand kennt?‘ ‚Ja, das wollen wir, Njuschetka, laß mich nur erst etwas Geld zusammensparen.‘ Ich freute mich über die Gelegenheit, ihn von seinen traurigen Gedanken ablenken zu können. So malten wir beide uns denn aus, wie wir in eine andere Stadt übersiedeln würden, wie wir uns ein Pferdchen und einen Wagen kaufen wollten. Mütterchen und die Schwestern setzen wir hinein und decken sie gut zu. Wir selbst aber gehen nebenher. Hin und wieder setze ich auch dich hinein; ich aber gehe nebenher, denn man muß doch das eigene Pferdchen und einen Wagen kaufen wollen. Mütterchen und entzückte ihn förmlich, besonders daß wir mit unserm eigenen Pferdchen fortziehen würden. Sie wissen doch, daß ein russischer Junge bereits zusammen mit einem Pferdchen geboren ist. Lange schwasteten wir so. Gott sei Dank! dachte ich, jetzt habe ich ihn etwas zerstreut und beruhigt. Das war vorgestern abend. Gestern abend aber war er ganz anders. Am Morgen war er wieder in die Schule gegangen und so finster zurückgekehrt, gar zu finster. Am Abend faßte ich ihn bei der Hand und nahm ihn mit hinaus. Er schwieg, sprach kein Wort. Ein Wind hatte sich erhoben und die Sonne sich versteckt. Ein Herbsttag war es bereits, und es dunkelte auch schon. Wir gingen, und uns beiden war traurig zumute. ‚Nun, mein Junge, wie werden wir uns denn auf den Weg machen?‘ Damit wollte ich das Gespräch wieder auf unsere Reise in eine andere Stadt bringen. Er schwieg. Nur seine Fingerchen waren in meiner Hand zusammengezuckt. Ein schlimmes Zeichen, denke ich. So kamen wir wie jetzt zu diesem Stein, und ich setze mich darauf. Am Himmel sahen wir Drachen steigen, etwa dreißig an der Zahl; sie summten, und ihre Schwänze klatschten. Es ist jetzt die Zeit der Drachen. ‚Siehst du, Njuscha,‘ sage ich, ‚auch für uns ist die Zeit gekommen, unseren vorjährigen Drachen steigen zu lassen. Ich werde ihn wieder instandsetzen, wo hast du ihn gelassen?‘ Mein Junge schweigt, blickt zur Seite, steht schräg von mir abgewandt. Da kam mit einemmal ein Windstoß und wirbelte den Sand auf. Plötzlich umklammerte er mich mit seinen Armen und preßte mich an sich. Wissen Sie, wenn kleine

Kinder aus Stolz schweigen und lange ihre Tränen zurückhalten, so sind es, wenn das Leid zu groß wird und sie einmal in Tränen ausbrechen, nicht mehr Tränen, die sie weinen; nein, wie Bäche strömt es aus ihren Augen. So flossen denn seine warmen Tränenströme über mein Gesicht. Er schluchzte wie im Krampf, sein ganzer Körper bebte; er presste mich an sich, ich saß auf dem Stein. „Papachen!“ rief er, „liebes Papachen, wie hat er dich gedemütigt!“ Da schluchzte auch ich auf; wir saßen und schluchzten zusammen. „Papachen!“ sagt er, „Papachen!“ „Njuscha,“ sage ich zu ihm, „mein Njuschetka!“ Niemand hat uns gesehen, nur Gott sah uns. Vielleicht wird er es in mein Schuldbuch eintragen. Überbringen Sie Ihrem Bruder meinen Dank. Nein, Verehrtester, meinen Jungen werde ich nicht zu Ihrer Genugthuung bestrafen.“

Er schloß wieder in seinem boshaft spöttischen Ton. Njuscha aber fühlte schon, daß der Hauptmann Vertrauen zu ihm gefaßt hatte; er hätte nicht so gesprochen, wenn er mit einem anderen zusammen gewesen wäre. Das gab Njuscha, der schon verzagte, wieder Hoffnung und Mut.

„Ich würde mich gern mit Ihrem Jungen anfreunden!“ sagte er warm. „Wenn Sie es machen könnten . . .“

Der Hauptmann brummte etwas vor sich hin.

„Doch handelt es sich nicht darum,“ fuhr Njuscha erregt fort. „Hören Sie: ich habe einen Auftrag an Sie. Mein Bruder Dimitri Fedorowitsch, derselbe, der Sie beleidigt hat, hat auch seine Braut, von der Sie jedenfalls gehört haben, beleidigt. Ich habe das Recht, mit Ihnen über diese Beleidigung zu sprechen. Ich muß es sogar tun; denn sie selbst hat mir, nachdem sie von Ihrer Beleidigung und Ihren unglücklichen Verhältnissen erfahren, vorhin den Auftrag gegeben, Ihnen diese Unterstützung durch mich zu überbringen. Sie kommt von ihr, allein von ihr, nicht von Dimitri Fedorowitsch, der sie verlassen hat, nein, auch nicht von mir, seinem Bruder, oder sonst von jemandem, sondern nur von ihr allein! Sie hat sich Ihrer auch erst dann erinnert, als sie von ihm eine ebenso große Beleidigung erfahren hatte – von demselben, der Sie beleidigt hat. Sie kommt mit ihrer Hilfe wie eine Schwester zum Bruder. Sie hat mich beauftragt,

Sie zu überreden, von ihr die zweihundert Rubel hier anzunehmen wie von einer Schwester, die Ihre Not kennt. Niemand wird etwas davon erfahren. Sie brauchen keine hässlichen Klatschereien zu befürchten. Hier sind die zweihundert Rubel. Sie müssen sie annehmen, oder alle Menschen müssen fortan untereinander Feinde sein. Aber es gibt noch Brüder in der Welt. Sie haben ein edles Herz; Sie müssen es annehmen, Sie müssen es tun!"

Aljoscha hielt ihm die beiden neuen Hundertrubelscheine hin. Sie waren an dem großen, einsamen Stein am Zaun angekommen. Ringsum war kein Mensch zu sehen. Die regenbogenfarbenen Scheine machten augenscheinlich auf den Hauptmann einen erschütternden Eindruck. Er fuhr zusammen, doch drückte sich auf seinem Gesichte zuerst nur maßloses Erstaunen aus. Einen solchen Ausgang des Gespräches hatte er nicht erwartet. Daß ihm von jemandem eine Unterstützung und dazu noch eine so bedeutende, angeboten werden konnte, hätte er nie für möglich gehalten. Er nahm die beiden Scheine, fand aber immer noch keine Antwort.

„Das ist für mich? Soviel Geld? Zweihundert Rubel! Schon seit zwei Jahren habe ich nicht soviel Geld gesehen. Herrgott! Und er sagt: als Schwester. Ist es denn wirklich wahr?“

„Ich schwöre, daß alles wahr ist, was ich Ihnen gesagt habe!“

Der Hauptmann wurde rot.

„Wenn ich das annehme, mein Liebling, werde ich doch kein Schuft sein? In Ihren Augen, Alexei Fedorowitsch, werde ich es doch nicht sein? Hören Sie mich an, Alexei Fedorowitsch,“ stotterte er, sich überstürzend in seinen Worten, und erfaßte Aljoscha immer wieder mit beiden Händen. „Sie sagten: sie schickt mir das als Schwester, um mich zu überreden. Aber bei sich werden Sie mich nicht verachten, wenn ich es annehme?“

„Aber nein, warum sollte ich es tun? Ich schwöre Ihnen bei meinem Seelenheil, daß ich es nicht tun werde. Niemand wird etwas davon erfahren, außer Ihnen nur ich und noch eine Dame, Ihre beste Freundin.“

„Ach was, Dame! Hören Sie mich zu Ende an, Alexei Fedorowitsch; Sie müssen mich anhören. Denn Sie können sich gar nicht vorstellen, was diese zweihundert Rubel für mich bedeuten,“ fuhr der Arme, vor Aufregung zitternd, fort. Er schien mehr und mehr in einem geradezu wilden Taumel zu geraten. Seinen Reden fehlte der Zusammenhang; aber er beeilte sich, als fürchte er, man werde ihn vielleicht nicht alles sagen lassen. „Abgesehen, daß es von der hochverehrten edelmütigen Schwester ehrlich erworben ist, kann ich jetzt auch unser Mütterchen und Ninotschka, meinen verwachsenen Engel, meine Tochter meine ich, gesund machen. Der Doktor kam einmal aus reiner Güte zu mir und untersuchte beide eine Stunde lang. ‚Davon begreife ich nichts,‘ sagte er; aber ein gewisses Mineralwasser, das in unserer Apotheke zu haben ist — er hat den Namen aufgeschrieben — werde zweifellos Erleichterung verschaffen, und auch Fußbäder hat er angeordnet. Das Mineralwasser kostet indes dreißig Kopeten, und trinken soll sie ungefähr vierzig Flaschen. So nahm ich das Rezept und legte es auf das Regal unter die Heiligenbilder; dort liegt es noch heute. Und Ninotschka, sagte er, solle man in einer bestimmten Lösung baden, heiße Bäder und zweimal täglich, morgens und abends. Aber wie sollen wir solche Bäder machen in unserem Zimmer ohne Hilfe, ohne Geschirr und ohne Wasser? Ninotschka ist ganz rheumatisch, das habe ich Ihnen noch gar nicht gesagt. Des Nachts schmerzt sie ihre ganze rechte Seite. Wie sie sich quält! Aber sie ist ganz still, unser Engelschen, nimmt alle Kraft zusammen, um nicht zu stöhnen, uns nicht aufzuwecken oder nur Sorgen zu machen. Wir essen, was wir gerade haben, was man so in die Hände bekommt. Sie nimmt aber immer das schlechteste Stückchen, das man eigentlich den Hunden vorwerfen könnte. Und der Blick, mit dem sie es tut, sagt förmlich: ‚Ich bin das Stückchen gar nicht wert; nehme es euch doch fort und lebe euch zur Last.‘ Sehen Sie, das will ihr Engelsblick besagen. Wenn wir ihr etwas zuliebe tun, ist es ihr nicht recht. ‚Ich verdiene es nicht, daß ihr euch um mich kümmeret, bin nur ein unnützer Krüppel, ganz überflüssig und allen im Wege auf der Welt.‘ Sie sollte es nicht wert sein, die durch

ihre Engelsgüte Verzeihung von Gott erbittet? Ohne sie, ohne ihr freundliches Wort wäre die Hölle bei uns. Sogar Warja ist durch sie sanfter geworden. Aber verurteilen Sie Warwara Nikolajewna nicht; sie ist gleichfalls ein Engel und hat gleichfalls viel durchgemacht. Sie kam im Sommer her und hatte sich noch sechzehn Rubel erspart durch Stundengeben, um im September, also jetzt, nach Petersburg zurückfahren zu können. Wir haben aber ihr Geld aufgebraucht, und nun hat sie nichts, um zurückkehren zu können. Abgesehen davon kann sie auch nicht fahren, da sie wie ein Sträfling für uns arbeiten muß; sie schafft für alle, flicht, wäscht, fegt das Zimmer aus, bringt das Mütterchen ins Bett. Mütterchen ist irrsinnig, Verehrtester, Mütterchen weint beständig, Mütterchen ist krank! Doch für diese zweihundert Rubel kann ich eine Dienstmagd annehmen — begreifen Sie das auch, Alexei Fedorowitsch? — kann ich meine Lieben gesund machen, kann ich meine Studentin nach Petersburg schicken, kann ich Rindfleisch kaufen, eine neue Diät einführen. Herrgott, das ist doch . . .!“

Aljoscha war selig, daß er soviel Glück hatte bringen können, und daß der Arme einwilligte, das Geld zu nehmen.

„Halt, Alexei Fedorowitsch, halt!“ Ihm schien ein neuer Gedanke zu kommen, und wieder begann er in seiner überstürzenden, zusammenhanglosen Weise zu sprechen. „Wissen Sie auch, daß Aljoscha und ich wirklich einen Plan ausführen können? Wir werden uns einen verdeckten Wagen und ein Pferd kaufen, einen kleinen Kappen — er wollte unbedingt einen Kappen haben — und so ziehen wir ab, wie wir es uns vor drei Tagen ausgedacht haben. Ich habe im benachbarten Regierungsbezirk einen bekannten Advokaten, der, wie man mir gesagt hat, mir, wenn ich hinkäme, eine Stelle als Schreiber geben würde; wer kann's wissen: vielleicht gibt es wirklich etwas. Dann setzen wir Mütterchen und Ninotschka hinein, Aljoschetta lasse ich kutschieren, ich selbst gehe zu Fuß nebenher. So würden wir fortziehen. Herrgott! und wenn man wirklich eine einzige verlorene Schuld hier ausbezahlt bekäme, würde es vielleicht wirklich reichen!“

„Es wird reichen, es wird reichen!“ versicherte Aljoscha

erfreut. „Katerina Iwanowna wird Ihnen noch mehr geben, soviel Sie wollen. Auch ich habe Geld. Nehmen Sie soviel Sie brauchen, wie von einem Bruder, einem Freunde. Später können Sie es ja zurückgeben. Sie werden bestimmt reich werden! Die Fahrt in einen anderen Regierungsbezirk — das ist das Beste, was Sie sich ausgedacht haben. Das ist wirklich eine Rettung für Sie und besonders für Ihren Jungen! Nur so bald wie möglich, noch vor dem Winter mit seiner Kälte! Von dort schreiben Sie mir, und wir bleiben Brüder. Nein, das ist kein bloßer Traum!“

Aljoscha wollte ihm um den Hals fallen, so glücklich war er. Doch als er ihn ansah, blieb er erschrocken stehen. Der Hauptmann stand mit vorgestrecktem Halse, vorgeschobenen Lippen, mit blassem Gesicht, das plötzlich einen ganz wahn-sinnigen Ausdruck angenommen hatte und bewegte die Lippen, als wollte er etwas sagen, brachte jedoch keinen Laut hervor. Immer bewegte er nur noch die Lippen — es war so sonderbar.

„Was haben Sie?“ fragte Aljoscha zusammenfahrend.

„Aerei Fedorowitsch, ich . . . Sie . . .“ kam es endlich stockend von den Lippen des Hauptmanns, und dabei blickte er jenen so seltsam wild und doch stier an, als beabsichtige er, in einen Abgrund zu springen, während ein irres Lächeln den Mund umspielte. „Ich . . . Sie . . . Soll ich Ihnen ein Kunststückchen zeigen?“ flüsterte er plötzlich, und seine Worte stockten nicht mehr.

„Was für ein Kunststück?“

„Ein Kunststückchen,“ flüsterte der Hauptmann immer noch. Sein Mund verzog sich nach links, das linke Auge kniff sich zusammen, und unverwandt starrte er ihn an, als wollte er sich mit einem Blick in ihn einbohren.

„Was fehlt Ihnen, was haben Sie? Was für ein Stückchen meinen Sie?“ fragte Aljoscha äußerst erschrocken.

„So eines, sehen Sie!“ stieß der Hauptmann heiser hervor.

Damit nahm er beide Scheine, die er während des ganzen Gespräches an einer Ecke zwischen Daumen und Zeigefinger der rechten Hand gehalten hatte, und zeigte sie ihm. Plötzlich

packte er sie wie in rasender Wut und knitterte sie in der rechten Faust zusammen.

„Sehen Sie, sehen Sie!“ schrie er Aljoscha vollkommen erblaßt an, erhob die Faust und schleuderte beide zerknitterten Scheine in den Sand. „Sehen Sie!“ schrie er und wies auf sie, „sehen Sie doch!“

In wilder Wut trat er mit dem Stiefelabsatz auf und schrie bei jedem Schritt stöhnend auf:

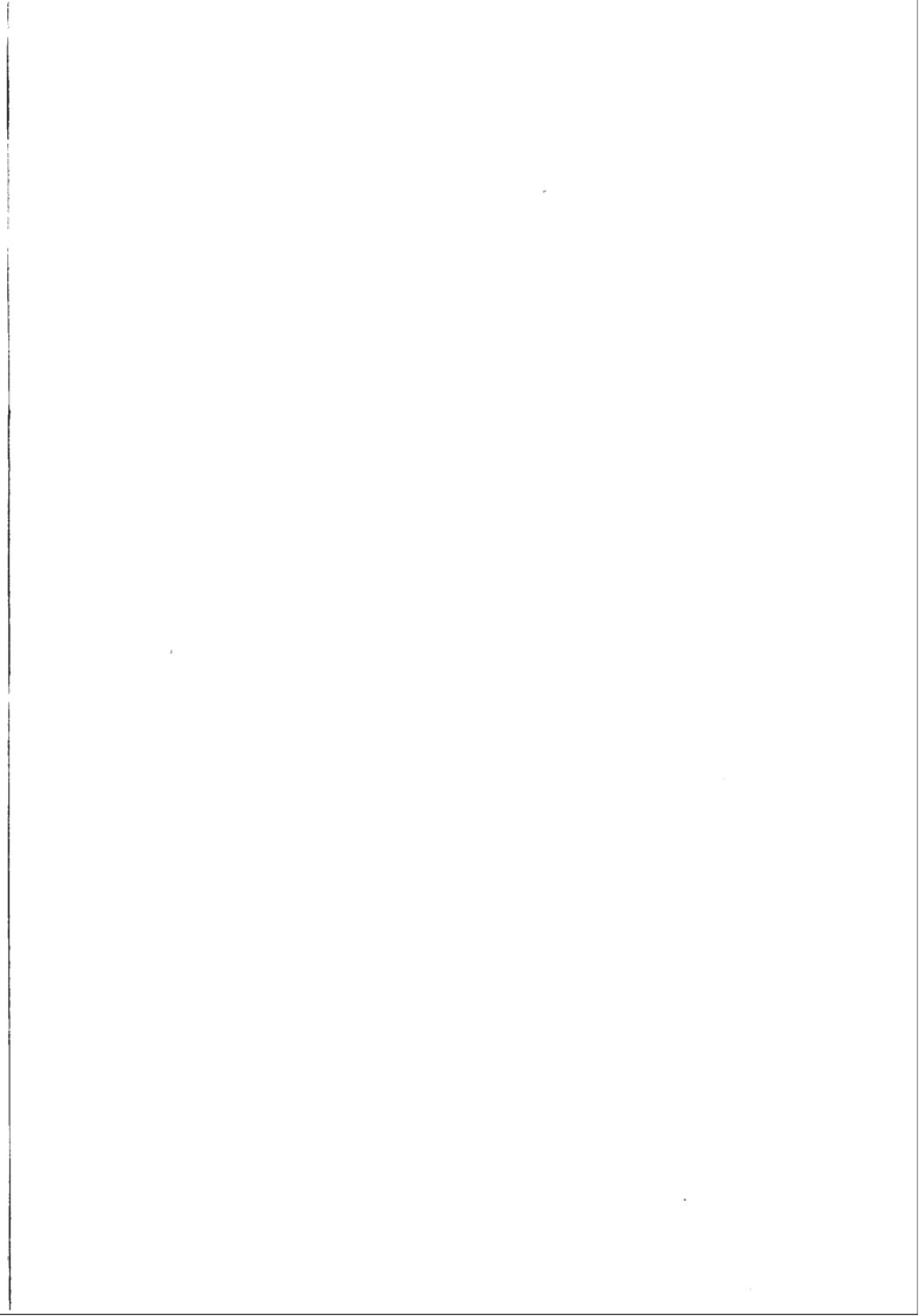
„Da haben Sie Ihr Geld!“

Dann sprang er zurück und stellte sich vor Aljoscha hin. Sein ganzes Wesen drückte unbeschreiblichen Stolz aus.

„Sagen Sie denen, die Sie gesandt haben, daß der Bastwisch seine Ehre nicht verkauft!“ schrie er mit ausgestrecktem Arm. Schnell drehte er sich um und lief davon. Doch schon nach wenigen Schritten sah er sich um und winkte Aljoscha mit der Hand einen Gruß zu. Nach weiteren fünf Schritten wandte er sich nochmals um. Diesmal aber verzerrte kein Lächeln sein Gesicht; es zuckte unter bitteren Tränen, und mit schluchzender Stimme rief er Aljoscha zu:

„Was sollte ich meinem Jungen sagen, wenn ich Ihr Geld für unsere Schande angenommen hätte?“

Nach diesen Worten lief er immer weiter, ohne sich nochmals umzusehen. Mit brennendem Weh blickte ihn Aljoscha nach. Ihm folgen oder nachrufen wollte er nicht. Als aber der Hauptmann seinen Blicken entschwunden war, hob er die beiden Scheine auf. Sie waren sehr zerknittert und in den Sand hineingetreten, im übrigen aber ganz heil. Sie knisterten, als Aljoscha sie auseinanderfaltete und sie glättete. Dann legte er sie zusammen, steckte sie wieder in die Tasche und begab sich zu Katerina Iwanowna, um ihr über das Geschehene zu berichten.



Fünftes Buch

Für und wider

1

Die Verlobung

Frau Chochlakoff hatte Aljoscha ungeduldig erwartet und kam ihm daher wieder im Vorzimmer entgegen. Sie hatte es sehr eilig; denn es war inzwischen etwas sehr Wichtiges geschehen. Die Aufregung Katerina Iwanownas hatte mit einer Ohnmacht geendet. Darauf hatte sie eine beängstigende, unglaubliche Schwäche befallen. Sie hatte sich hingelegt, die Augen geschlossen und zu phantastieren begonnen.

„Jetzt hat sie Fieber,“ fuhr Frau Chochlakoff eilig fort. „ich habe nach den Tanten und dem Doktor geschickt. Die Tanten sind schon hier, aber der Doktor noch nicht. Sie sitzen alle in ihrem Zimmer und warten. Was daraus noch werden soll! Sie ist ohne Besinnung! Wenn daraus ein Nervenfieber wird!“

Frau Chochlakoff sah wirklich erschrocken aus. „Es ist jetzt wirklich ernst!“ bemerkte sie immer wieder, als ob alles, was früher Katerina Iwanowna betraf, nicht ernst gewesen sei. Aljoscha hörte ihr sorgenvoll zu. Er wollte von seinem Erlebnis erzählen, doch sie unterbrach ihn schon nach den ersten Worten; sie habe keine Zeit, zu Lisa zu gehen und ihn bei ihr zu erwarten.

„Ach, liebster Alexei Fedorowitsch,“ flüsterte sie ihm plötzlich ins Ohr; „Lisa hat mich soeben in maßloses Erstaunen versetzt. Aber sie hat mich auch gerührt, und darum verzeiht mein Herz ihr alles. Denken Sie nur: Kaum waren Sie fort, da bereute sie schon aufrichtig, sich gestern und heute, wie sie

sagt, über Sie lustig gemacht zu haben. Dabei hat sie es gar nicht getan; sie hat nur geschertzt. Aber ihre Neue war so aufrichtig, wirklich bis zu Tränen, daß ich ganz erstaunt war. Wenn sie mir gegenüber einmal ungezogen gewesen war, hat es ihr niemals ernstlich leid getan. Es kam bei ihr immer nur im Scherz heraus. Sie wissen ja, sie lacht fortwährend über mich. Aber jetzt ist sie ernst geworden, ganz ernst. Sie schätzt Ihre Meinung hoch, Alexei Fedorowitsch; wenn es Ihnen möglich ist, seien Sie ihr nicht böse und machen Sie ihr keine Vorwürfe. Ich schone sie auch, soviel ich nur kann; sie ist so ein kluges Geschöpfchen — werden Sie es mir glauben? Soeben sagte sie mir, Sie seien von Kind auf ihr einziger Freund gewesen, der einzige — und ich? Was bin ich ihr gewesen? Sie empfindet außerordentlich fein und drückt sich zuweilen in einer Weise aus, wie man es nie für möglich halten würde. So sagte sie mir vor kurzem: Bei uns im Garten stand eine große Sonne — sie steht vielleicht noch heute dort, also hat sie keinen Grund, die Zeitform der Vergangenheit zu gebrauchen. Sonnen sind keine Menschen, sie verändern sich nicht so schnell. Da sagt sie mir plötzlich: Mama, ich habe diese Sonne immer nur im Traum gesehen, oder so ungefähr; sie drückte sich so aus, daß etwas ganz Sonderbares dabei herauskam, und schwakte mir darüber so befremdlichen Unsinn vor, daß ich es lieber gar nicht wiedergeben will. Übrigens habe ich es schon vergessen. Auf Wiedersehen! Ich bin einfach erschüttert und werde bestimmt noch den Verstand verlieren. Ach, Alexei Fedorowitsch, ich habe schon zweimal im Leben den Verstand verloren, und man hat mich dann wiederhergestellt. Gehen Sie zu Lisa. Muntern Sie sie auf, wie Sie es so ausgezeichnet verstehen. Lisa,“ rief sie und trat an Lisas Zimmertür, „ich habe dir Alexei Fedorowitsch, den du so beleidigt hast, wiedergebracht und versichere dir, er fühlt sich nicht im geringsten gekränkt; er wundert sich im Gegenteil, wie du so etwas von ihm hast denken können.“

„Danke, Mama! Treten Sie ein, Alexei Fedorowitsch!“

„Aljoscha trat ein. Lisa sah etwas verlegen drein und wurde auf einmal über und über rot. Sie schien sich irgendeiner Sache zu schämen. Deshalb begann sie, wie es in solchen

Fällen gewöhnlich ist, schnell von etwas Nebensächlichem zu sprechen, als ob sie sich im Augenblick nur für dieses Nebensächliche interessiere.

„Merei Fedorowitsch, Mama hat mir inzwischen die ganze Geschichte mit den zweihundert Rubeln und dem Auftrage an den armen Offizier erzählt und auch die schmachvolle Geschichte, wie er beleidigt worden ist. Wenn auch Mama entsetzlich zerstreut ist beim Erzählen — sie springt immer von dem einen Gegenstand auf den andern über — habe ich doch zugehört und geweint. Sagen Sie mir: wie haben Sie ihm das Geld übergeben, wie hat er es angenommen, und was macht er jetzt, der Arme?“

„Er hat es nicht angenommen; es handelt sich um eine ganze Tragödie,“ antwortete Mjoscha, der gleichfalls tat, als denke er nur an das Erlebte, nur daran, daß der Hauptmann das Geld zurückgewiesen hatte. Lisa bemerkte indes nur zu gut, daß auch er zur Seite sah und sich absichtlich Mühe gab, von nebensächlichen Dingen zu reden.

Mjoscha setzte sich also an den Tisch und begann zu erzählen. Aber schon nach den ersten Worten legte er seine Verlegenheit ab, und es gelang ihm, auch Lisa mit sich fortzureißen. Er sprach unter dem Eindrucke eines echten Gefühls und der erlebten starken Eindrücke und erzählte gut und anschaulich. Auch früher schon, in Moskau, hatte er Lisa gern von dem erzählt, was er erlebt oder gelesen hatte, oder sie hatten beide von den Geschehnissen ihrer Kinderzeit gesprochen. Bisweilen hatten sie auch ganze Geschichten ausgedacht; doch waren es gewöhnlich lustige Geschichten gewesen, über die sie dann herzlich lachen konnten. So fühlten sie sich denn jetzt gleichsam in jene Zeit zurückversetzt. Lisa war sehr ergriffen von seiner Erzählung. Mjoscha hatte es verstanden, mit warmen Worten die Gestalt des kleinen Njuschetka zu schildern. Als er alles ausführlich beschrieben hatte, auch das letzte, wie der Unglückliche das Geld mit den Füßen in die Erde gestampft hatte, schlug Lisa die Hände zusammen und unterbrach ihn erregt:

„Er hat das Geld nicht bekommen! Sie haben ihn einfach fortlaufen lassen! Warum liefen Sie ihm nicht nach, warum holten Sie ihn nicht ein?“

„Nein, Lisa, es ist besser, daß ich ihm nicht nachgelaufen bin,“ sagte Aljoscha, stand auf und ging besorgt im Zimmer auf und ab.

„Wieso, warum besser? Jetzt haben sie nichts zu essen und müssen umkommen!“

„Sie kommen nicht um; denn die zweihundert Rubel entgehen ihnen nicht. Morgen nimmt er sie. Ja, morgen nimmt er sie bestimmt,“ sagte Aljoscha nachdenklich. „Ich habe einen großen Fehler begangen,“ fuhr er fort und blieb vor ihr stehen; „doch selbst dieser Fehler ist gut und nützlich gewesen.“

„Was für ein Fehler? Und weshalb ist er gut und nützlich gewesen?“

„Das will ich Ihnen sofort erklären. Der Hauptmann ist ein ängstlicher Mensch mit schwachem Charakter. Er hat ein gequältes, nur allzu weiches Herz. Was kann ihn so beleidigt haben, daß er das Geld sogar zerstampfte? Denn bis zum letzten Augenblick wußte er nicht, daß er es tun werde. Jetzt sehe ich ein, daß ihn vieles kränken konnte — in seiner Lage war es gar nicht anders möglich. Vor allem mußte ihn schon das kränken, daß er sich in meiner Gegenwart so sehr über das Geld gefreut hatte. Hätte er sich nicht so sehr darüber gefreut, hätte er seine Freude darüber nicht so offen gezeigt, hätte er sich verstellt, geziert, wie andere es tun, dann hätte er es vielleicht noch ertragen und das Geld angenommen. So hatte er sich gar zu unverhohlen gefreut, und das kränkte ihn. Ach, Lisa, er ist ein aufrichtiger, guter Mensch, das ist das ganze Unglück in solchen Fällen. Solange er sprach, war seine Stimme schwach und tonlos; er sprach ganz schnell, schien gleichsam zu kichern oder weinte vielleicht auch schon — ja, er weinte, so groß war sein Glück. Auch von seinen Töchtern erzählte er und von der Anstellung, die man ihm in einer anderen Stadt versprochen haben soll. Kaum hatte er mir sein ganzes Herz ausgeschüttet, als er sich dessen schämte, daß er mir sein Seelenleben so ganz bloßgelegt hatte. Da mag er mich geradezu gehaßt haben. Er gehört zu den übermäßig verschämten Armen. Am meisten kränkte ihn, daß er mich so schnell zu seinem Freunde gemacht, sich mir so schnell hingegeben hatte. Zuerst hatte er mich stolz angesehen. Als er aber das Geld

sah, war er mir beinahe um den Hals gefallen. Das kränkte ihn, da mußte er seine Demütigung empfinden; und in diesem Augenblicke mußte ich auch noch meinen Fehler begehen. Ich sagte ihm: er werde noch mehr Geld erhalten, wenn es zur Reise nicht reichen sollte; auch von meinem Gelde würde ich soviel geben, wie er haben wolle. Das machte ihn sofort stübig. Warum, fragte er sich, kommt denn der auch noch mit seinem Gelde? Es ist überaus kränkend für einen gedemüthigten Menschen, wenn sich plötzlich jeder als sein Wohlthäter aufspielt — so wenigstens habe ich gehört. Der Starez hat einmal die Bemerkung gemacht. Ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll; aber mir ist der Gedanke auch schon gekommen. Empfinde ich doch selbst so. Wenn er auch bis zum letzten Augenblick nicht wußte, daß er die Scheine zurückweisen werde, so ahnte er es sicherlich bereits die ganze Zeit über. Darum war ja auch sein Entzücken so groß, weil er alles ahnte. Es ist dies alles sehr traurig, aber es ist gut so. Ich glaube sogar: es hätte gar nicht besser kommen können.“

„Warum hätte es gar nicht besser kommen können?“ fragte Lisa und sah Aljoscha höchst verwundert an.

„Hätte er das Geld angenommen und nicht zurückgewiesen, so wäre er vielleicht schon nach einer Stunde daheim über seine Demütigung in Tränen ausgebrochen. Das hätte er bestimmt getan. Er hätte geweint und wäre am nächsten Tage, womöglich schon vor Sonnenuntergang, eilends zu mir gekommen, um mir das Geld vor die Füße zu werfen. Jetzt ist er aber stolz und siegesbewußt fortgegangen, wenn er auch weiß, daß es ihm zum Verderben war. Gerade deshalb ist aber nichts leichter, als ihn vielleicht morgen schon zu überreden, dieselben zweihundert Rubel anzunehmen. Denn jetzt hat er seiner Ehre genuggetan, hat uns Reichen das Geld vor die Füße geworfen. Er konnte, als er die Scheine in die Erde stampfte, doch nicht wissen, daß ich sie ihm morgen wiederbringen werde. Und doch hatte er dieses Geld dringend nötig. Wenn er jetzt auch stolz ist, so wird ihm doch heute noch bewußt werden, welche Hilfe er zurückgewiesen hat. In der Nacht wird er noch mehr daran denken, er wird davon träumen, und am nächsten Morgen wird er womöglich mich am liebsten um Verzeihung bitten

wollen. Da komme ich wieder zu ihm und kann ihm sagen: „Sie sind ein stolzer Mann, Sie haben es bewiesen; doch jetzt nehmen Sie das Geld und verzeihen Sie uns.“ Und dann wird er es freudig annehmen!“

Aljoscha schloß ganz begeistert, und Lisa klatschte vor Freuden in die Hände.

„Das ist wahr, jetzt begreife ich es! Aljoscha, woher wissen Sie nur alles! So jung sind Sie und wissen doch schon, was in der Seele vorgeht. Ich hätte es nie so ausgedacht.“

„Vor allem muß man ihn überzeugen, daß er mit uns auf gleichem Fuße steht, wenn er auch von uns Geld nimmt,“ fuhr Aljoscha fort, „und nicht nur auf gleichem Fuße mit uns, sondern auf höherem Fuße.“

„Auf höherem Fuße! Sie drücken sich prachtvoll aus, Alexei Fedorowitsch. Aber fahren Sie fort, reden Sie ruhig weiter.“

„Ich habe es vielleicht nicht richtig gesagt; auf gleicher Stufe, meinte ich; aber das will nichts bedeuten.“

„Natürlich, das will nichts bedeuten! Verzeihen Sie, lieber Aljoscha, bisher habe ich Sie fast gar nicht geachtet – das heißt: natürlich habe ich Sie geachtet, aber nur so auf gleichem Fuße, wie Sie bemerken; von jetzt an werde ich Sie als hoch über mir stehend achten. Lieber Aljoscha, seien Sie mir nicht böse, daß ich so rede,“ unterbrach sie sich. „Ich bin nur ein lächerliches Dingelchen, aber Sie! Hören Sie, Alexei Fedorowitsch: liegt nicht in allen unseren Erwägungen, ich meine: in Ihren – nein, lieber doch in unseren – Verachtung für ihn, diesen Unglücklichen, daß wir jetzt seine Seele so zerpflücken, ganz wie von oben herab, in der Überzeugung, daß er das Geld morgen annehmen wird?“

„Mein, Lisa, darin liegt keine Verachtung,“ entgegnete Aljoscha überzeugt, als sei er auf die Frage vorbereitet gewesen. „Auch ich habe mir auf dem Wege hierher dieselbe Frage vorgelegt. Wo soll da die Verachtung sein, wenn wir ebenso sind wie er, wenn alle so sind wie er? Denn auch wir sind nicht besser. Wenn wir besser sein sollten, wären wir doch an seiner Stelle ebenso. Ich weiß nicht, wie Sie sind, Lisa; aber von mir glaube ich, daß ich in vielen Dingen kleinlich

empfinde. Aber er ist nicht kleinlich, sondern sehr zartfühlend. Mein, Lisa, darin kann keine Verachtung für ihn liegen. Mein Starez sagte einmal: man muß die Menschen ausnahmslos wie kleine Kinder warten, manche von ihnen aber wie Kranke in den Krankenhäusern.“

„Ach, lieber Alexei Fedorowitsch, wollen wir die Menschen wie Kranke warten?“

„Ich bin bereit, nur fühle ich mich noch nicht ganz reif dazu. Bisweilen bin ich so ungeduldig und dann wieder wie mit Blindheit geschlagen. Mit Ihnen ist es etwas anderes.“

„Das glaube ich nicht! Alexei Fedorowitsch, Sie glauben nicht, wie glücklich ich bin!“

„Wie gut es ist, daß Sie das sagen, Lisa.“

„Alexei Fedorowitsch, Sie sind bewundernswert gut; zuweilen scheinen Sie geradezu ein Talent zu sein. Und doch sind Sie gar kein Pedant, wenn man näher hinsieht. — Öffnen Sie vorsichtig die Thür und sehen Sie einmal nach, ob Mama nicht horcht,“ flüsterte ihm Lisa plötzlich hastig zu.

Aljoscha öffnete die Thür und meldete, daß niemand horche.

„Kommen Sie her, Alexei Fedorowitsch,“ sagte Lisa unter immer stärkerem Erröten, „geben Sie mir Ihre Hand — so. Ich muß Ihnen ein wichtiges Geständnis machen. Den gestrigen Brief habe ich Ihnen nicht im Scherz geschrieben, sondern im Ernst.“

Sie legte die Hand über die Augen. Man sah es ihr an, daß sie sich furchtbar schämte, dieses Geständnis gemacht zu haben. Plötzlich erhob sie seine Hand und küßte sie ungestüm dreimal.

„Das ist ja herrlich, Lisa,“ rief Aljoscha freudig. „Ich war auch vollkommen überzeugt, daß Sie im Ernst geschrieben haben.“

„Überzeugt? — Das ist doch wirklich!“ Und sie schob seine Hand zurück, ohne sie indes loszulassen. Sie errötete und ließ ein leises, glückliches Lachen hören. „Ich küsse ihm die Hand, und er sagt dazu: Das ist ja herrlich!“

Doch war ihr Vorwurf etwas ungerecht. Aljoscha war ebenso verwirrt und erregt wie sie.

„Ich würde Ihnen gerne immer gefallen, Lisa, aber ich

weiß nicht, wie ich es machen soll,“ stotterte er und errötete gleichfalls.

„Lieber Aljoscha, Sie sind kalt und beleidigend. Man denke nur: Er geruht, mich zu seiner Gattin zu wählen, und beruhigt sich dabei! Er ist bereits überzeugt, daß ich ihm im Ernst geschrieben habe — wie finden Sie das! Aber das ist doch eine erklärte Frechheit — sehen Sie das nicht ein?“

„Aber ist es denn schlecht, daß ich davon überzeugt war?“ fragte Aljoscha wieder lachend.

„Im Gegenteil, Aljoscha, ganz furchtbar gut ist es,“ sagte Lisa und blickte zärtlich und glücklich zu ihm auf.

Aljoscha stand noch immer vor ihr; seine Hand lag in ihrer Hand. Plötzlich beugte er sich nieder und drückte einen Kuß gerade auf ihre Lippen.

„Was fällt Ihnen ein?“ rief Lisa erschrocken.

Aljoscha kam um den letzten Rest seiner Fassung.

„Verzeihen Sie, wenn es nicht so . . . Ich war wirklich furchtbar dumm. Sie sagten: ich sei kalt und . . . Da faßte ich mir ein Herz und küßte. Nur sehe ich, daß es dumm herausgekommen ist.“

Lisa lachte auf und verbarg das Gesicht in den Händen.

„Und in dieser Kutte!“ kam es unter Lachen aus ihr heraus.

Doch auf einmal hörte sie auf zu lachen und wurde ganz ernst, fast streng.

„Mit dem Küßen wollen wir noch warten, Aljoscha. Wir verstehen es beide noch nicht. Warten aber müssen wir noch sehr lange,“ setzte sie hinzu. „Sagen Sie lieber, warum Sie mich, so ein dummes, krankes Ding, nehmen, Sie, der Sie so klug sind, soviel denken, alles bemerken und sogleich begreifen? Ach, Aljoscha, ich bin furchtbar glücklich, weil ich Ihrer gar nicht wert bin!“

„Hören Sie. Lisa: In den nächsten Tagen werde ich das Kloster ganz verlassen. Lebt man aber in der Welt, so muß man heiraten, das weiß ich. So hat auch er es mir befohlen. Wen sollte ich sonst nehmen, wenn nicht Sie? Und wer würde außer Ihnen mich nehmen? Wer wäre besser als Sie? Das habe ich schon bedacht. Erstens kennen Sie mich von Kindheit an, und zweitens besitzen Sie viele Fähigkeiten, die ich über-

haupt nicht habe. Ihr Sinn ist heiterer als der meine, und Sie sind unschuldiger als ich; ich habe schon vieles gestreift. Sie wissen es nicht; aber ich bin ein Karamasoff. Was liegt daran, daß Sie lachen und scherzen und auch über mich lachen und sich lustig machen? Ich freue mich sehr darüber. Aber Sie lachen nur als kleines Mädchen, im Herzen denken Sie jedoch wie eine Märtyrerin."

"Wie eine Märtyrerin? Wieso das?"

"Ja, Lisa. Zum Beispiel Ihre Frage vorhin: 'Liegt darin nicht Verachtung für jenen Unglücklichen, wenn wir seine Seele so zerpflücken?' — Das kann nur jemand sagen, der sich selbst martert. Es ist unmöglich, dies klar auszudrücken. Wem solche Fragen in den Sinn kommen, der ist fähig zu leiden. In diesem Rollstuhl müssen Sie schon viel durchgedacht haben."

"Aljoscha, geben Sie mir Ihre Hand. Warum haben Sie sie fortgezogen?" sagte Lisa mit einer ganz sonderbaren, von Glück gleichsam abgeschwächten, matten Stimme. "Wie werden Sie sich kleiden, Aljoscha, wenn Sie das Kloster verlassen? Was für einen Anzug werden Sie tragen? Lachen Sie nicht und seien Sie mir nicht böse. Das ist sehr wichtig für mich."

"An den Anzug habe ich noch gar nicht gedacht. Ich werde tragen, was Sie wollen."

"Ich will, daß Sie ein dunkelblaues Samtjackett tragen, eine weiße Weste und einen weichen, grauen Filzhut. — Aber glaubten Sie mir wirklich, als ich sagte, ich liebte Sie nicht, und mich von meinem gestrigen Brief lossagte?"

"Nein, ich glaubte Ihnen nicht."

"O, Sie unerträglicher, unverbesserlicher Mensch!"

"Ich wußte, daß Sie mich lieben; aber ich tat, als glaubte ich nicht, daß Sie mich lieben, damit es Ihnen bequemer sei."

"Das ist ja noch schlimmer und doch am allerbesten! Aljoscha, ich liebe Sie ganz furchtbar. Als ich Sie vorhin erwartete, dachte ich so: Ich werde von ihm meinen gestrigen Brief zurückverlangen, und wenn er ihn ruhig hervorzieht und mir zurückgibt — wie man es von ihm erwarten kann — so bedeutet es, daß er mich überhaupt nicht liebt, nichts fühlt für mich, einfach nur ein dummer Junge ist und ich verloren bin."

Sie aber hatten den Brief in der Zelle gelassen, und das gab mir wieder Mut. Nicht wahr, Sie haben ihn deswegen in der Zelle gelassen, weil Sie voraussahen, daß ich ihn zurückverlangen würde? So war es doch?"

„Ach, Lisa, so war es nicht. Ich habe ihn bei mir; auch vorhin hatte ich ihn in der Tasche. Hier ist er.“

Lachend zog Aljoscha den Brief aus der Tasche und zeigte ihn her — doch nur von weitem.

„Herausgegeben wird er nicht; besuchen Sie ihn von ferne.“

„Dann haben Sie also vorhin gelogen? Sie, ein Mönch, haben gelogen?"

„Möglich, daß ich gelogen habe,“ sagte Aljoscha lachend.

„Ich habe gelogen, um ihn nicht zurückgeben zu müssen. Er ist mir sehr wert,“ fügte er leise hinzu und wurde wieder rot; „jetzt wird ihn niemand mehr von mir bekommen. Jetzt gehört er mir für mein ganzes Leben.“

Lisa blickte ihn verzückt an.

„Aljoscha,“ sagte sie glücklich, „sehen Sie einmal nach, ob Mama an der Tür horcht.“

„Ich werde nachsehen, Lisa. Aber wäre es nicht besser, nicht nachzusehen? Warum Ihre Mutter einer solchen Schleichheit verdächtigen?"

„Wieso Schleichheit? Welcher Schleichheit? Es ist doch ihr volles Recht, ihre Tochter zu belauschen, aber keine Schleichheit!“ Lisa wurde feuerrot. „Seien Sie überzeugt, Alexei Fedorowitsch, wenn ich Mutter wäre und eine Tochter wie mich hätte, würde ich unbedingt an den Türen lauschen.“

„Wirklich, Lisa? Das ist nicht recht.“

„Ach, mein Gott, was ist denn dabei Schlechtes? Würde sie das Gespräch Fremder belauschen, so wäre es eine Schleichheit. Doch hier hat sich ihre leibliche Tochter mit einem jungen Mann eingeschlossen . . . Daß Sie es nur wissen, Aljoscha: ich werde Sie auch belauschen, sobald wir nur getraut sind. Sogar alle Ihre Briefe werde ich aufmachen und alles lesen. Das sei Ihnen im voraus gesagt.“

„Ja, wenn das so ist . . .“ stotterte Aljoscha; „aber gut ist es nicht.“

„Wie anmaßend! Aber, Aljoscha, wir wollen uns nicht

gleich am ersten Tage zanken. Ich will Ihnen lieber die ganze Wahrheit sagen: Es ist natürlich sehr häßlich, andere zu belauschen, und natürlich habe nicht ich recht, sondern Sie. Trotz alledem werde ich horchen."

"Tun Sie, was Sie wollen. Bei mir werden Sie nichts auszuhorchen haben," sagte Aljoscha lächelnd.

"Aljoscha, werden Sie sich mir auch unterwerfen? Das muß man gleichfalls im voraus besprechen."

"Sehr gern, Lisa, und unbedingt, aber nur nicht im Wichtigsten. Wenn Sie einmal in der Hauptsache mit mir nicht einverstanden sein sollten, werde ich trotzdem tun, was die Pflicht mir gebietet."

"So muß es auch sein! So hören Sie denn, daß ich im Gegenteil mich nicht nur im Hauptsächlichen zu unterwerfen bereit bin, sondern mich Ihnen in allem unterwerfen werde und Ihnen das jetzt schwöre — in allem und mein ganzes Leben lang!" rief Lisa leidenschaftlich aus, „und ich werde glücklich sein, das zu tun, glücklich! Das ist noch nicht alles! Ich schwöre Ihnen, daß ich Sie niemals belauschen werde, daß ich keinen einzigen Ihrer Briefe aufbrechen werde; denn Sie haben recht und nicht ich. Und wenn ich noch so gern horchen möchte — ich weiß, daß ich sehr dazu neigen werde — so werde ich es doch nicht tun, weil Sie es unedel finden! Sie sind jetzt gleichsam meine Vorsehung. — Warum waren Sie in diesen Tagen so traurig, Alexei Fedorowitsch, und auch gestern und heute? Ich weiß, daß Sie Sorgen und Kummer haben; aber ich sehe auch, daß Sie noch ein ganz besonderes Leid haben — ein geheimes vielleicht, nicht?"

"Ja, Lisa, ich habe auch geheimes Leid," sagte Aljoscha traurig. „Ich weiß, daß Sie mich lieben, sonst hätten Sie es nicht erraten."

"Was ist es für ein Leid? Können Sie es nicht sagen?" bat Lisa schüchtern.

"Später werde ich es sagen, Lisa," antwortete Aljoscha verlegen. „Jetzt wäre es ganz unverständlich. Und ich würde es auch gar nicht zu sagen verstehen."

"Ich weiß: Es quält Sie überdies der Gedanke an Ihre Brüder und an Ihrem Vater."

„Ja, auch an meine Brüder,“ sagte Aljoscha ganz in Gedanken versunken.

„Ich liebe Ihren Bruder Iwan Fedorowitsch nicht,“ bemerkte plötzlich Lisa.

Aljoscha vernahm die Bemerkung etwas verwundert, fragte indes nicht weiter nach der Ursache.

„Meine Brüder stürzen sich ins Unglück,“ fuhr er niedergeschlagen fort, „und mein Vater tut dasselbe. Mit sich bringen sie noch andere ins Unglück. Das ist die Karamasoff'sche Erdkraft, wie sich Pater Paissi vor kurzem ausdrückte, das ist die grimmige, entfesselte, rohe, rasende Erdkraft; und ich weiß nicht einmal, ob Geist über dieser Kraft schwebt — selbst das weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß ich auch ein Karamasoff bin. Ein Mönch soll ich sein? Bin ich ein Mönch, Lisa? Sie sagten doch noch vor einem Augenblick so etwas Ähnliches.“

„Ja, ich sagte es.“

„Aber ich glaube vielleicht gar nicht an Gott?“

„Sie glauben nicht? Was ist Ihnen?“ fragte leise und vorsichtig Lisa. Doch Aljoscha antwortete nicht auf ihre Frage. Es lag in diesen unerwartet gesprochenen Worten etwas gar zu Geheimnisvolles und Persönliches, vielleicht Aljoscha selbst Unklares, etwas, das ihn zweifellos quälte.

„Und jetzt verläßt mich auch noch mein Freund; mein Stareß liegt im Sterben. Wenn Sie wüßten, Lisa, wie meine Seele mit diesem Menschen zusammenhängt. Jetzt bleibe ich ganz allein. Ich werde zu Ihnen kommen. Hinfort wollen wir zusammen . . .“

„Ja, zusammen. Von jetzt an gehören wir beide fürs ganze Leben zusammen. Aljoscha, küssen Sie mich noch einmal, ich erlaube es.“

Aljoscha beugte sich zu ihr nieder und küßte sie.

„Jetzt gehen Sie! Christus sei mit Ihnen!“ Sie bekreuzte ihn. „Gehen Sie zu ihm, solange er noch lebt. Ich habe Sie grausam lange aufgehalten. Heute werde ich für ihn und für Sie beten. Aljoscha, wir werden glücklich sein. Nicht wahr?“

„Ich glaube, wir werden es sein, Lisa.“

Als Aljoscha Lisa verließ, wollte er, ohne sich von Frau Chochlakoff zu verabschieden, das Haus verlassen. Doch kaum

war er ins Vorzimmer getreten, als Frau Chochlakoff vor ihm stand. Bereits nach dem ersten Wort war es Aljoscha klar, daß sie ihn erwartet hatte.

„Alexei Fedorowitsch, das ist doch entsetzlich!“ rief sie erregt. „Es sind kindische Dummheiten und nichts als Launen. Hoffentlich nehmen Sie es nicht ernst. Dummheiten, nichts als Dummheiten!“

„Sagen Sie es ihr nicht,“ versetzte Aljoscha; „es würde sie aufregen, und das ist ihr schädlich.“

„Das ist ein vernünftiges Wort von einem vernünftigen jungen Manne. Ich gehe doch recht in meiner Annahme, daß Sie nur aus Mitleid mit ihrem krankhaften Zustande darauf eingegangen sind, um sie nicht durch Widerspruch zu reizen?“

„Durchaus nicht. Ich habe es vollkommen ernst gemeint,“ erklärte Aljoscha bestimmt.

„Aber das ist doch unmöglich, undenkbar! Ich werde Sie überhaupt nicht mehr empfangen, und Lisa bringe ich sofort ins Ausland, das sage ich Ihnen!“

„Warum das?“ fragte Aljoscha. „Die Sache liegt noch in so weiter Ferne; wir werden vielleicht noch ganze anderthalb Jahre warten müssen.“

„Das ist freilich wahr, Alexei Fedorowitsch; und in diesen anderthalb Jahren werden Sie sich mit ihr natürlich tausendmal zanken und schließlich doch auseinandergehen. Aber ich bin so unglücklich! Wenn es auch nur Dummheiten sind, vernichtet es mich geradezu. Ich bin absichtlich hierher ins Vorzimmer gekommen, um Sie zu treffen. Alles habe ich gehört und kaum an mich halten können. Also damit erklären sich die Anfälle von gestern und heute und aller Schrecken der Nacht! Der Tochter Liebe ist wahrlich der Mutter Tod. Jetzt kann ich mich begraben lassen. Doch zur Hauptsache: Was ist es für ein Brief, den sie Ihnen geschrieben hat? Zeigen Sie ihn mir sofort!“

„Das ist nicht nötig. Sagen Sie mir lieber, bitte: wie geht es Katerina Iwanowna? Ich muß es unbedingt wissen.“

„Sie liegt noch in Fieberphantasien und ist noch nicht zu sich gekommen. Ihre Tanten sind hier und seufzen bloß. Unser Doktor kam, erschrak aber dermaßen, daß er nicht wußte,

was ich mit ihm anfangen sollte; ich wollte schon zu einem andern Doktor schicken. In meinem Wagen habe ich ihn nach Hause fahren lassen. Um das Ganze voll zu machen, kommen Sie noch mit diesem Brief! Freilich sind es anderthalb Jahre bis dahin. Im Namen aller Heiligen und Großen, im Namen Ihres sterbenden Stareß beschwöre ich Sie: zeigen Sie mir diesen Brief, Alexei Fedorowitsch, mir, der Mutter! Wenn Sie wollen, halten Sie ihn mit Ihren eigenen Fingern fest; ich werde ihn aus Ihren Händen lesen!“

„Nein, gnädige Frau, ich werde ihn nicht zeigen. Selbst wenn Lisa es erlaubte, würde ich es nicht tun. Morgen komme ich wieder. Nach Ihrem Willen können wir dann vieles besprechen. Aber jetzt leben Sie wohl!“

Damit eilte Aljoscha die Treppe hinunter auf die Straße.

Smerdjakoff mit der Gitarre

Er hatte wirklich keine Zeit, länger zu bleiben. Schon als er von Lisa fortging, beschäftigte ihn der Gedanke, wie und wo er seinen Bruder Dimitri, der sich absichtlich vor ihm verbarg, finden oder ihm wenigstens auflauern könne. Es war nicht mehr früh, schon drei Uhr nachmittags. Er sehnte sich sehr nach dem Kloster und nach dem „großen“ Sterbenden; doch das Bedürfnis, seinem Bruder Dimitri zu sprechen, überwog alles. Mit jeder Stunde verstärkte sich in ihm die Überzeugung, daß sich eine furchtbare Katastrophe unabwendbar näherte, ja schon auszubrechen drohe. Was für eine Katastrophe es war, und was er seinem Bruder eigentlich sagen wollte, wußte er vielleicht noch nicht einmal.

„So mag denn meinethwegen mein Stareß in meiner Abwesenheit sterben; ich werde mir wenigstens nicht zeitlebens den Vorwurf machen müssen, daß ich nicht gerettet habe, wo ich

hätte retten sollen, daß ich vorübergegangen bin, um schneller nach Hause zu kommen. Suche ich Dimitri auf, dann erfülle ich auch sein großes Gebot."

Aljoschas Plan war, seinen Bruder mit List abzufangen. Das Schlauffte schien ihm, über jenen Zaun der Nachbarin zu klettern und den Bruder in der Laube, wo er am Tage vorher mit ihm gegessen hatte, zu erwarten oder zu überraschen. Aljoscha setzte sich auf denselben Platz nieder, auf dem er am Tage vorher gegessen hatte, und begann zu warten. Er betrachtete die Laube; sie kam ihm aus irgendeinem Grunde viel älter und zerfallener als gestern vor. Der Tag war übrigens ebenso klar. „Sieh, wieviel Sonne!“ hatte Dimitri gesagt. Auf dem grünen Tische zeichnete sich von dem Glase ein klebrig glänzender Kreis ab. Dimitri mußte etwas von dem Kognat verschüttet haben. Dumme, gar nicht zur Sache passende Gedanken gingen ihm durch den Sinn, wie es bei langweiligem Warten stets der Fall zu sein pflegt. Plötzlich wurde ihm unsagbar schwer zumute; das Herz tat ihm weh von der aufregenden Ungewißheit.

Aber kaum hatte er eine Viertelstunde gegessen, als ganz in der Nähe das Klimplern einer Gitarre erklang. Jrgendwo im Gebüsch, vielleicht nur zwanzig Schritt von der Laube entfernt, keinesfalls weiter, mußte jemand sitzen oder sich soeben hingesetzt haben. In Aljoscha tauchte flüchtig die Erinnerung an eine Bank auf, die er gestern nach dem Abschied vom Bruder links von der Laube im Gebüsch gesehen hatte. Auf sie mußte sich jemand niedergelassen haben. Oder waren es sogar zwei? Wer mochte es sein?

Da begann eine hohe Männerstimme in schmelzenden Tönen zu der Gitarre ein Lied zu singen:

„Wenn sie mich nicht li—iebte,
frag' ich, was mir nū—üßt
Zarenkron und Mühe?
sie und mich,
sie und mich,
sie und mich.“

Die Stimme brach ab. Es war ein Lakaiantenor, und der ganze Vortrag war dienstbotenhaft.

Die andere Stimme, eine Frauenstimme, begann jetzt zärtlich und gleichsam schüchtern, aber mit übertriebener Geziertheit:

„Warum sind Sie so lange nicht zu uns gekommen, Pawel Fedorowitsch, warum verachten Sie uns?“

„Das ist nicht gesagt,“ antwortete die Männerstimme höflich, aber doch selbstbewußt und würdevoll.

Ersichtlich hatte der Mann das Übergewicht, während das Frauenzimmer sich ihm unterzuordnen schien.

„Der Mann — das scheint Smerdjäkoff zu sein,“ dachte Mjoscha, „wenigstens nach der Stimme zu urteilen; das Frauenzimmer ist wohl die Tochter der Hausbesitzerin, die in Moskau gedient hat, Kleider mit langen Schleppen trägt und sich von Marfa Ignatiowna Suppe holt.“

„Ich liebe über alles schöne Gedichte, zumal wenn sie am Ende klappen,“ sagte wieder die Frauenstimme.

„Gedichte sind Unsinn,“ schnitt Smerdjäkoff den begeisterten Erguß kurz ab.

„Ach nein, ich liebe sie sehr.“

„Alles, was sich reimt, ist vollendeter Unsinn. Bedenken Sie doch selbst: Wer spricht denn in Reimen? Wenn wir alle anfangen wollten, in Reimen zu sprechen, meinerwegen gar auf Befehl der Obrigkeit, wieviel Gescheites würden wir da herausbringen? Nein, Marja Kondratiowna. Gedichte sind nichts Vernünftiges.“

„Wie klug Sie in allen Dingen sind! Wie Sie alles zu erklären wissen!“ sagte die Frauenstimme noch zärtlicher schmeichelnd.

„Nicht nur das würde ich können, und nicht nur das würde ich wissen, sondern sehr viel mehr, wenn ich ein anderes Los von Kindesbeinen an gehabt hätte. Ich würde jeden im Zweikampf mit einer Pistole totschießen, der mir zu sagen wagte: ich sei kein ehrlich geborener Mensch, weil ich sozusagen ohne Vater von der, die man „die Stinkende“ nennt, entstanden bin. Man hat mir das in Moskau auch immer unter die Nase gerieben, da es sich dank Grigori Wassiljewitsch von hier dorthin verbreitet hatte. Grigori Wassiljewitsch aber wirft mir vor, daß ich Gott nicht stets demütig für meine Geburt danke; ‚du hast‘, sagt er, ‚ihr den ganzen Mutterleib aufgerissen.‘ Meinet-

wegen Mutterleib; aber ich hätte mit Handfuß erlaubt, mich im Mutterleibe unter der Bedingung zu töten, daß ich dann gar nicht auf diese Welt kommen würde. Auch Ihre Mutter hat in ihrer Unvornehmheit angefangen mir zu erzählen, daß sie den Weichselzopf auf dem Kopfe gehabt habe und im ganzen nur zwei Arschin und eine Kleinigkeit groß gewesen sei. Warum denn ‚eine Kleinigkeit‘, wenn man doch ‚etwas darüber‘ sagen kann, wie es alle Leute tun? Es soll mitleidig klingen, und doch ist es sozusagen nur bäuerliche Weinerlichkeit, bäuerisches Gefühl und sonst nichts. Kann denn ein russischer Bauer für einen gebildeten Menschen überhaupt etwas empfinden? Wegen seiner Unbildung ist es ihm unmöglich. Von Kindesbeinen an ist es mir, wenn ich dies ‚eine Kleinigkeit‘ höre, als müßte ich die Wände hinauf. Ich hasse ganz Rußland, Marja Kondratiewna.“

„Sagen Sie so etwas nicht! Wenn Sie ein Junker oder Husar wären, würden Sie es nicht sagen. Da würden Sie den Säbel ziehen und ganz Rußland verteidigen.“

„Ich will gar kein Junker sein, will vielmehr, daß alle Soldaten abgeschafft werden.“

„Wer wird uns verteidigen, wenn der Feind kommt?“

„Das ist auch gar nicht nötig. Im Jahre zwölf dieses selben Jahrhunderts fand ein gewaltiger Heereszug nach Rußland statt vom Kaiser Napoleon von Frankreich, dem ersten, dem Vater des jetzigen, und es wäre recht gut gewesen, hätten uns diese selben Franzosen damals besiegt und unterworfen. Eine kluge Nation hätte dann eine dumme unterworfen und sich einverleibt. Dann würden hier jetzt ganz andere Geseze und Ordnungen sein.“

„Als ob bei ihnen alles viel besser ist als bei uns! Ich würde gar manchen von unseren Stuzern nicht einmal gegen drei junge Engländer eintauschen,“ sagte schäfernd Marja Kondratiewna und begleitete ihre Worte jedenfalls mit den zärtlichsten Blicken.

„Das kommt darauf an, wie es gefällt.“

„Sie sind doch selbst wie ein echter Ausländer, das sage ich Ihnen, ohne schmeicheln zu wollen.“

„Lassen Sie sich gesagt sein, daß an Verderbtheit die Aus-

länder wie die Inländer alle durch die Bank gleich sind, nur daß jener in Lackstiefeln geht, dieser aber in seiner Armut stinkt und darin nicht einmal etwas Schlechtes sieht. Das russische Volk muß man verschölen, wie neulich Fedor Pawlowitsch sehr richtig gesagt hat, wenn er auch mit all seinen Kindern ein verrückter Mensch ist und bleibt.“

„Aber Sie haben doch selbst gesagt, daß Sie den Iwan Fedorowitsch so achten.“

„Er hat aber von mir geäußert: ich sei ein stinkender Lakai. Er denkt von mir, ich könnte ein Revolutionär werden; da irrt er sich gewaltig. Hätte ich eine gewisse Summe in meiner Tasche, wäre ich längst nicht mehr hier. Dimitri Fedorowitsch ist schlechter als jeder Lakai wegen seines Betragens wie seines Mangels an Verstand und seiner Bettelarmut. Nichts versteht er, und doch wird er von allen geachtet. Ich bin meiner wegen nur ein Suppenrührer; aber wenn es gut geht, kann ich in Moskau auf der Petrowka ein Restaurant eröffnen. Denn ich mache alles, wie man sagt, speziell. In Moskau aber versteht außer den Ausländern niemand, etwas speziell zu machen. Dimitri Fedorowitsch ist ein lumpiger Bummler. Wenn er aber den vornehmsten Grafensohn fordert, wird sich der mit ihm schlagen. Wodurch ist er denn besser als ich? Vielleicht weil er auf jeden Fall dümmer ist als ich. Allein schon: wieviel Geld hat er durchgebracht, ohne daß er dafür etwas bekommen hätte!“

„Einen Zweikampf denke ich mir furchtbar schön,“ sagte Marja Kondratiwna.

„Was soll denn daran schön sein?“

„Es ist doch schrecklich und tapfer, besonders wenn junge Offiziere mit Pistolen in den Händen wegen irgendeiner Sache auf einander schießen. Das ist doch einfach ein Bild. Wenn man doch uns Mädchen zusehen lassen würde! Ich würde schrecklich gern zusehen!“

„Ich hätte nichts dagegen, wenn man dem anderen was aufbrennt. Aber wenn man selbst was in die Visage kriegt, so ist es ein dummes Gefühl. Sie würden natürlich fortlaufen, Marja Kondratiwna.“

„Was! Sie würden fortlaufen?“

Doch Smerdjäkoff geruhete nicht zu antworten. Nach minutenlangem Schweigen wurde wieder ein Akkord auf der Gitarre gegriffen und die hohe Stimme sang ein anderes Lied:

„Wozu soll ich mich denn mühen?
Es wird doch nie genügen.
Ich will mein Leben le—e—ben,
und mich zum Herrn erhe—e—ben.
Und habe ich erst Kronen,
werd in der Residenz ich wohnen,
so werd ich nie mich grämen,
mir nichts zu Herzen nehmen . . .“

Hier trat etwas Unerwartetes ein. Aljoscha mußte in diesem Augenblick niesen. Augenblicks wurde es still auf der Bank. Aljoscha stand auf und ging zu ihnen. Es war wirklich Smerdjäkoff, der sich fein gemacht, pomadisiert, parfümiert und frisiert hatte — ja sogar mit Locken hatte er es versucht — und dessen Stiefel wieder spiegelblank gepußt waren. Die Gitarre lag neben ihnen auf der Bank. Das Frauenzimmer war Marja Kondratiwna, die Tochter der Hausbesitzerin; sie hatte ein hellblaues Kleid mit einer zwei Meter langen Schleppe an. Sie war ein junges Mädchen, eigentlich konnte sie für nett gelten. Nur hatte sie ein gar zu rundes Gesicht und gar zuviel Somersprossen.

„Wird mein Bruder Dimitri Fedorowitsch bald zurückkehren?“ fragte Aljoscha möglichst ruhig.

Smerdjäkoff erhob sich langsam von der Bank. Seinem Beispiele folgte Marja Kondratiwna.

„Woher soll ich wissen, wann Dimitri Fedorowitsch kommt? Ja, wenn ich Dimitri Fedorowitschs Wächter wäre!“ antwortete Smerdjäkoff bedächtig und riesig nachlässig.

„Ich habe nur so gefragt. Wissen Sie es nicht ganz zufällig?“ erklärte Aljoscha.

„Von seinem Verbleiben weiß ich nichts, will auch nichts davon wissen.“

„Aber mein Bruder sagte mir, daß Sie gerade ihn über alles unterrichteten, was im Hause geschieht. Sie hätten ihm auch versprochen, Nachricht zu geben, wenn Agrafena Merandrowna käme.“

Mit unerschütterlicher Ruhe hob Smerdjäkoff langsam die Augen und sah Aljoscha an.

„Wie aber geruhten Sie hierher zu kommen? Die Gartentorforte ist doch schon seit einer Stunde verschlossen,“ fragte er mit gespanntem Blick auf Aljoscha.

„Ich bin aus der Quergasse über den Zaun gestiegen und geradewegs in die Laube gegangen. Sie werden es mir hoffentlich nicht übelnehmen,“ wandte er sich an Marja Kondratiewna, „ich wollte meinen Bruder so bald wie möglich treffen.“

„Wir haben Ihnen nichts übelzunehmen,“ sagte Marja Kondratiewna in liebenswürdigem, singendem Tone, da Aljoschas höfliche Entschuldigung ihr nicht wenig schmeichelte; „geht doch auch Herr Dimitri Fedorowitsch auf diesem Wege in die Laube; wir wissen zuweilen gar nicht, daß er dort sitzt.“

„Ich wollte ihn hier erwarten, da ich ihn unbedingt sprechen muß. Können Sie mir nicht sagen, wo er heute ist? Ich suche ihn in einer sehr wichtigen Angelegenheit.“

„Er sagt uns nicht, wo er sich aufhält,“ antwortete Marja Kondratiewna dienstfeurig.

„Ich komme nur aus Bekanntschaft her,“ begann Smerdjäkoff wieder. „Aber Dimitri Fedorowitsch hat mich auch hier unmenshlich mit immerwährenden Fragen bedrängt wegen des Herrn: Was und wie es mit ihm ist, wer zu ihm kommt, wer fortgeht, und ob ich sonst nichts zu sagen habe. Zweimal hat er mir sogar mit dem Tode gedroht.“

„Mit dem Tode?“ fragte Aljoscha erstaunt.

„Das ist doch nicht verwunderlich bei seinem Wesen, das Sie selbst gestern zu beobachten geruhten. Wenn du Agrafena Alexandrowna hineinlässest,“ sagte er, „und sie hier übernachtet, bist du der erste, der es mit dem Leben bezahlt.“ Ich habe große Angst vor ihm; wäre dies nicht, hätte ich ihn schon bei der Polizei angezeigt. Weiß doch kaum Gott, was er alles mit mir noch tun wird.“

„Kürzlich hat er noch zu ihm gesagt: ‚Im Mörser werde ich dich zerstampfen,“ fügte Marja Kondratiewna eifrig hinzu.

„Wenn er ‚im Mörser‘ gesagt hat, so sind das bloße

Worte," meinte Aljoscha. Könnte ich ihn nur treffen, so würde ich auch darüber etwas sagen."

"Ich kann Ihnen nur eines mitteilen," sagte Smerdjäkoff, als habe er sich inzwischen eines anderen besonnen. „Ich bin hier nur wegen meiner langen Nachbarbekanntschaft, und warum sollte ich nicht herkommen? Andererseits hat Iwan Fedorowitsch mich heute schon in aller Herrgottsfrühe in seine Wohnung in der Seestraße geschickt ohne Brief: Dimitri Fedorowitsch solle aufs Wort hin unbedingt ins Gasthaus am Großen Platz kommen und mit ihm zusammen speisen. Ich ging hin, doch Dimitri Fedorowitsch war nicht zu Hause; es war schon acht Uhr. Er war hier, ist jedoch ausgegangen, mit genau diesen Worten antworteten die Hausleute. Es war wie eine Verschwörung von beiden Seiten. Jetzt sitzt er vielleicht in dieser Minute im Gasthause mit Iwan Fedorowitsch. Denn auch der junge Herr ist nicht zum Speisen nach Hause gekommen. Der Herr hat vor einer Stunde allein gespeist und schläft jetzt. Aber ich bitte dringend, ihnen von mir und von dem, was ich gesagt habe, anderweitig keinerlei Mitteilung zu machen, weil sie mich für nichts und wieder nichts totschlagen könnten."

"Iwan hat Dimitri ins Gasthaus bestellt?" fragte Aljoscha hastig, als habe er nicht recht verstanden.

"Wie gesagt."

"In das Gasthaus 'Zur Hauptstadt' am Großen Platz?"

"In dasselbe."

"Das ist sehr gut möglich!" sagte Aljoscha erregt. „Danke, Smerdjäkoff, diese Mitteilung ist sehr wichtig für mich; ich werde sofort hingehen."

"Aber ich bitte, nichts von mir zu sagen," bat Smerdjäkoff nochmals.

"Nein, ich werde tun, als sei ich zufällig hinzugekommen; beunruhigen Sie sich nicht!"

"Wohin gehen Sie? Ich werde Ihnen die Gartenpforte aufmachen," rief ihm Marja Kondratiewna nach.

"Von hier ist es näher; ich springe wieder über den Zaun."

Die Nachricht hatte Aljoscha geradezu erschüttert. Er eilte hin. Da er indes in der Mönchskutte nicht eintreten durfte,

beschloß er, sich draußen nach ihnen zu erkundigen und sie herauszubitten. Doch kaum näherte er sich dem Gasthause, als ein Fenster aufgestoßen wurde und sein Bruder Iwan ihn anrief:

„Aljoscha, komme doch herein zu mir, oder geht es nicht an? Du würdest mir einen großen Gefallen erweisen.“

„Ich möchte schon kommen, nur weiß ich nicht, ob es in meiner Kutte angeht.“

„Das macht nicht, ich habe ein ganzes Zimmer für mich; komm herein, ich gehe dir entgegen.“

Nach einer Minute saß Aljoscha seinem Bruder gegenüber. Iwan war allein und speiste zu Mittag.

3

Die beiden Brüder

s war übrigens doch kein einzelnes Zimmer, das Iwan für sich genommen hatte. Es war eine nur mit Schirmwänden abgeteilte Ecke am Fenster des ersten Zimmers, an dessen Seitenwand sich das Büfett befand. Die vorübergehenden Gäste konnten die am Fenster Sitzenden nicht sehen. Wohl aber sah man von dort aus die am Büfett hin und her eilenden Kellner. Von Gästen sah in diesem Zimmer in einer entfernteren Ecke vor seinem Teegläse nur ein alter Herr, ein gewesener Offizier. Dafür herrschte in den übrigen Gasthausträumen der gewöhnliche Lärm.

Aljoscha wußte, daß Iwan sonst nie in dieses Lokal ging. „Er ist also hier,“ sagte er sich, „um Dimitri zu treffen.“ Iwan hatte überhaupt nichts für die Gasthäuser übrig. Aber Dimitri war nicht zu sehen.

„Soll ich dir eine Fischsuppe bestellen oder sonst etwas? Von Tee allein kannst du nicht leben,“ fragte Iwan sichtlich erfreut, daß es ihm gelungen war, Aljoscha hereinzulocken. Er selbst hatte bereits gespeist und trank noch seinen Tee.

„Bestelle beides, Fischsuppe und Tee; ich habe gehörigen Hunger,“ erwiderte Aljoscha.

„Und zum Schluß Kirschenmus? Das kannst du hier haben. Weißt du noch, daß du als kleiner Junge bei Pokenoffs auf Kirschenmus geeicht warst?“

„Darin erinnerst du dich noch? Gut, bestelle auch Kirschenmus, ich esse es heute noch gerne.“

Iwan klingelte nach dem Kellner und bestellte Fischsuppe, Tee und eingemachte Kirschen.

„Ich erinnere mich unserer ganzen Kindheit, Aljoscha; deiner erinnere ich mich bis zum achten Jahre. Ich war damals vierzehn, fünfzehn Jahre alt. Fünfzehn und elf, das ist ein so großer Unterschied, daß selbst Brüder in diesen Jahren fast nie Kameraden sind. Ich weiß nicht einmal, ob ich dich lieb hatte. In Moskau habe ich in den ersten Jahren an dich überhaupt nicht gedacht. Als du später gleichfalls nach Moskau kamst, haben wir uns, glaube ich, nur ein einziges Mal irgendwo getroffen. Hier lebe ich schon länger als drei Monate, und noch haben wir kein Wort miteinander gewechselt. Morgen will ich verreisen. Da kam mir, wie ich hier so allein am Fenster saß, der Gedanke: Wie könnte ich ihn treffen, um von ihm Abschied zu nehmen? — in dem Augenblick gingst du vorbei.“

„Wolltest du mich wirklich so gerne sehen?“

„Ja, Aljoscha, ich wollte dich kennen lernen und dich auch mit mir bekannt machen und dann Abschied von dir nehmen. Meiner Meinung nach ist es am besten, sich vor dem Abschied kennen zu lernen. Ich habe gesehen, wie du mich in diesen ganzen drei Monaten beobachtet hast. Lag doch in deinen Augen eine immerwährende Erwartung. Das aber kann ich nicht ertragen, und darum näherte ich mich dir nicht. Dann bekam ich Achtung vor dir: Fest steht das Menschlein! Ja, ja! Jetzt lache ich, Aljoscha, aber ich spreche deshalb nicht minder ernst. Du stehst doch fest? Ich liebe die Menschen, die fest stehen, einerlei, auf welchem Grunde sie stehen, und mögen sie Knaben sein so klein wie du. Mit der Zeit war mir dein Blick nicht mehr so arg zuwider; ich gewann deinen erwartenden Blick vielmehr lieb. Du hast mich lieb, Aljoscha?“

„Ich habe dich lieb, Iwan. Dimitri sagt von dir: Iwan ist ein Grab! Ich sage aber: Iwan ist ein Rätsel. Du bist auch jetzt noch für mich ein Rätsel; trotzdem habe ich schon einiges von dir begriffen und zwar seit heute morgen!“

„Und das wäre?“ fragte Iwan lachend.

„Birst du nicht böse werden?“ wandte Aljoscha gleichfalls lachend ein.

„Nun?“

„Du bist ganz genau so ein Junge wie alle anderen Jungen mit ihren dreiundzwanzig Jahren, ebenso jugendlich, frisch und prächtig, ein kleiner milchbärtiger Knabe! Habe ich dich jetzt sehr gekränkt?“

„Du hast mich im Gegenteil durch deine richtige Bemerkung überrascht!“ sagte heiter und offenherzig Iwan. „Habe ich doch nach dem Gespräch mit ihr die ganze Zeit nur an diese meine dreiundzwanzigjährige ‚Milchbärtigkeit‘, wie du sagst, gedacht! Und du fängst davon an, als habest du es erraten. Ich saß ganz allein hier am Fenster, und weißt du, was ich mir sagte? Wenn ich auch nicht mehr an das Leben glaubte, an die Menschen, die mir lieb geworden sind, an die Ordnung der Dinge; wenn ich die Überzeugung gewonnen hätte, daß alles ein geschlossenes, vielleicht vom Teufel beherrschtes Chaos ist, und mich alle Schrecken menschlicher Verzweiflung packen, würde ich doch leben wollen! Und da meine Lippen einmal diesen Becher berührt haben, werde ich, das weiß ich! ihn nicht eher fahren lassen, als bis ich ihn ganz bis auf die Neige geleert habe. Übrigens werde ich beim Herannahen des dreißigsten Jahres den Becher bestimmt von mir werfen, selbst wenn ich ihn nicht bis auf die Neige geleert habe, und fortgehen, wohin — weiß ich nicht. Doch bis zum dreißigsten Jahre — das steht für mich unerschütterlich fest — wird meine Jugend alles überwinden: jede Enttäuschung und jede Verzweiflung, jeden Widerwillen vor dem Leben. Ich habe mich oft gefragt: Gibt es überhaupt eine Verzweiflung, die diesen rasenden Lebensdurst in mir unterdrücken könnte? Und ich habe die Überzeugung gewonnen, daß es wahrscheinlich keine derartige Verzweiflung gibt, selbstverständlich wieder nur bis zu meinem dreißigsten Lebensjahre. Dann will ich nicht

mehr — so scheint es mir wenigstens. Dieser Lebensdurst, dieses Verlangen, sich auszuleben, wird von manchen schwind-süchtigen, hungrigen Sittenpredigern und besonders von zarten Dichtern gemein genannt. Allerdings ist er ein echt Karamasoff'scher Zug. Auch in dir steckt der Lebensdurst. Aber warum soll er gemein sein? Leben will man, Aljoscha, und ich lebe, wenn auch wider aller Vernunft. Mag ich auch an die Ordnung der Dinge nicht glauben, sie sind mir doch teuer, diese klebrigen, hellen Blättchen, die sich im Frühling aus den Knospen lösen, teuer ist mir der hohe, blaue Himmel, teuer so mancher Mensch, den man oft, ohne zu wissen warum, lieb hat. Teuer ist mir manch eine Menschenart, an die man vielleicht schon längst aufgehört hat zu glauben, die aber in alter Erinnerung vom Herzen immer noch hoch und heilig gehalten wird. — Da kommt deine Fischsuppe. Laß sie dir gut schmecken. Ich werde von hier aus geradewegs nach Europa fahren, Aljoscha. Ich weiß, daß ich nur auf einen Friedhof fahre, doch auf den teuersten Friedhof, das weiß ich auch. Teure Tote liegen dort begraben; jeder Stein über ihnen redet von einem heißen, vergangenen Leben, von leidenschaftlichem Glauben an die eigenen Taten, an die eigene Wahrheit, an den eigenen Kampf und die eigene Erkenntnis, daß ich zur Erde niederfallen, diese Steine küssen und über ihnen weinen werde, wenn auch mit der Überzeugung im Herzen, daß alles schon längst ein Friedhof ist und nicht mehr. Nicht aus Verzweiflung werde ich weinen, sondern einfach aus dem einen Grunde, weil meine Tränen mir ein Glück sein werden. An der eigenen Empfindung werde ich mich berauschen. Die kleinen, klebrigen Frühlingsblätter, den hohen blauen Himmel liebe ich. Hier handelt es sich nicht um den Verstand, hier liebt man mit dem ganzen Innern, mit dem ganzen Leibe, seine ersten, jungen Kräfte liebt man. Aljoscha, begreifst du etwas von meinem Gerede, oder ist dir alles unverständlich?" fragte Iwan lachend.

„Ich verstehe nur zu gut. Mit dem Innersten, mit dem ganzen Leibe will man lieben, das hast du wundervoll gesagt, und es freut mich sehr, daß du so leben willst,“ sagte Aljoscha freudig. „Ich glaube, alle in der Welt müssen zuerst das Leben lieben lernen.“

„Und das Leben mehr lieben als den Sinn des Lebens?“

„Vor der Begründung muß man das Leben lieb gewinnen, unbedingt vorher; nur dann erfasse ich auch den Sinn des Lebens. Das habe ich schon lange geahnt. Die Hälfte deiner Arbeit hast du getan, Iwan, und die eine Hälfte des Lebens dir erworben: Du liebst das Leben. Jetzt mußt du dich um die zweite Hälfte bemühen, und du bist gerettet.“

„Du bist schon beim Netten. Aber ich gehe vielleicht gar nicht unter. Worin besteht diese zweite Hälfte?“

„Darin, daß du deine Toten auferweckst, die vielleicht niemals gestorben sind. Reiche mir bitte den Tee. Es freut mich, daß wir miteinander reden.“

„Du bist ja geradezu begeistert, Aljoscha. Solche Glaubensbekenntnisse wie die unseren liebe ich ganz besonders von solchen Neulingen. Ein fester Mensch bist du, Alexei. Willst du wirklich das Kloster verlassen?“

„Ja. Mein Starez schickt mich in die Welt.“

„Dann werden wir uns noch sehen in dieser Welt vor dem bewußten dreißigsten Jahre, wenn ich anfangs, mich vom Becher des Lebens loszureißen. Der Vater will sich vor dem siebzigsten Jahre nicht von seinem Becher trennen, träumt womöglich von achtzig Jahren, hat es mir ganz offen und im Ernst gesagt, obwohl er ein Narr ist. Er fußt auf seiner Wollust und steht auf ihr, als ob sie ein Stein wäre. Allerdings gibt es nach dem dreißigsten Jahre schwerlich etwas anderes, worauf man sich stellen könnte. Aber bis zum siebzigsten Jahre ist gemein, bis zum dreißigsten Jahre geht es noch. Man kann wenigstens einen Schimmer von Abel bewahren, wenn auch nur durch Selbstbetrug. Hast du Dimitri nicht gesehen?“

„Nein ihn nicht. Aber Smerdjätkoff habe ich gesehen und gesprochen.“

Eilig und ausführlich erzählte Aljoscha sein Gespräch mit Smerdjätkoff. Iwans Gesicht wurde immer finsterer, und er ließ sich vieles wiederholen.

„Nur hat er mich, ich möge Dimitri nicht sagen, was er mir mitgeteilt hat,“ schloß Aljoscha.

Iwan zog die Brauen zusammen und verfiel in Nachdenken.

„Kunzelst du Smerdjäkoffs wegen die Stirn?“

„Seinetwegen Doch zum Teufel mit ihm; Dimitri wollte ich tatsächlich sehen. Aber jetzt ist es nicht mehr nötig,“ brummte Iwan unwillig.

„Willst du wirklich so bald verreisen?“

„Ja.“

„Aber wie wird es mit Dimitri und dem Vater? Wie soll das enden?“ fragte Aljoscha erregt mit halblauter Stimme.

„Fängst du schon wieder an? Was kümmert es mich? Bin ich der Wächter meines Bruders?“ stieß Iwan kurz und gereizt hervor. Dann lächelte er bitter. „Die Antwort Kains auf Gottes Frage nach dem erschlagenen Bruder, nicht wahr? Hol's der Teufel! ich kann doch nicht als ihr Wächter hier bleiben! Was ich hier zu tun hatte, habe ich beendet; ich gehe jetzt. Oder glaubst du gar, daß ich auf Dimitri eifersüchtig bin, weil es mir in diesen drei Monaten nicht gelungen ist, ihm seine schöne Katerina Iwanowna abspenstig zu machen? Ich habe meine Gründe gehabt, hier zu bleiben. Jetzt ist alles beendet, und ich mache mich unverzüglich davon. Was ich beendet habe, weißt du; du warst ja Augenzeuge.“

„Du meinst, vorhin mit Katerina Iwanowna?“

„Ja, mit ihr; ich machte mich einfach los. Was ist denn dabei? Was geht mich Dimitri an? Dimitri hat nichts damit zu tun. Ich hatte ganz Persönliches mit Katerina Iwanowna zu erledigen. Du weißt selbst, daß Dimitri so getan hat, als habe er sich mit mir verabredet. Ich habe ihn nicht im geringsten gebeten; er hat sie mir freiwillig und feierlich übergeben und mir seinen Segen noch dazu geschenkt. Es klingt freilich lächerlich. Nein, Aljoscha, wenn du wüßtest, wie leicht ich mich fühle! Ich saß hier und speiste und wollte mir schon eine Flasche Champagner bestellen, um die erste Stunde meiner Freiheit zu feiern. Pfui Teufel, beinahe ein halbes Jahr lang – und mit einem Schläge hat man sich befreit! Hätte ich gestern auch nur ahnen können, daß man nur zu wollen braucht, und daß es keine Mühe kostet, ein Ende zu machen!“

„Sprichst du von deiner Liebe, Iwan?“

„Wenn du willst, ja. Ich hatte mich in ein junges, stolzes Pensionsfräulein verliebt. Ich quälte mich mit ihr, und sie

quälte mich. Ordentlich verbissen hatte ich mich, und mit einemmal bin ich alles los! Bei Chochlakoffs sprach ich noch erregt; als ich aber hinaustrat, lachte ich auf; und du kannst mir glauben: es war ein frohes Lachen. Wirklich!"

„Du sprichst auch jetzt in froher Laune,“ bemerkte Aljoscha und sah dem Bruder aufmerksam ins Gesicht.

„Woher sollte ich wissen, daß ich sie überhaupt nicht liebte! Hahaha! Und jetzt hat es sich herausgestellt! Gefallen hat sie mir! Ja, noch heute gefiel sie mir, als ich ihr die Standrede hielt! Auch jetzt gefällt sie mir über die Massen — und doch fällt es mir leicht, von ihr zu lassen. Du meinst: ich will mich aufspielen!"

„Mein. Es war wirklich keine Liebe.“

„Aljoscha,“ lachte Iwan, „laß dich in keine Erörterungen über Liebe ein! Für dich schickt es sich nicht. Vorhin — freilich, da gingst du durch, Brüderchen, o ja! Ich habe ganz vergessen, dich dafür zu küssen. — Wie sie mich gequält hat! Ich habe wirklich neben einer gefessen, die sich ein Leid antat. Sie wußte, daß ich sie liebte; und auch sie liebte mich, nicht Dimitri,“ behauptete Iwan lachend. „Ihre Liebe zu Dimitri hat sie sich nur eingebildet. Alles, was ich ihr sagte, ist die reine Wahrheit. Nur braucht sie vielleicht fünfzehn oder zwanzig Jahre, um zu erraten, daß sie Dimitri überhaupt nicht geliebt hat, sondern nur mich liebt, den sie quält. Vielleicht wird sie es niemals erraten, auch nicht trotz der heutigen Lehre. Deshalb ist es umso besser, daß ich aufgestanden und fortgegangen bin. Übrigens was macht sie jetzt? Was trug sich nach meinem Fortgehen dort zu?"

Aljoscha erzählte ihm von dem Anfall, und was ihm Frau Chochlakoff gesagt hatte: Daß sie bewusstlos sei, fiebere und phantasie.

„Ist es aber auch wahr, was die Chochlakoff sagt?"

„Es scheint so.“

„Man muß sich erkundigen. An solchen Anfällen ist übrigens noch kein Mensch gestorben. Die kann sie ruhig haben. In seiner Liebe hat Gott dem Weibe diese Anfälle geschickt. Ich werde nie mehr hingehen. Wozu sich aufdrängen!"

„Aber du sagtest ihr doch, daß sie dich nie geliebt hat.“

„Das habe ich tatsächlich gesagt. Aljoscha, ich bestelle Champagner; trinken wir auf meine Freiheit. Wenn du wüßtest, wie froh ich bin!“

„Laß uns lieber nicht trinken,“ sagte Aljoscha; „ich bin doch etwas traurig gestimmt.“

„Du bist schon seit längerer Zeit traurig gestimmt; das habe ich schon längst gemerkt.“

„Du willst also bestimmt morgen früh abfahren?“

„Morgen früh. Daß ich früh fahren werde, habe ich nicht gesagt. — Doch übrigens: vielleicht auch früh. — Hier habe ich gespeist, um nicht mit dem Alten zusammen zu speisen; so zuwider ist er mir geworden. Hätte es sich um mich gehandelt, wäre ich schon längst gefahren. Warum beunruhigst du dich so über meine Abreise? Wir haben bis dahin, weiß Gott! noch viel Zeit, zu besprechen, was wir beide uns zu sagen haben und weswegen wir hier zusammengekommen sind.“

„Du siehst es selbst ein, weswegen. Den anderen mag so etwas gleichgültig sein; uns ‚Milchbärten‘ aber ist es nicht einerlei, wovon wir reden. Wir müssen vor allem die aus der Ewigkeit in die Ewigkeit reichenden Rätsel lösen, das ist unsere Sorge. Ganz Jungrußland tut heutzutage nichts anderes als über die ewigen Fragen zu philosophieren, wo die Alten sich plötzlich an die praktischen Fragen gemacht haben. Hier haben wir zum Beispiel das nach Speisebüfsten riechende Lokal. Da finden sie sich ein und setzen sich in eine Ecke. Sie haben sich bis dahin zeitlebens nicht gekannt und werden, wenn sie das Gasthaus verlassen, sich wieder vierzig Jahre lang nicht kennen. Wovon werden sie sprechen, wenn sie diesen Augenblick in der Gasthausecke erhascht haben? Selbstverständlich von den Weltfragen. Gibt es einen Gott? gibt es eine Unsterblichkeit? Wer an Gott nicht glaubt, spricht über Sozialismus und Anarchismus, über die Umgestaltung der ganzen Menschheit durch einen neuen Staat, so daß es schließlich auf den reinen Teufel hinauskommt — es sind alles dieselben Fragen, nur vom anderen Ende. Wieviele der tüchtigsten russischen Jungen tun heute etwas anderes als über diese Fragen reden! Habe ich nicht recht?“

„Ja, für einen Russen sind die Fragen, ob es einen Gott

gibt und ob es eine Unsterblichkeit gibt oder wie du dich ausdrücktest, die Fragen vom anderen Ende, natürlich die wichtigsten. So muß es auch sein," sagte Aljoscha und betrachtete seinen Bruder noch immer mit demselben stillen, forschenden Lächeln.

"Ein russischer Mensch zu sein, Aljoscha, ist zuweilen gar nicht klug. Aber etwas Dümmeres als das, womit sich jetzt die russischen Knaben beschäftigen, kann man sich nicht gut denken. Nur einen einzigen unter den russischen Jungen, den Aljoscha, habe ich trotzdem über alles lieb."

"Wie nett du das herausgebracht hast," lachte Aljoscha auf.

"Wovon wollen wir sprechen? Es geschehe, wie du befehlst! Mit Gott? Ob Gott existiert?"

"Meinetwegen nimm eine Frage vom anderen Ende. Gestern beim Vater hast du behauptet, es gäbe keinen Gott," sagte Aljoscha und sah gespannt seinem Bruder in die Augen.

"Gestern bei Tisch galt die Neckerei dir — der Alte war völlig Nebensache — ich habe wohl bemerkt, wie es in deinen Augen aufblitzte. Doch ich bin garnicht abgeneigt, nochmals auf dieses Thema einzugehen. Es ist mir vollkommen Ernst. Mir liegt daran, daß wir einander näherkommen. Denn ich habe keinen Freund. Ich will es einmal versuchen. Stelle dir vor, daß ich das Dasein Gottes anerkenne," sagte Iwan lachend, „das hattest du wohl nicht erwartet?"

"Natürlich; aber du treibst auch jetzt wieder deinen Scherz mit mir."

"Scherz? Das behauptest du, weil man gestern beim Starez sagte, das ich scherze. Im siebzehnten Jahrhundert lebte ein großer Sünder, der tat den Ausspruch: wenn es keinen Gott gäbe, müsse man ihn erfinden. Wirklich hat er sich ein Gotteswesen ausgedacht. Doch das wäre nicht wunderbar, daß es tatsächlich einen Gott gibt; wunderbar hingegen ist es, daß der Gedanke von der Unentbehrlichkeit Gottes in den Kopf eines wilden, bössartigen Wesens, wie es der Mensch ist, hat kommen können; so heilig, ergreifend, weise ist er, und so große Ehre macht er dem Menschen. Ich für mein Teil habe schon vor langer Zeit beschlossen, darüber nicht mehr nachzudenken, ob der Mensch Gott oder Gott den Menschen geschaffen hat.

Auch werde ich nicht alle augenblicklich für die russische Jugend feststehenden Sätze durchgehen — Sätze, die ausnahmslos europäische Annahmen entstammen. Was dort angenommen wird, das steht unserer russischen Jugend fest und nicht nur der Jugend, sondern auch ihren Lehrern; denn auch die russischen Lehrer sind heutzutage oft selbst nichts anderes als solche russische Jugend. Darum übergehe ich alle Annahmen. Worin besteht denn unsere Aufgabe? Darin, daß ich dir mein ganzes Wesen erkläre: was ich für ein Mensch bin, woran ich glaube, worauf ich hoffe. Nicht wahr, darum geht es? So erkläre ich, daß ich Gott einfach und einwandlos hinnehme. Doch will ich vorausschicken: Wenn Gott tatsächlich die Erde geschaffen hat, so hat er sie, wie wir genau wissen, nach der Geometrie des Euklid geschaffen und den menschlichen Verstand nur mit dem Vermögen begabt, die drei Ausdehnungen des Raumes zu begreifen. Indes hat es Mathematiker und Philosophen gegeben und gibt es auch noch heute, und es sind gerade die Besten, die bezweifeln, daß das Weltall oder sagen wir noch umfassender: alles Sein nur nach Euklids Geometrie geschaffen ist; ja sie wagen sogar den Gedanken zu hegen, daß zwei parallele Linien, die nach Euklid nie und unter keinen Bedingungen auf Erden zusammentreffen können, vielleicht irgendwo in der Unendlichkeit sich treffen. Da sage ich mir: wenn ich dies nicht einmal begreifen kann, wie soll ich etwas von Gott begreifen können; das ist doch viel zu hoch für mich. Bescheiden bekenne ich, daß ich nicht die geringste Fähigkeit zum Lösen solcher Rätsel besitze. Ich habe nur einen irdischen Verstand; wie soll ich da über etwas urteilen, das nicht von dieser Welt ist? Auch dir, mein Freund, rate ich, nie darüber nachzudenken, vor allem nicht über Gott. Ob es ihn gibt oder nicht: das sind Fragen, an die unser Verstand nicht heranreicht. So nehme ich denn nicht nur ohne weiteres Gott hin, sondern auch seine Allwissenheit und sein Endziel, das uns vollkommen unbekannt ist, und glaube an das Gesetz und den Sinn des Lebens, glaube auch an die ewige Harmonie, in die wir alle aufgehen sollen, glaube an das Wort, dem das Weltall zustrebt, das bei Gott und selbst Gott ist und so fort bis ins Unendliche. Ich bin somit auf einem guten Wege, nicht wahr?

Doch laß dir gesagt sein, daß ich im Endergebnis diese Gotteswelt nicht annehme; und wenn ich auch weiß, daß sie existiert, so gebe ich doch nicht zu, daß sie existiert. Gott nehme ich hin, verstehe mich wohl, aber die von ihm erschaffene Welt nehme ich nicht hin und kann ich nicht hinnehmen. Ich will mich deutlicher ausdrücken: Ich bin meinerwegen überzeugt, daß das Leid vernarben und vergehen wird, daß die ganze beleidigende Komik der menschlichen Widersprüche wie ein armseliges Trugbild verschwinden wird gleich der bösen Erfindung eines schwächlichen, winzigen Menschenverstandes und daß am Weltende, wenn sich alles in die ewige Harmonie auflöst, etwas Großartiges geschehen und erscheinen wird, daß es für alle Herzen ausreicht, alle Feindschaft stillt, alle von den Menschen begangenen Greuel, alles durch sie vergossene Blut sühnt, daß es ausreicht, um nicht nur alles, was mit den Menschen geschehen ist, zu vergeben, sondern auch zu rechtfertigen — mag alles dieses eintreffen und sein, ich nehme es nicht hin und will es nicht hinnehmen! Mögen sich die Parallelen treffen, und mag ich selbst es sehen und sagen, daß sie sich getroffen haben — ich werde es trotzdem nicht hinnehmen. So bin ich, Aljoscha, und so denke ich. Ich habe unser Gespräch absichtlich so begonnen, wie man dümmer es nicht hätte anfangen können. Aber ich habe mit meinem Bekenntnis geschlossen, und das wolltest du doch hören. Nicht von Gott wolltest du etwas erfahren, sondern hören, wovon dein Bruder, den du lieb hast, sich geistig nährt. Und das habe ich dir gesagt.“

Iwan schloß seine Auslassungen mit einem ganz unerwarteten, eigenartigen Gefühl.

„Warum hast du begonnen, wie man es dümmer nicht hätte tun können?“ versetzte Aljoscha, der in Gedanken versunken seinen Bruder ansah.

„Erstens um des ‚Ruffizismus‘ willen; denn die russischen Gespräche über dieses Thema werden doch alle so geführt, wie es dümmer sich nicht gut denken läßt. Und zweitens, weil man umso dümmer tut, je mehr man zur eigentlichen Sache kommt. Je dümmer, desto klarer. Dummheit ist kurz und gut und einfach; Klugheit macht Finten und versteckt sich. Klugheit, der Verstand nämlich, ist ein Schuft, die Dummheit dagegen ist

offen und ehrlich. So habe ich dir meine Verzweiflung gezeigt, und je dümmere die Darstellung war, umso vorteilhafter für mich."

"Willst du mir erklären, weswegen du die Welt nicht hinnimmst?" fragte Aljoscha.

"Versteht sich. Es ist doch kein Geheimnis, und unser Gespräch führt darauf. Ich will dich nicht verführen, Aljoscha, oder von deinem festen Standpunkt fortrücken; vielleicht will ich mich nur heilen durch dich."

Dabei lächelte Iwan so sonderbar wie ein kleiner, gläubiger Junge. Nie hatte Aljoscha an ihm ein solches Lächeln gesehen.

4

„Empörung“

Ein Geständnis muß ich dir machen," begann Iwan. "Ich habe nie begreifen können, wie man seinen Nächsten lieben kann. Gerade die Nächsten kann man meiner Meinung nach unmöglich lieben; lieben kann man höchstens die Fernen. Ich habe einmal von Iwan dem Barmherzigen, einem Heiligen, gelesen, daß er, als eines Tages ein hungriger und durchfrorener Mann des Weges kam und ihn bat, sich an ihm erwärmen zu dürfen, sich neben ihn auf das Lager gelegt habe, um ihn in seiner Umarmung zu erwärmen und in seinen von einer scheußlichen Krankheit übelriechenden Mund zu hauchen. Er hat es jedenfalls in Selbstüberwindung getan, in selbstüberwindender Lüge, in pflichtschuldbiger Liebe, als sich selbst auferlegte Buße. Um einen Menschen lieben zu können, muß dieser sich verborgen halten; denn sobald er sein Gesicht zeigt, ist die Liebe verschwunden."

"Darüber hat Starez Sossimo mehr als einmal gesprochen," bemerkte Aljoscha; „auch er sagte: das Gesicht eines

Menschen hindere nicht selten die im Lieben Unerfahrenen, zu lieben. Aber es gibt trotzdem viel Liebe in der Menschheit und sogar fast Christi ähnliche. Das weiß ich, Iwan."

"Ich weiß es vorläufig noch nicht und kann es daher auch nicht begreifen und gleich mir eine unzählige Menge Menschen. Hat das seinen Grund in den schlechten Eigenschaften der Menschen, oder ist die Natur des Menschen einfach so geschaffen? Meiner Meinung nach ist Christi Liebe zu den Menschen in ihrer Art ein auf Erden unmögliches Wunder. Er war ein Gott. Aber wir sind keine Götter. Ich zum Beispiel kann schwer leiden; ein anderer indes kann nie empfinden, wie sehr ich leide; denn er ist eben ein anderer und nicht ich; und überdies läßt sich der Mensch nur selten herbei, einen anderen als Leidenden anzuerkennen. Warum tut er es nicht? was meinst du wohl? Weil ich vielleicht schlecht rieche, weil ich ein dummes Gesicht habe, oder weil ich ihn einmal auf den Fuß getreten habe. Dazu ist zwischen Leiden und Leiden ein Unterschied. Ein gewöhnliches Leiden, das mich herunterbringt wie der Hunger, wird mein Wohltäter noch gelten lassen; aber ein höheres Leiden, zum Beispiel für eine Idee, wird er nur in den seltensten Fällen als Leiden anerkennen; denn bei meinem Anblick wird er wahrscheinlich sofort die Entdeckung machen, daß mein Gesicht durchaus nicht dem gleicht, das er sich in seinen Gedanken von einem Menschen gemacht hat, der für diese oder jene Idee leidet. So entzieht er mir denn sofort seine Wohlthaten, tut es aber nicht etwa, weil er ein böses Herz hat. Bettler, namentlich 'verschämte' Bettler sollten sich nie zeigen oder lieber durch die Zeitung um Almosen bitten. An sich kann man noch den Nächsten lieben und bisweilen sogar aus der Ferne, in der Nähe aber fast nie. Aber genug davon. Ich wollte mit dir nur von den Leiden der Menschheit sprechen. Es ist besser, wir begnügen uns mit den Leiden der Kinder. Das wird den Umfang meiner Beweisführung um das Zehnfache verringern, ist allerdings unvorteilhafter für mich. Liebst du kleine Kinder, Mjosscha? Ich weiß, du liebst sie, und wirst verstehen, warum ich nur von ihnen reden will. Wenn auch sie auf Erden unglaublich leiden, so geschieht es um ihrer Väter willen; sie werden für ihre Väter, die von dem Baume der

Erkenntnis gegessen haben, bestraft. Aber das ist eine Erklärung aus einer anderen Welt; hier auf Erden ist sie dem Menschen unbegreiflich. Ein Unschuldiger kann doch nicht für einen Schuldigen leiden und dazu solche Unschuldige. Wundere dich nur, Mjoscha, auch ich liebe kleine Kinder unsagbar. Überhaupt merke dir: grausame, leidenschaftliche, sinnliche — mit einem Worte: karamasoffische Naturen können mitunter Kinder sehr lieben. Kinder unterscheiden sich, solange sie Kinder sind, also bis zum siebenten Jahre, ganz unglaublich von erwachsenen Menschen, als seien sie andere Wesen mit ganz anderer Natur. Ich kannte einen Mörder im Gefängnis. Er hatte in seinem Leben ganze Familien hingeschlachtet, wenn er nachts eingebrochen war, um zu stehlen, und da hatte er natürlich auch Kinder nicht verschont. Als er aber im Gefängnis saß, liebte er sie so sehr, daß diese Liebe allen geradezu verwunderlich erschien. Immer stand er am Fenster seiner Zelle und sah den kleinen Kindern zu, die im Gefängnishofe spielten. Einen kleinen Jungen hatte er einmal an sein Fenster gelockt, und schließlich hatten beide sich rührend angefreundet. Weißt du noch nicht, wozu ich alles sage, Mjoscha? Der Kopf tut mir weh und ich bin so unerklärlich traurig.“

„Du siehst auch so sonderbar aus und redest so wunderbar,“ bemerkte Mjoscha, „als seiest du geistesabwesend.“

„Bei der Gelegenheit fällt mir ein, was mir vor kurzem ein Bulgare in Mostau erzählte,“ fuhr Iwan Fedorowitsch fort, als habe er die Bemerkung seines Bruders gar nicht gehört. „Er schilderte, wie die Türken und Tscherkessen dort allenthalben haufen, da sie einen allgemeinen Aufstand der Slaven befürchten. Sie brandschaken, morden, vergewaltigen Frauen und kleine Mädchen, nageln die Gefangenen mit den Ohren an die Zäune, damit sie sie bis zum nächsten Morgen, an dem sie gehängt werden sollen, nicht zu bewachen brauchen, und so fort — alles kann man gar nicht erzählen. Man spricht zuweilen von der tierischen Grausamkeit des Menschen, doch ist das höchst ungerecht und für die Tiere geradezu beleidigend. Ein Tier kann niemals so grausam sein wie der Mensch, so ausgesucht grausam. Ein Tiger zerreißt und frisst bloß, und das ist schließlich alles, was er versteht. Es würde ihm niemals

einfallen, die Ohren seiner Opfer anzunageln und diese eine Nacht so angenagelt stehen zu lassen oder sich eine gleich große Folter zu ersinnen, die er aus eigenem Antriebe ausführen könnte. Diese Türken haben übrigens mit besonderer Wollust Kinder gequält, haben Säuglinge vor den Augen der Mütter in die Luft geworfen und mit den Bajonetten aufgefangen. Am meisten Vergnügen machte es ihnen, daß es vor den Augen der Mütter geschah. Ein kleines Geschehnis hat auf mich am meisten Eindruck gemacht. Ein Säugling lag auf den Armen seiner zitternden Mutter; um sie herum standen die eingedrungenen Türken. Sie hatten sich einen entsehllichen Scherz ausgedacht. Sie spielten mit dem Kleinen, lachten, um ihn gleichfalls zum Lachen zu bringen und brachten es auch dahin, daß er lachte. Da hielt ein Türke seine Pistole vor das Köpfchen des Kindes. Der Kleine jubelte und streckte die Armchen nach dem blanken Ding aus, um es zu ergreifen. Plötzlich aber drückte der Türke den Hahn ab und zerschmetterte dem Kinde das Köpfchen. Raffiniert, nicht wahr? Ubrigens sollen die Türken Süßigkeiten gerne essen."

„Was soll das? Wovon redest du?“ fragte Aljoscha.

„Ich meine, wenn der Teufel nicht existiert und ihn dennoch der Mensch erdacht hat, so hat er ihn nach seinem Bilde erschaffen.“

„Also ebensogut wie Gott.“

„Hast du mich noch beim Wort gefangen; meinetwegen, es freut mich. Ist aber dem so, dann muß der Gott auch danach sein, wenn ihn der Mensch nach seinem eigenen Bilde geschaffen hat. Du fragst nicht, was das soll? Ich bin Liebhaber und Sammler von gewissen Tatsachen und hebe aus Zeitungen, Büchern und Broschüren oder anderen Sachen eine bestimmte Art Geschichten auf. Ich habe schon eine ganze Sammlung von solchen Blättern. Die Türken habe ich natürlich aufgehoben. Freilich sind es Ausländer; doch habe ich auch Geschichten aus der Heimat, die noch besser sind als die türkischen. Bei uns gibt es viel Prügel; das gehört einmal zum Volkswesen. Angenagelte Ohren sind bei uns undenkbar; aber Ruten und Peitschen gehören zu uns und können nicht von uns genommen werden. Im Auslande schlägt man anscheinend über-

haupt nicht mehr. Haben sich dort die Sitten dermaßen gebessert, oder haben sich die Gesetze dermaßen verfeinert, ich weiß es nicht. Dafür haben sie sich mit etwas anderem entschädigt, was gleichfalls dem dortigen Volkswesen entspricht, bei uns indes meines Erachtens unmöglich ist, obgleich es auch hier bereits Wurzel faßt, besonders seitdem die religiöse Bewegung in den höheren Gesellschaftskreisen eingeseht hat. Ich besitze eine ausgezeichnete Broschüre aus dem Französischen. Sie berichtet, wie vor etwa fünf Jahren in Genf ein Räuber und Mörder, namens Richard — ich glaube, der Kerl war erst dreiundzwanzig Jahre alt und hatte sich kurz vor seinem Tode dem Christentum zugewandt — hingerichtet wurde. Dieser Richard war als uneheliches Kind schon mit sechs Jahren von den Eltern an Schweizer Hirten fortgegeben worden; diese hatten ihn erzogen, um ihn später bei der Arbeit zu verwenden. Er wuchs auf wie ein wildes Tier. Die Hirten ließen ihn nichts lernen und schickten ihn mit sieben Jahren schon hinaus als Hirte bei den Herden in die Mäße und Kälte fast ohne Kleidung und ohne Nahrung. Keiner von den Hirten dachte sich etwas Schlechtes dabei oder machte sich irgendwelche Vorwürfe. Sie hielten sich im Gegenteil für vollkommen berechtigt, ihn so zu behandeln; war Richard ihnen doch wie eine Sache geschenkt worden. Sie hielten es nicht einmal für nötig, ihn zu ernähren. Richard hat selbst ausgesagt: er habe wie der verlorene Sohn in der biblischen Geschichte gerne von den Treibern gegessen, wie die Schweine sie fraßen, doch auch die erhielt er nicht. Ja, man jagte ihn fort, wenn er davon heimlich nahm. So verbrachte er seine Kindheit und Jugend, bis er groß wurde und stehlen ging. In Genf begann er als Tagelöhner Geld zu verdienen, vertrank natürlich alles, lebte wie ein Wilder und erschlug und beraubte schließlich einen alten Mann. Auf weiche Gemütsregungen gibt man dort nichts. Aber im Gefängnis besuchten ihn alsbald Pastoren, Anhänger aller geistlichen Bruderschaften, Wohlthätigkeitsdamen und andere. Ihm wurde das Schreiben beigebracht, das Evangelium erklärt, ins Gewissen geredet; er wurde überzeugt, bedrängt, gepreßt, gedrückt und geknetet, bis er schließlich selbst sein Verbrechen eingestand. Er ward bekehrt und erklärte sich in einem Schrei-

ben an die Richter für einen Auswurf des Menschengeschlechtes, den der Herr endlich erleuchtet und gesegnet habe. Das ganze hochhehrsame Genf geriet in Aufregung. Alles, was sich zu den höheren Kreisen zählte, stürzte ins Gefängnis zu Richard. Er wurde umarmt und geküßt. ‚Du bist unser Bruder, hieß es, der Herr hat dich erleuchtet, seine Gnade ruht auf dir!‘ Richard weinte vor Rührung. ‚Ja, die Gnade des Herrn ruht auf mir. In meiner Kindheit und Jugend freute ich mich nur auf Schweinefratz, aber jetzt hat mich der Herr erleuchtet, und ich sterbe im Herrn!‘ – ‚Ja, Richard, stirb im Herrn! Du hast Blut vergossen und mußt dafür im Herrn sterben. Wenn es auch nicht deine Schuld ist, daß du den Herrn früher nicht kanntest, als du die Schweine um das Futter beneidetest und man dich schlug, weil du es den Schweinen stahlst – was sehr unrecht von dir war; denn Stehlen ist verboten – aber du hast Blut vergossen, und dafür mußt du sterben.‘ So brach der letzte Tag an. Der schwach gewordene Richard war in Tränen aufgelöst und wiederholte nur ununterbrochen: ‚Das ist mein schönster Tag; denn heute gehe ich zum Herrn ein!‘ – ‚Ja,‘ sagten sofort die Pastoren, Richter und Wohltätigkeitsdamen, ‚das ist dein glücklichster Tag, denn heute gehst du ein zum Herrn!‘ Alles zog hin zum Schaffot, zu Fuß und zu Wagen, und gab dem Schinderkarren das Geleite, auf dem Richard zum Schaffot gefahren wurde. Schließlich kam man an. ‚Stirb, Bruder!‘ rief man ihm zu von allen Seiten, ‚gehe hin in Frieden, stirb im Herrn! sein Segen ruht auf dir.‘ Und der von Küssen bedeckte Bruder Richard wurde auf das Schaffot geschleppt, sein Kopf unter das Fallbeil gelegt und hübsch brüderlich abgehakt, weil sich der Segen Gottes über ihn ergossen hatte. Das ist charakteristisch! Bei uns würde es nicht gut angehen, den Kopf des Bruders bloß deswegen zu fällen, weil er erst jetzt unser Bruder geworden war und der Segen Gottes sich über ihn ergossen hatte. Dafür haben wir indes etwas anderes, das jenem kaum nachsteht. Bei uns gibt es die geschichtliche, unmittelbarste und einfachste Strafe durch Hiebe. In einem russischen Gedichte las ich die Geschichte, wie ein Bauer sein Pferd mit der Peitsche auf ‚die frommen Augen‘ schlägt. Das ist echt russisch. Es wird da beschrieben, wie das

schwache Zier, dessen überladene Fuhre im grundlosem Wege stecken geblieben war, immer wieder anzieht und doch nicht weiter kann. Der Bauer peitscht es immer wieder, ohne zu wissen, was er tut. Unbarmherzig peitscht er weiter: „Und wenn du auch krepierst, aber zieh es heraus!“ Das Pferd zieht und zieht. Da fängt er an, das arme, schutzlose Zier auf die weinenden ‚frommen Augen‘ zu schlagen. Außer sich zog das Pferd an und brachte die Fuhre heraus, zitternd und athemlos, zur Seite und fast springend, ganz unnatürlich und schmachvoll. Das ist schließlich nur ein Pferd, und Pferde hat Gott zum Prügeln gegeben. So haben es uns die Tataren gelehrt und haben uns zum Andenken die Knute geschenkt. — Diese kleinen Geschichten sind ganz ausgezeichnet. Von solchen Märtyrern habe ich sehr viele Geschichten dieser Art gesammelt, die zum Teil noch besser sind. So wird ein kleines fünfjähriges Mädchen seinen Eltern plötzlich verhaft. Es sind ehrenwerte, gebildete Leute aus dem Beamtenstande. Ich behaupte nochmals bestimmt, daß diese Vorliebe für das Mißhandeln kleiner Kinder eine besondere Eigenschaft vieler Menschen ist, gerade auf Kinder kommt es dabei an. Gegen jeden anderen Menschen sind sie wohlwollend und freundlich wie alle gebildeten Europäer. Aber Kinder quälen sie riesig gern, und aus diesem Grunde lieben sie auch die Kinder. Gerade die Schutzlosigkeit der kleinen Geschöpfe übt einen besonderen Einfluß auf sie aus, diese Zutraulichkeit des Kindes, das nicht fortläuft und niemanden hat, an den es sich halten könnte, gerade dieses erregt die Leidenschaften des Peinigers. Diesem armen fünfjährigen Mädchen fügten seine ‚gebildeten‘ Eltern die verschiedensten Mißhandlungen zu. Die Kleine wurde geprügelt und mit den Füßen gestoßen; ohne bestimmten Grund bedeckte sich der Körper des Kindes mit blauen Flecken. Schließlich griffen sie zu grausameren Mißhandlungen. Sie sperrten das arme Ding für die ganze Nacht in den kalten Abort; nach ihrer Angabe hatte die Kleine nicht gebeten, sie aufs Töpfchen zu setzen. Als ob ein fünfjähriges Mädchen in seinem festen Schlaf davon erwachen könnte! Und die Mutter hat schlafen können, während ihr Kind an dem kalten, unsauberen Orte war und weinte! Kannst du dir vorstellen, Aljoscha, wie das kleine Wesen, das noch nicht

begreift, was mit ihm vorgeht, dort in Kälte und Dunkelheit hockt und sich mit seinen Fäustchen schluchzend an die kleine Kinderbrust schlägt und mit unschuldigen, frommen Tränen zu seinem lieben Gott betet: er möge es beschützen? Kannst du demütiger Gottesdiener es begreifen, wozu ein so sinnloses Tun nötig und zugelassen ist? Ohne solche Sinnlichkeit, heißt es, könne der Mensch nicht leben auf der Welt; ohne sie hätte er nie Gut und Böse erkannt. Aber wozu dieses teuflische Gut und Böse erkennen, wenn es soviel kostet? Die ganze Erkenntniswelt ist wahrlich nicht diese Kindertränen zum lieben Gott wert. Von den Leiden der Großen rede ich nicht. Die haben den Apfel vom Baume der Erkenntnis gegessen — aber die Kinder! — Tue ich dir weh, Aljoscha? Du scheinst ganz geistesabwesend. Wenn du willst, höre ich auf.“

„Es macht nichts, wenn es mir auch weh tut,“ erwiderte Aljoscha.

„Nur noch eine einzige Geschichte! Sie ist zu charakteristisch; ich habe sie erst ganz vor kurzem gelesen. Sie datiert aus der Zeit der strengsten Leibeigenschaft noch zu Anfang des Jahrhunderts. Damals lebte ein General mit guten Verbindungen, ein steinreicher Gutsbesitzer, einer von jenen Menschen, die allerdings auch schon damals selten geworden waren, die, wenn sie sich aus dem Dienste zurückzogen, fest überzeugt waren, sich das Recht über Leben und Tod ihrer Leibeigenen verdient zu haben. Also dieser General lebt auf seinem Gute mit etwa zweitausend leibeigenen Seelen, führt natürlich ein üppiges Leben und behandelt seine ärmeren Gutsnachbarn wie seine Freitischler und Hofnarren. Seine Meute besteht aus Hunderten von Hunden, und die Zahl der Rüdenknechte ist nicht viel kleiner, alle sind uniformiert und beritten. Eines Tages verlegt ein kleiner, kaum achtjähriger Junge beim Spielen den Fuß des Lieblingshundes seiner Exzellenz. ‚Warum lahmt auf einmal mein Lieblingshund?‘ erkundigt sich der General. Es wird ihm berichtet: Dieser Knabe habe den Hund mit einem Stein am Fuße getroffen. ‚Also der ist es,‘ sagt der General mit einem entsprechenden Blick auf den Knaben. ‚Nehmt ihn.‘ Man nahm ihn der Mutter fort und steckte ihn in die Arrestkammer. Am nächsten Morgen ritt er zur Jagd,

um ihn waren alle Gäste, Rüdenwärter und Piköre, Jägermeister, alle beritten und in Livree, und die Hunde gekoppelt. Das ganze Hofgesinde war versammelt, und vorn vor allen steht die Mutter des schuldigen Knaben. Da wird der Knabe aus der Arrestkammer gebracht. Es ist ein trüber, kalter, nebliger Herbsttag, wie geschaffen zur Jagd. Der General befiehlt, den Knaben zu entkleiden; der Kleine wird bis auf die Haut entkleidet; er zittert, ist fast bewusstlos vor Angst, wagt kaum zu atmen. „Hezt ihn!“ kommandiert plötzlich der General, und „lauf, lauf!“ schreien dem Kleinen die Piköre zu. Der Knabe läuft. „Packt ihn!“ brüllt der General und hezt auf den kleinen laufenden Knaben seine ganze wilde Hundeschar. Vor den Augen der Mutter hezt er das Kind zu Tode, und die Hunde zerreißen es in Stücke. Der General wurde, glaube ich, unter Vormundschaft gestellt. Was hätte man anders mit ihm machen sollen? Zur Befriedigung des sittlichen Gefühls erschießen? Was meinst du, Aljoscha?“

„Ja, erschießen!“ sagte Aljoscha mit gleichsam verzerrtem Lächeln und hob die Augen auf zum Bruder.

„Bravo!“ rief Iwan, als habe ihn die Antwort geradezu entzückt; „wenn du es sagst, muß es richtig sein! Sieh einer, was für ein Teufel in deinem Herzen sitzt; Aljoscha Karamasoff!“

„Ich habe eine Dummheit gesagt, aber . . .“

„Aber,“ fiel ihm Iwan lebhaft ins Wort. „Weißt du auch, Knäbchen, daß die Dummheiten auf Erden nur allzu nötig sind? Auf Unsinn beruht die Welt; ohne ihn würde vielleicht nichts auf ihr geschehen. Ich weiß, was ich weiß!“

„Was weißt du?“

„Ich begreife nichts,“ fuhr Iwan wie im Fieber fort, „und will jetzt auch nichts begreifen. Bei der Tatsache will ich bleiben. Schon längst habe ich beschlossen, nichts begreifen zu wollen. Sobald ich etwas begreifen will, entstelle ich sofort die Tatsachen, jetzt aber will ich bei der Tatsache bleiben.“

„Warum quälst du mich so?“ stieß klagend Aljoscha hervor. „Willst du es mir nicht endlich sagen?“

„Natürlich will ich es dir sagen. Deswegen habe ich dir alles erzählt, um es dir sagen zu können. Ich habe dich lieb,

Allelei, gönne dich niemanden, kämpfe um dich, trete dich nicht deinem Sossima ab!"

Iwan schwieg eine Zeitlang und sein Gesicht wurde über die Massen traurig.

"Ich habe nur die kleineren Kinder der größeren Deutlichkeit halber herangezogen. Von den übrigen Tränen der Menschheit, mit denen die Erde von ihrer Kinde bis zum Mittelpunkt der Achse durchtränkt ist, will ich kein Wort reden; ich habe das Thema absichtlich beschränkt. Ich bin, sagen wir, eine Fliege und gestehe mit meiner ganzen Geringswertigkeit ein, daß ich nicht begreifen kann, wozu alles so eingerichtet ist. Ihnen wurde das Paradies gegeben; sie aber wollten frei sein und raubten das Feuer vom Himmel, obwohl sie wußten, daß sie dadurch unglücklich wurden. Also ist kein Grund da, sie zu bemitleiden. Nach meinem armseligen, menschlichen Verstande weiß ich nur, daß es Leiden gibt, Schuldige aber nicht, daß bei allem sich eines aus dem anderen ergibt, daß alles fließt und gegeneinander aufgeht — das weiß ich und kann doch nicht danach leben. Ich will Vergeltung, aber ich vernichte mich! Und die Vergeltung nicht irgendwo und irgendwann in der Unendlichkeit, sondern noch hier auf Erden, so daß ich sie selbst sehen kann. Ich habe geglaubt, also will ich auch mit eigenen Augen sehen; und bin ich vielleicht schon tot, so soll man mich auferstehen lassen. Denn wenn alles ohne mich geschehen sollte, wäre es doch gar zu kränkend für mich. Ich will nicht gelitten haben, um mit meinem Verbrechen und Leiden für irgendeinen anderen die künftige Harmonie zu düngen. Mit meinen Augen will ich sehen, wie das Reh arglos neben dem Löwen ruht und wie der Ermordete aufsteht und seinen Mörder umarmt. Ich will dabei sein, wenn alle erfahren, warum und wozu alles so gewesen ist. Auf diesen Wunsch beruhen alle Religionen der Erde. Ich aber glaube. Doch was soll ich mit den kleinen Kindern anfangen? Es bleibt unbegreiflich, warum auch sie leiden müssen, und warum auch sie durch Leiden die Harmonie erkaufen sollen. Warum bilden auch sie den Stoff, um für irgend jemanden die zukünftige Harmonie zu düngen? Die Gemeinsamkeit der Menschen in der Sünde begreife ich sehr wohl, ich begreife

auch die Gemeinsamkeit in der Vergeltung — aber nicht bei kleinen Kindern die Gemeinsamkeit in der Sünde. Wenn es wirklich Wahrheit ist, daß eine Gemeinsamkeit mit ihren Vätern in allen Verbrechen besteht, so ist diese Wahrheit nicht von dieser Welt und für mich unbegreiflich. Mancher wird einwenden: es komme schließlich auf dasselbe hinaus; das Kind werde groß und habe dann übergenug Zeit zum Sündigen. Aber der kleine Knabe wurde schon im achten Lebensjahre von Hunden zerrissen. Ich will nicht lästern, Aljoscha. Wie sehr muß es das Weltall erschüttern, wenn alles im Himmel, auf der Erde und unter der Erde in einen Lobgesang zusammenschießt, wenn alles, was lebt und gelebt hat, ausruft: ‚Gerecht bist du, o Herr; denn offenbar sind jetzt deine Wege!‘ Wenn selbst die Mutter den Peiniger, der ihren Sohn von Hunden hat zerreißen lassen, umarmt und alle drei mit Tränen singen: ‚Gerecht bist du, o Herr!‘ Dann ist die Krone alles Wissens und Erkennens erworben, dann wird alles seine Erklärung finden. Hier sitzt aber für mich der Haken; denn gerade das kann ich nicht annehmen. Daher beeile ich mich, solange ich auf Erden bin, meine Maßregeln zu ergreifen. Denn vielleicht werde auch ich, Aljoscha, wenn ich diesen Augenblick erlebe oder von den Toten auferweckt werde, um das alles zu sehen, beim Anblick der Mutter, die den Peiniger umarmt, zusammen mit allen anderen ausrufen: ‚Gerecht bist du, o Herr!‘ Das will ich aber nicht. Darum danke ich im vorhinein für jede höhere Harmonie. Sie ist keine einzige Träne jenes mißhandelten Kindes wert; denn diese Kindertränen sind ungefühnt geblieben. Sie müssen aber geföhnt werden, sonst gibt es keine Harmonie. Womit kann es geschehen? Ist es überhaupt möglich? Was macht es schließlich, daß sie geföhnt werden? Was tue ich mit der Rache? Was nützen mir die Höllequalen der Peiniger? Was kann die Hölle wieder gut machen, wenn das Kind zu Tode gequält ist? Wo bleibt die Harmonie, wenn es noch eine Hölle gibt? Ich will verzeihen und umarmen und will nicht, daß noch gelitten wird. Wenn die Leiden der Kinder zu jener Leidenssumme, die zum Kauf der Wahrheit erforderlich ist, hinzugerechnet werden müssen, erkläre ich im voraus, daß die Wahr-

heit diesen Preis nicht wert ist. Ich will nicht, daß die Mutter den Peiniger ihres Sohnes umarmt. Wie darf sie wagen, ihm zu vergeben? Wenn sie will, mag sie für sich vergeben, mag sie ihm ihr unermessliches Mutterleid und alle ihre Schmerzen verzeihen. Doch die Leiden ihres von Hunden zerrissenen Sohnes darf sie nicht verzeihen; dazu hat sie kein Recht, selbst wenn ihr Kind dem Peiniger vergibt! Wenn man aber nicht verzeihen darf, wo ist dann die Harmonie? Gibt es in der ganzen Welt ein Wesen, das verzeihen könnte, das Recht zu verzeihen hätte? Aus Liebe zur Menschheit will ich keine Harmonie. Lieber bleibe ich bei meinen ungefühnten Leiden, in meinem heiligen, unstillbaren Zorn, selbst wenn ich nicht im Rechte wäre. Diese Harmonie ist gar zu teuer eingeschätzt. Mir erlaubt es mein Beutel nicht, soviel für den Eintritt zu zahlen. Darum aber will ich meine Eintrittskarte eilends zurücksenden. Als Mann von Ehre habe ich die Pflicht, es möglichst bald zu tun. So tue ich es denn auch. Nicht Gott lehne ich ab, Aljoscha, ich schicke ihm nur die Eintrittskarte ergebendst zurück.“

„Das ist Empörung,“ sagte Aljoscha leise mit gesenktem Blick.

„Empörung? Dieses Wort wünschte ich nicht von dir zu hören,“ sagte Iwan gedrückt mit erstem Blick. „Kann man in der Empörung leben? Ich aber will leben. Gib mir eine offene, bestimmte Antwort. Angenommen, du selbst solltest das Gebäude des Menschenschicksals errichten mit dem Ziel, schließlich alle Menschen zu beglücken, ihnen endlich Ruhe und Frieden zu geben; doch müßtest du auch nur ein einziges kleines Wesen zu Tode quälen, sagen wir jenes Kindchen, das sich mit der kleinen Faust gegen die Brust schlug — auf seinen ungefühnten Tränen solltest du das Gebäude errichten, würdest du unter dieser Bedingung der Baumeister des großen Gebäudes sein wollen? Sage es mir und lüge nicht!“

„Nein, ich möchte es nicht,“ erwiderte Aljoscha leise.

„Und glaubst du, daß die Menschen, für die du baust, ihr Glück auf Grund des ungerecht vergossenen Blutes des zu Tode gehehten Knaben empfangen wollen? Daß sie dann ewig glücklich sein können?“

„Das glaube ich nicht. Du fragtest vorhin, Iwan,“ sagte Aljoscha mit aufleuchtenden Augen, „ob es in der ganzen großen Welt ein Wesen gibt, das verzeihen könnte, das Recht zu verzeihen hätte? Es gibt ein solches Wesen, und es kann alles vergeben, allen und für alles; denn es hat selbst sein unschuldiges Blut für alle und alles hingegeben. Ihn hast du vergessen, auf ihm aber wird sich das Gebäude errichten und ihm wird man zurufen: ‚Gericht bist du, o Herr, denn deine Wege sind jetzt offenbar!‘“

„Ach, das ist ja der ‚Einzige, Sündenlose‘ und ‚sein Blut‘! Ich habe ihn nicht vergessen, vielmehr mich die ganze Zeit gewundert, daß du ihn nicht vorführtest. Gewöhnlich nennt Deinesgleichen ihn gleich zuerst in allen derartigen Erörterungen. Du brauchst nicht lachen, Aljoscha; die Sache ist ernst. Ungefähr vor einem Jahre habe ich eine Dichtung verfaßt. Willst du mir noch zehn Minuten schenken, könnte ich sie dir vielleicht erzählen.“

„Du hast ein Gedicht geschrieben?“

„Ist mir nicht eingefallen,“ antwortete Iwan lachend. In meinem ganzen Leben habe ich sicher keine zwei Verse zusammengebracht. Diese Dichtung habe ich mir begeistert ausgedacht und behalten, ohne sie niederzuschreiben. Du wirst als Erster sie hören. Warum soll sich der Verfasser einen Zuhörer entgehen lassen, zumal es der einzige in Frage kommende ist?“

„Ich bin sehr gespannt,“ sagte Aljoscha.

„Meine Dichtung betitelt sich: ‚Der Großinquisitor‘ — ein unsinniges Ding. Doch ich will erzählen.“

Der Großinquisitor

Natürlich geht es nicht ohne Vorrede ab, hol's der Kuckuck!" begann Iwan lachend, „und schließlich, was bin ich für ein Dichter! — Also die Handlung spielt im sechzehnten Jahrhundert. Wie du aus der Schule weißt, war es damals allgemeiner Brauch, die himmlischen Mächte in dichterischen Darstellungen auf die Erde zu bringen. Dante will ich nur streifen. In Frankreich gaben die Schreiber der Gerichtshöfe, die Passionsbrüderschaften und in den Klöstern die Mönche ganze Vorstellungen, in denen die heilige Jungfrau, Engel, Heilige, Christus und selbst Gott auf der Bühne dargestellt wurden. Damals hatte alles einen kindlich-einfachen Anstrich. Auch bei uns in Moskau wurden früher solche Bühnenaufführungen veranstaltet, vornehmlich nach Erzählungen des Alten Testaments. In unseren Klöstern wurden diese Werke vielfach überfetzt und abgeschrieben, oder man verfasste ganz neue. So gibt es eine Klosterdichtung, natürlich aus dem Griechischen: ‚Der Gang der Mutter Gottes durch die Hölle‘ von einem kühnen Gedankenschwunge, der dem Danteschen wirklich nicht nachsteht. Die Mutter Gottes steigt hinab in die Hölle, und der Erzengel Michael führt sie ‚durch die Qualen‘. Jeden Sünder sieht sie in seiner Pein. Unter anderem gibt es dort eine besondere Art Sünder in einem brennenden See. Einige sind bereits soweit untergegangen im See, daß sie nicht mehr herauszuschwimmen vermögen; von ihnen heißt es: Gott habe sie bereits vergessen — ein Ausdruck von ungewöhnlicher Tiefe und Kraft. Weinend fällt die Mutter Gottes vor dem Thron des Höchsten nieder und bittet ihn um Vergebung für alle, die sie dort in der Hölle gesehen hat, für alle ohne Ausnahme. Ihr Gespräch mit Gott ist ungemein anziehend. Sie hört nicht auf zu flehen. Gott weist auf die durchbohrten Hände und Füße ihres Sohnes und fragt: ‚Wie soll ich seinen Peinigern vergeben?‘ Da fordert sie alle Heiligen, Märtyrer, Engel und Erzengel auf, neben ihr nie-

derzuknien und um die Erlösung aller ohne Ausnahme zu flehen. Es endet damit, daß sie von Gott die Einstellung aller Qualen in jedem Jahre vom Karfreitag bis zum Pfingstsonntag erbittet; laut ertönt der Dank und Lobgesang der Sünder aus der Hölle: ‚Gerecht bist du, o Herr, der du also gerichtet hast!‘ Von der Art wäre auch meine Dichtung gewesen, wenn ich sie in jener Zeit verfaßt hätte. Bei mir erscheint er auf der Bühne. Allerdings spricht er kein Wort. Er tritt nur auf und geht vorüber. Fünfzehn Jahrhunderte sind seit seinem ersten Erscheinen vergangen, seit der Zeit, da er den Menschen versprach wiederzukommen und sein Reich auf Erden aufzurichten, fünfzehn Jahrhunderte, seitdem er nach dem Bericht des Jüngers sagte, als er noch unter ihnen wandelte: ‚Wahrlich, ich komme bald. Von jenem Tage und der Stunde weiß nicht einmal der Sohn, nur mein himmlischer Vater weiß es.‘ Doch die Menschheit erwartet ihn mit demselben Glauben und derselben Sehnsucht wie früher. Ja, mit noch festerem Glauben erwartet sie ihn; denn fünfzehn Jahrhunderte sind vergangen, seitdem der Himmel dem Menschen ein Unterpfand gab.

‚Was das Herz dir saget, daran glaube,
der Himmel gibt kein Unterpfand den Menschen.‘

Damals gab es viele Wunder. Heilige vollbrachten wunderbare Heilungen; zu manchen frommen Einsiedlern stieg die Himmelkönigin hernieder, wie viele Lebensgeschichten uns melden. Aber auch der Teufel schlief nicht. In der Menschheit erhoben sich Zweifel an der Wahrheit dieser Wunder. In Deutschland verbreitete sich eine furchtbare neue Ketzerei. Ein großer Stern, ähnlich einer Leuchte — der Kirche nämlich — fiel in die Quellen der Wasser, und das Wasser ward bitter. Die Sekten leugneten gotteslästerlich die Wunder. Um so fester hängen die Treugebliebenen an ihrem Glauben. Nach wie vor steigen die Tränen der Menschheit zu ihm auf, man erwartet ihn, liebt ihn, hofft auf ihn wie früher. Soviele Jahrhunderte haben die Menschen in unerschütterlichem Glauben zu ihm gebetet und ihn angerufen: ‚Unser Herr und Gott, erscheine uns!‘ Daß er in seinem unermesslichen Mitleid zu den Flehen-

den herabkommen will, wie er schon vorher nach Berichten der Lebensgeschichten zu manchen Gerechten, Märtyrern und heiligen Einsiedlern gekommen ist. In vollster Gewissheit ist folgender Vers geschrieben:

Unter der Last des dreiendigen Kreuzes
inmitten der beiden verdammten Schächer
ging Christus der König wie ein Verbrecher,
der die Erde segnete.

So war es auch, das sage ich von mir aus. In seiner Barmherzigkeit will er wenigstens auf einen Augenblick zum Volke hinabsteigen, zu dem sich quälenden, leidenden, sündigen, doch kindlich ihn liebenden Volke. Die Handlung spielt bei mir in Sevilla zur Zeit der schrecklichsten Ketzerverfolgung, als zum Ruhm Gottes täglich Scheiterhaufen zum Himmel aufflammten.

Natürlich kam er nicht zu den Menschen, wie er nach seiner Verheißung am Ende der Tage in seiner himmlischen Herrlichkeit erscheinen wird: wie der Blitz von Morgenrot zum Abendrot. Nur auf einen Augenblick will er seine Kinder wiedersehen und zwar gerade dort, wo die Scheiterhaufen der Ketzer prasseln, wo Flammenzungen Menschenblut lecken. Noch einmal wandelt er in derselben Menschengestalt, in der er vor fünfzehn Jahrhunderten dreiunddreißig Jahre lang unter den Menschen geweltet hatte. Er erscheint auf den heißen Plätzen der Stadt, wo noch am Abend vorher in Gegenwart des Königs, des ganzen Hofes, aller Großen, Kardinäle und der schönsten Hofdamen, in Gegenwart der zahlreichen Bevölkerung Sevillas durch den greisen Kardinal, den Großinquisitor, hundert Ketzer auf einmal verbrannt waren. Eine unbezwingbare Macht zieht das Volk zu ihm hin; es umringt ihn, wächst immer mehr und mehr an und folgt ihm, wohin er geht. Stumm aber wandelt er unter ihnen mit einem stillen Lächeln unendlichen Mitleids. Eine Sonne der Liebe brennt in seinem Herzen. Strahlen der Erleuchtung und der Kraft strömen aus seinen Augen und wecken Gegenliebe in jedem, den sie treffen. Er streckt ihnen seine Hände entgegen und segnet sie; von der Berührung seiner Hände, ja seines Gewandes, geht heilende Kraft aus. Ein Greis, der von Geburt an blind ist, ruft den

Vorübergehenden laut an: ‚Herr, heile mich, daß ich dich sehe!‘ Wie Schuppen fällt es von seinen Augen; der Blinde sieht ihn. Weinend küßt das Volk die Erde, wo er gestanden. Kinder streuen ihm Blumen auf den Weg, singen und rufen: ‚Hosianna.‘ ‚Das ist er selbst!‘ flüstert sich das Volk immer lauter zu, ‚das muß er sein!‘

Da bleibt er vor der Eingangstür der Hauptkirche stehen. Gerade trägt man unter Weinen und Wehklagen einen offenen, weißen Kindersarg in den Dom. In ihm liegt tot das siebenjährige Töchterchen eines vornehmen Bürgers, sein einziges Kind; es liegt in weiße Blumen gebettet. ‚Er wird dein Kind erwecken‘, ruft man aus der Menge der weinenden Mutter zu. Aus der Kirche tritt dem Sarge ein Pater entgegen; er bleibt verwundert stehen und runzelt die Brauen. Da wirft sich die Mutter des toten Kindes ihm klagend zu Füßen mit der flehenden Bitte: ‚Bist du es, so erwecke mein Kind!‘ und streckt ihre Hände ihm entgegen. Die Prozession bleibt stehen, der kleine Sarg wird vor der Eingangstür des Domes ihm zu Füßen hingestellt. Voll Mitleid blickt er auf das tote Kind, und seine Lippen flüstern leise: ‚Mägdlein, stehe auf!‘ Und das Mädchen erhebt sich im Sarge und blickt lächelnd mit weit-offenen, verwunderten Augen um sich. Ihre Hände pressen die weißen Rosen, mit denen sie im Sarge gelegen hat, an die Brust. Die Umstehenden sind bestürzt. Rufen und Schluchzen wird laut.

In demselben Augenblick geht an dem Dom der greise Kardinal, der furchtbare Großinquisitor vorüber. Er ist ein fast neunzigjähriger Greis, aufrecht ist noch sein Gang, verrunzelt sein Gesicht, tief liegen die eingefallenen Augen; aber es glimmt in ihnen ein unheimliches Feuer. Nicht trägt er seine prächtigen Kardinalgewänder in den leuchtenden Farben, in denen er sich gestern dem Volke gezeigt hatte, als er die Feinde des Kirchenglaubens den Flammen übergab. Jetzt trägt er nur seine alte, grobe Mönchskutte. In angemessener Entfernung folgen ihm seine furchtbaren Gehilfen und Sklaven und die ‚heilige‘ Wache.

Er bleibt stehen und beobachtet aus der Ferne. Alles gewahrt er: wie der Sarg vor seine Füße gestellt wird, wie das

Mädchen ins Leben zurückkehrt, und sein Gesicht verfinstert sich. Die grauen, buschigen Brauen ziehen sich zusammen und sein Blick funkelt unheilverkündend. Er streckt seine Hand aus und befiehlt den Wachen, ihn zu ergreifen. So groß ist seine Macht, und so unterwürfig und zitternd gehorcht ihm das Volk, daß es wortlos vor den Wachen zurückweicht und diese inmitten der Grabesstille Hand an ihn legen und ihn fortführen läßt. Jäh beugt sich die ganze Menge wie ein Mann bis zur Erde vor dem greisenhaften Großinquisitor. Der aber segnet schweigend das Volk und geht stumm vorüber.

Die Wache führt den Gefangenen in ein enges, dunkles Gewölbe im alten Palaste des heiligen Gerichtshofes und schließt ihn dort ein. Der Tag vergeht; es wird Nacht, „dunkle, atemanhaltende, lautlose, sevillanische Nacht“. Die Luft ist schwül vom Duft des Lorbeers und der Orangen. Inmitten dieser tiefen, lautlosen Nacht öffnet sich die Thür des Gewölbes, und der Großinquisitor tritt langsam mit der Leuchte in der Hand über die Schwelle. Er ist allein; hinter ihm schließt sich die Thür. Lange blickt er schweigend in sein Gesicht. Endlich tritt er unhörbar näher, stellt die Leuchte auf den Tisch und fragt ihn:

„Bist du es?“ Und als er keine Antwort erhält, setzt er schnell hinzu: „Antworte nicht. Was könntest du auch sagen? Ich weiß nur zu gut, was du sagen würdest. Aber du hast gar nicht das Recht, zu deinen früheren Worten etwas hinzuzufügen. Warum bist du gekommen, uns zu stören? Denn dazu bist du gekommen; das weißt du selbst. Aber weißt du auch, was morgen sein wird? Ich weiß nicht, wer du bist, und will es auch nicht wissen. Bist du es oder nur sein Ebenbild? Doch morgen werde ich dich richten und dich als den ärgsten aller Ketzer auf dem Scheiterhaufen verbrennen; und dasselbe Volk, das heute noch deine Füße geküßt hat, wird morgen auf einen Wink meiner Hand zu deinem Scheiterhaufen hinstürzen, um eifrig zu schüren. Weißt du das? Vielleicht weißt du es,“ fügte er nachdenklich hinzu, ohne indes auch nur für eine Sekunde den dringenden Blick von seinen Gefangenen abzuwenden.“

„Ich verstehe dich nicht ganz, Iwan. Was soll das?“

fragte lächelnd Aljoscha, der die ganze Zeit schweigend zugehört hatte. „Ist das einfach uferlose Phantasie oder ein Irrtum des Alten?“

„Nimm meinerwegen das letztere an,“ lachte Iwan, „wenn dich unser zeitgenössischer Wirklichkeitsfenn bereits dermaßen verwöhnt hat, daß du nichts Phantastisches mehr vertragen kannst. Also meinerwegen Irrtum. Der Alte ist ein neunzigjähriger Greis und hat vielleicht schon längst über seinen Gedanken den Verstand verloren. Der Gefangene mag ihn aber durch sein Aussehen betroffen gemacht haben. Schließlich konnte es der einfache Wahn eines neunzigjährigen Greises kurz vor seinem Tode oder die Nachwirkung der Erregung vom vergangenen Tage sein. Kann es uns beiden nicht gleich sein, ob es ein Irrtum oder schrankenlose Phantasie ist? Es handelt sich eben nur darum, daß der Alte sich endlich aussprechen muß über das, worüber er neunzig Jahre lang geschwiegen hat.“

„Und der Gefangene schweigt gleichfalls, sieht ihn an und spricht kein Wort?“

„Kein Wort. So muß es auch sein,“ versetzte Iwan wieder lachend. „Der Alte sagt doch selbst, daß er kein Recht habe, seinen früheren Worten etwas hinzuzufügen. Gerade darin liegt das Grundwesen des römischen Katholizismus. Wenigstens fasse ich ihn so auf. ‚Du hast alles dem Papste übergeben. Folglich liegt jetzt alles beim Papst; du brauchst nicht wiederzukommen, du störst uns nur!‘ In diesem Sinne reden und schreiben wenigstens die Jesuiten. Ich habe es selbst in ihren Schriften gelesen. ‚Hast du das Recht, uns auch nur eines der Geheimnisse jener Welt aufzudecken, aus der du gekommen bist?‘ fragt ihn der Greis und beantwortet selbst die eigene Frage: ‚Dieses Recht hast du nicht, dann würdest du zu dem früher Gesagten Neues hinzufügen und den Menschen die Freiheit nehmen, für die du damals auf Erden eingetreten bist. Alles, was du Neues vorbringen könntest, würde ein Eingriff in die Glaubensfreiheit der Menschen bedeuten; denn es würde ein Wunder heißen. Die Freiheit ihres Glaubens war dir aber vor anderthalb Jahrtausenden das Wichtigste. Hast du doch damals oft gesagt: ‚Ich will euch frei machen! Jetzt hast du

die freien Menschen gesehen,' fügt der Greis mit nachdenklichem, spöttischem Lächeln hinzu. 'Das zu erreichen, war schwer; es hat uns viel gekostet,' fährt er fort, ohne seinen strengen Blick von ihm abzuwenden. 'Doch wir haben es schließlich in deinem Namen erlaubt. Anderthalb Jahrtausende haben wir uns mit dieser Freiheit gequält; jetzt ist es überwunden. Du glaubst es nicht? Blickst mich milde und sanftmütig an und würdigst mich nicht einmal deines Unwillens? So höre denn: gerade jetzt sind diese Menschen mehr denn je überzeugt, daß sie vollkommen frei sind. Aus eigenem Antriebe haben sie uns ihre Freiheit gebracht und sie uns gehorsam und unterwürfig zu Füßen gelegt. Das war unser Werk. Oder hast du auch diese Freiheit gewollt?'"

"Ich verstehe wieder nicht," unterbrach ihn Aljoscha, "sagt er das spöttelnd oder will er sich über ihn lustig machen?'"

"Fällt ihm nicht ein. Er rechnet es sich und den Seinen im Ernst als Verdienst an, daß sie endlich die Freiheit bestiegen haben und zwar nur deshalb, um die Menschen glücklich zu machen. 'Denn auch jetzt' — er meint die Inquisition — 'ist es zum erstenmal möglich, an das Glück der Menschen zu denken. Der Mensch war als Empörer geschaffen. Können Empörer glücklich sein? Du wurdest gewarnt,' sagt der Greis zu ihm, 'dir wurden genug Warnungen und Andeutungen; aber du beachtetest sie nicht und verwarfst den einzigen Weg, auf dem man hätte die Menschen glücklich machen können. Zum Glück gingst du fort und überliehst die Aufgabe uns. Du bestätigtest es durch dein Wort. Denn du gabst uns das Recht zu binden und zu lösen, und kannst es dir natürlich nicht einfallen lassen, uns dieses Recht wieder zu nehmen. Warum bist du also gekommen, uns zu stören?'"

"Was bedeutet das: 'Dir wurden genug Warnungen und Andeutungen?'" fragte Aljoscha.

Über diesen wichtigsten Punkt mußt du den Alten sich aussprechen lassen," sagte Iwan. "Der Alte fuhr fort:

'Der furchtbare, verschlagene Geist, der Geist der Selbstvernichtung und des Nichtseins, sprach zu dir in der Wüste und hat dich nach den Worten der überlieferten Schriften versucht. War es so? Wäre es möglich, etwas Wahreres zu sagen als

das, was er dir in seinen drei Fragen vorlegte, was du verwarfst und was die Schriften Versuchung nennen? Wenn jemals auf Erden ein wirkliches, nie wieder dagewesenes Wunder sich begeben hat, so war es am Tage dieser drei Versuchungen. Gerade in der Stellung dieser drei Fragen bestand das Wunder. Wollten wir annehmen: die drei Fragen des furchtbaren Geistes würden spurlos aus den Büchern verschwinden und man müßte sie von neuem ersinnen und in Worte fassen, um sie wieder in die Schriften hineinzubringen, und versammelte zu diesem Zwecke alle Weisen der Erde, Herrscher, Priester, Gelehrte, Philosophen, Dichter, und stellte die Aufgabe: Ersinnst und faßt in Worte drei Fragen, die nicht nur der Bedeutung des Ereignisses entsprechen, sondern auch in drei Sätzen die ganze zukünftige Geschichte der Welt und der Menschheit aussprechen — könnte wohl alle Weisheit der Erde zusammengenommen etwas ersinnen, das an Kraft, Macht und Tiefe den drei Fragen, die der mächtige und verschlagene Geist tatsächlich in der Wüste vorgelegt hat, auch nur annähernd gleich käme? Schon allein an diesen Fragen, an ihrer wunderbaren Formung begreift der Mensch, daß er es nicht mit einem menschlichen Verstande zu tun hat, sondern mit einem ewigen, unbeschränkten Geiste. Denn diese drei Fragen umschließen die ganze weitere Menschengeschichte wie ein Ganzes und sagen sie voraus und tun drei Dinge kund, in denen alle unlösbaren geschichtlichen Widersprüche der menschlichen Natur sich begegnen. Damals konnte man es noch nicht wissen. Aber jetzt, nach anderthalb Jahrtausenden, sehen wir, daß in diesen drei Fragen alles derart richtig vorausgesagt ist, daß sich weder etwas hinzusetzen noch wegnehmen läßt.

Entscheide selbst, wer damals recht hatte. Du oder der andere, der dich fragte. Erinnerung dich der ersten Frage. Ihr Sinn war: Du gehst in die Welt mit leeren Händen, mit irgendeiner Freiheitsverheißung, die sie in ihrer Einfalt und angeborenen Stumpfheit gar nicht verstehen können, vor der sie sich fürchten und die sie schreckt. Denn der Mensch und die menschliche Gemeinschaft hat nie etwas schwerer ertragen als die Freiheit. Siehst du die Steine dort in der öden, dürren Wüste? Verwandle sie in Brote, und die Menschen werden dir

scharrenweise nachlaufen wie eine willige Herde, wenn sie auch ewig zittern wird vor Furcht, du könntest deine Hand zurückziehen, und deine Brote hätten dann ein Ende. Du wolltest dem Menschen aber nicht die Freiheit rauben und verschmähtest den Vorschlag. Was ist das für eine Freiheit, sagtest du dir, wenn der Gehorsam mit Broten erkaufte wird? Und deine Antwort war: ‚Der Mensch lebt nicht von Brot allein.‘ Aber weißt du auch, daß um dieses Brotes willen der Geist von der Erde sich gegen dich erheben, mit dir kämpfen und dich besiegen wird und alle ihm folgen und ausrufen werden: ‚Wer ist ihm gleich? Er gab uns das Feuer vom Himmel!‘ ‚Weißt du auch, daß nach Jahren, Jahrhunderten die Menschen durch den Mund ihrer Weisheit und Wissenschaft verkünden werden, daß es Verbrechen überhaupt nicht gibt, und demgemäß auch keine Sünde, wohl aber Hungerige?‘ ‚Sättige uns zuerst, dann kannst du von uns Tugenden verlangen,‘ werden sie auf ihre Fahne schreiben, die sie gegen dich erheben, durch die dein Tempel stürzen wird. Anstelle deines Tempels wird sich ein neues Gebäude erheben, wird der babylonische Turm erbaut werden. Er wird zwar wie der frühere nicht vollendet; aber du hättest ihn vermeiden und die Leiden der Menschen um tausend Jahre abkürzen können. Denn zu uns mußten sie kommen, nachdem sie sich tausend Jahre lang an ihrem Turme abgequält hatten. Sie werden uns wieder aus den Katastrophen hervorholen, werden uns finden und uns anflehen. ‚Sättigt uns, denn die uns das Himmelsfeuer versprochen, haben es uns nicht gegeben!‘ Dann werden wir ihren Turm vollenden; denn das wird der tun, der ihren Hunger stillt. Den Hunger aber werden wir in deinem Namen stillen und lügen, daß es in deinem Namen geschehe. Niemals werden sie aus sich heraus ihren Hunger stillen können. Keine Wissenschaft wird ihnen Brot geben, solange sie frei bleiben. So wird es denn damit enden, daß sie ihre Freiheit uns zu Füßen legen und sagen: ‚Knechtet uns, aber macht uns satt!‘ Sie werden schließlich einsehen, daß Freiheit zusammen mit ausreichend Brot nicht für jeden da ist; denn niemals werden sie zu teilen wissen. Ebenso werden sie sich überzeugen, daß sie niemals werden frei sein können; denn sie sind kraftlos, laster-

haft und Empörer! Du versprachst ihnen himmlisches Brot. Aber ich frage dich nochmals: Kann sich dieses Brot in den Augen des Schwachen, ewig verderbten, ewig undankbaren Menschengeschlechtes neben das irdische Brot stellen? Wenn dir um des himmlischen Brotes willen Tausende und Zehntausende nachfolgen, was soll aus den Millionen und Milliarden werden, die nicht imstande sind, das Erdenbrot um des Himmelsbrotes willen zu verschmähen? Oder liegt dir nur an den zehntausend Starken und Kräftigen; die übrigen Millionen aber, die unzählig sind wie der Sand am Meere, die Schwachen, die dich auch liebhaben, sollen sie nur für die Starken und Kräftigen da sein? Uns liegt auch an den Schwachen. Sie sind wohl lasterhaft und Empörer, aber schließlich werden sie gehorsam. Sie werden sich über uns wundern und uns für Götter halten, weil wir, da wir uns an ihre Spitze stellten, uns bereit gefunden haben, die Freiheit zu ertragen, die ihnen solche Furcht einflößt, und über sie zu herrschen. So furchtbar wird es ihnen schließlich werden, frei zu sein! Wir aber werden sagen: wir gehorchten dir und herrschten nur in deinem Namen. Wir werden sie wieder betrügen, denn dich werden wir nicht mehr bei uns einlassen. In diesem Betrüge wird unser Leiden bestehen; wir werden lügen müssen. Das bedeutete die erste Frage in der Wüste, und das verschmähtest du im Namen der Freiheit, die du über alles stelltest. Und doch lag in dieser Frage das große Geheimnis dieser Welt. Hättest du die ‚Brote‘ angenommen, so hättest du die Menschen von ihrer ewigen Seelenangst erlöst; denn du hättest diese eine Frage, die wichtigste für jeden einzelnen Menschen wie für die ganze Menschheit, die sehnüchtig nach Antwort verlangt, beantwortet — die Frage: was sollen wir anbeten? Es gibt für den Menschen keine ihn unaufhörlicher quälende Sorge, als in seinem Zustande der Freiheit etwas zu finden, vor dem er sich beugen kann. Doch beugt sich der Mensch nur vor dem, das zweifellos anbetungswürdig ist, damit alle Menschen sofort bereit seien, dasselbe gemeinsam anzubeten. Denn diese kläglichen Geschöpfe suchen nicht, was dieser oder jener anbeten kann, sondern unbedingt, was alle sofort anbeten wollen, alle zusammen. Gerade dieses Bedürfnis der gemein-

samen Anbetung ist von Anbeginn aller Zeit die größte Sorge des Menschen gewesen, nehmen wir ihn als Einzelwesen oder Volk. Um der gemeinsamen Anbetung willen haben die Menschen einander in grausamen Kämpfen aufgerieben. Sie schufen Götter und riefen einander zu: „Verlaßt Eure Götter und betet unsere Götter an, oder Tod und Verderben komme über Euch und Eure Götter!“ Und so wird es bleiben bis ans Ende der Welt, selbst wenn die Götter aus ihr verschwinden. Dann wird man sich vor Götzen niederwerfen. Das Geheimnis der menschlichen Natur kanntest du, mußttest du kennen. Aber du verschmähtest das einzige, was dir vorgeschlagen wurde, um alle widerspruchslos vor dir auf die Knie zu zwingen: Das irdische Brot, und zwar um der Freiheit und des himmlischen Brotes willen.

Sieh, was du weiter getan hast, wieder im Namen der Freiheit. Der Mensch kennt keine quälendere Sorge als die, jemanden zu finden, dem er möglichst schnell jenes Geschenk der Freiheit übergeben kann, mit dem er als unglückliches Geschöpf geboren wird. Aber die Freiheit der Menschen gewinnt nur, wer ihr Gewissen beruhigt. Mit dem Brote wurde dir eine unbestrittene Macht angeboten. Gibst du Brot, wird sich der Mensch vor dir beugen. Erobert aber gleichzeitig ein anderer hinter deinem Rücken sein Gewissen, dann wird er selbst dein Brot lassen und jenem folgen, der sein Gewissen fesselt. Darin hattest du recht. Denn das Geheimnis des menschlichen Seins liegt nicht im bloßen Leben, sondern im Zweck des Lebens. Ohne eine klare Vorstellung, wozu er leben soll, wird der Mensch nie einwilligen zu leben; er wird sich eher vernichten, als auf Erden leben, selbst wenn er Brote in Fülle um sich hätte. Das ist einmal so. Aber was ergab sich aus deiner Weigerung? Anstatt die Freiheit der Menschen dir untertänig zu machen, hast du sie noch vergrößert. Hattest du vergessen, daß Ruhe und selbst der Tod dem Menschen lieber sind als freie Wahl in der Erkenntnis von Gut und Böse? Es gibt nichts Verführerisches für den Menschen als Gewissensfreiheit und doch auch nichts Quälenderes für ihn. Anstatt fester Grundlagen zur dauernden Beruhigung des menschlichen Gewissens griffst du zu Ungewöhnlichem, Rätsel-

haftem, Unbestimmtem, was über die Kräfte des Menschen hinausging, und handeltest, als hättest du sie gar nicht geliebt. Wer hat so gehandelt? Der gekommen war, sein Leben für sie hinzugeben. Dich gelüstete nach freier Liebe des Menschen; er sollte dir frei folgen, bezaubert und gebannt durch dich. Statt nach dem alten, festen Gesetz sollte sich der Mensch hinfort mit freiem Herzen selbst entscheiden, was Gut und Böse ist, nur mit deinem Vorbilde als einziger Richtschnur. Aber hast du nicht bedacht, daß er unter dem Drucke einer so furchtbaren Last wie der Wahlfreiheit dein Vorbild und deine Wahrheit verwerfen und bekämpfen werde? Die Menschen werden es offen bekennen, daß in dir nicht die Wahrheit ist; denn in größerer Verwirrung und Sorge konnte sie niemand lassen, als du getan hast, indem du ihnen soviel unlösbare Aufgaben hinterliehest. So hast du selbst den Grund zum Sturze deiner Macht gelegt; und somit gib auch nur dir allein die Schuld.

Was wurde dir angeboten? Nur drei Mächte auf Erden vermögen das Gewissen dieser kraftlosen Empörer zu ihrem Glück auf ewig zu unterjochen und zu bannen: Das Wunder, das Geheimnis und die Autorität. Das eine wie das andere verwarfst du und auch das dritte und zeigtest es deutlich in deinem Verhalten. Als der furchtbare Geist dich auf die Zinne des Tempels führte und zu dir sprach: ‚Willst du wissen, ob du Gottes Sohn bist, so stürze dich herab; denn es ist gesagt von ihm, daß Engel ihn auffangen und tragen werden, damit er seinen Fuß nicht an einen Stein stoße. Du wirst erfahren, ob du Gottes Sohn bist, und beweisen, wie groß dein Glaube an deinen Vater ist‘. Du wiesest die Versuchung von dir, unterlagst ihr nicht und stürztest dich nicht hinab. Du handeltest stolz und mächtig wie ein Gott; aber sind denn die schwachen Menschen mit den Empörerneigungen Gottes? Du wußtest wohl, daß, wenn du nur einen Schritt getan hättest, nur eine Bewegung, um dich hinabzustürzen, du Gott versucht und dein ganzes Vertrauen auf ihn verloren hättest und an derselben Erde zerfchellt wärest, die du zu erlösen gekommen warst, und der listige Versucher hätte seine Freude daran gehabt. Ich frage dich nochmals: Gibt es viele solche, wie du bist? Hast du wirklich auch nur einen Augenblick glauben

können, daß die Menschen einer ähnlichen Versuchung widerstehen würden? Ist die Natur des Menschen so geschaffen, daß er das Wunder zurückweisen und selbst in den Augenblicken der qualvollsten Seelenfragen mit der freien Entscheidung seines Herzens auskommen könnte? Du wußtest, daß deine Tat in den Schriften aufbewahrt und alle Zeiten überdauern und bis an die Enden der Erde gelangen werde, und du hofftest, daß der Mensch, wenn er dir folgt, bei Gott bleiben und des Wunders nicht bedürfen werde. Aber du wußtest nicht, daß der Mensch mit dem Wunder auch sofort Gott verwirft; denn der Mensch sucht nicht so sehr Gott wie das Wunder. Da der Mensch nicht ohne Wunder auskommen kann, schafft er sich neue Wunder, selbstausgedachte Wunder, und betet das Wunder der Zauberer, die Hexerei alter Weiber an, wenn er auch hundertmal Empörer, Ketzer und Gottloser ist. Du stiegst nicht herab vom Kreuz, als man dir höhrend und spottend zurief: 'Steige herab vom Kreuz, und wir werden glauben, daß du Gottes Sohn bist.' Du stiegst nicht herab. Denn du wolltest wiederum den Menschen nicht durch ein Wunder zu deinem Sklaven machen; du wolltest eine freie, nicht durch Wunder erzwungene Liebe haben.

Doch du hast die Menschen zu hoch eingeschätzt, sage ich dir, wenn sie auch als Empörer geschaffen sind. Blicke dich um und urteile selbst: Aunderthalb Jahrtausende sind vergangen; sieh sie dir an: wen hast du zu dir emporgezogen? Der Mensch ist schwächer geschaffen, als du geglaubt hast. Wie soll er dasselbe erfüllen, was du erfüllt hast? Kann er es überhaupt? Mit deiner Einschätzung des Menschen handeltest du, als habest du kein Mitleid mit ihm gehabt; denn du verlangtest zuviel von ihm. Wer tat das? Der ihn mehr liebte als sich selbst! Hättest du ihn geringer eingeschätzt, dann hättest du auch weniger von ihm verlangt. Das wäre aber ein deutlicheres Zeichen von Liebe gewesen; denn seine Bürde wäre leichter gewesen. Er ist schwach. Was will es besagen, daß er sich jetzt allerorten gegen unsre Macht empört und auf seine Empörung stolz ist? Das ist der Stolz eines Kindes, eines Schulknaben. Das sind kleine Kinder, die sich in der Klasse widersetzen und den Lehrer hinausgejagt haben. Auch die Freude der

Schulkinder wird ihr Ende haben und wird ihnen teuer zu stehen kommen. Sie werden die Tempel verbrennen und die Erde mit Blut überschwemmen. Schließlich werden sie erkennen, daß sie doch nur kraftlose Empörer sind, die unter der eigenen Empörung unterliegen. Sie werden sich unter dummen Tränen gestehen, daß, der sie als Empörer geschaffen hat, sich über sie hat lustig machen wollen. In Verzweiflung werden sie es sich sagen, und ihre Worte werden eine Gotteslästerung sein, die sie noch unglücklicher machen wird; denn die menschliche Natur erträgt keine Gotteslästerung und straft sich zuguterletzt selbst dafür. Also nichts als Unruhe, Verwirrung und Unglück würde den Menschen zuteil, nachdem du soviel für ihre Freiheit gelitten!

Dein großer Prophet sagt in seinen bilderreichen Geschichten: er habe alle gesehen, die in der ersten Auferstehung auferstehen würden, und es seien je zwölftausend aus jedem Stamme gewesen. Waren es aber nur so wenige, dann waren sie gewissermaßen nicht Menschen, sondern Heilige, Götter. Sie haben dein Kreuz auf sich genommen, jahrzehntelang in der hungrigen, öden Wüste geduldet, sich nur von Heuschrecken und Wurzeln genährt. Auf diese Kinder der Freiheit in der Liebe und im großen Opfer um deines Namens willen kannst du stolz hinzeigen. Vergiß es indes nicht, daß es hier im ganzen nur wenige Tausende waren und noch dazu Götter. Wo bleiben die übrigen? Was macht die übrigen schwachen Menschen schuldig, daß sie nicht dasselbe ertragen konnten, was die Starken ertragen haben? Was macht die schwache Seele schuldig, daß es über ihre Kräfte geht, so furchtbare Geschenke anzunehmen? Kamst du wirklich nur zu den Auserwählten und für die Auserwählten? Ist das wahr, so ist es ein Geheimnis, so waren wir auch im Recht, dieses Geheimnis zu verkünden und zu lehren, daß nicht die freie Entscheidung ihrer Herzen und nicht die Liebe von Wichtigkeit ist, sondern das Geheimnis, dem sie blind gehorchen müssen, und sei es auch gegen ihr Gewissen. Das haben wir getan.

Wir haben deine Tat verbessert und sie auf dem Wunder, dem Geheimnis und der Autorität aufgebaut. Und die Menschen freuten sich, daß sie wieder wie eine Herde geführt wurden

und daß von ihren Herzen endlich das furchtbare Geschenk genommen wurde, das ihnen soviel Qual bereitet hatte. Waren wir im Recht, als wir so lehrten und handelten? Haben wir nicht die Menschheit geliebt, da wir freundlich ihre Schwäche erkannten, liebevoll die Bürde erleichterten und ihrer widerstandslosen Natur sogar die Sünden erließen? Warum bist du gekommen, uns zu stören? Warum blickst du mich so stumm und tief mit deinen stillen Augen an? Sei zornig! Ich will deine Liebe nicht; denn ich liebe dich selbst nicht. Was sollte ich vor dir verbergen? Weiß ich nicht, mit wem ich rede? Was ich dir zu sagen habe, ist dir schon bekannt; ich lese es in deinen Augen. Sollte ich etwa unser Geheimnis vor dir verbergen? Vielleicht willst du es gerade von mir hören. So laß dir sagen: Wir sind nicht mit dir, wir sind mit ihm; das ist unser Geheimnis. Schon seit Jahrhunderten ist es so. Vor acht Jahrhunderten nahmen wir von ihm jene letzte Gabe, die er dir raubt, und die du unwillig von dir wiesest, als er dir alle Erdenreiche zeigte. Wir nahmen Rom von ihm und das Schwert der Kaiser und erklärten, daß wir allein die Herren der Welt seien, wenn wir unser Werk auch bis jetzt nicht vollendet haben. Wessen Schuld ist das? Unser Werk ist erst im Anfang, und lange wird man auf seine Vollendung warten müssen. Viel wird die Erde inzwischen leiden. Doch wir werden unser Ziel erreichen und werden Kaiser sein, und dann werden wir an das allgemeine Glück der Menschen denken. Du hättest damals schon das Schwert der Kaiser nehmen können. Warum verwarfst du diese letzte Gabe?

Hättest du diesen dritten Ratschlag des mächtigen Geistes angenommen, dann hättest du alles gebracht, was der Mensch auf Erden sucht. Du hättest ihm gegeben, vor wem er sich beugen, wem er seine Gewissen einhändigen kann und wie sich alle zu einem einzigen, einstimmigen Ameisenhaufen vereinigen könnten. Denn das Bedürfnis nach allgemeiner Vereinigung ist die dritte und letzte Sorge des Menschen. In der Gesamtheit hat die Menschheit immer gestrebt, sich unbedingt welkeinheitlich einzurichten. Viele große Völker mit bedeutender Geschichte hat es gegeben. Aber je höher sie standen, desto unglücklicher waren sie; desto stärker erkannten oder

empfanden sie die Nothwendigkeit der allweltlichen Vereinigung der Menschheit. Große Eroberer zogen wie ein Wettersturm über die Erde; sie wollten die Welt erobern und brachten, wenn auch unbewußt, das gleiche mächtige Bedürfnis der Menschheit nach der allgemeinen, weltumfassenden Vereinigung zum Ausdruck. Hättest du das Schwert und den Purpur des Herrschers genommen, so hättest du die Weltherrschaft begründet und der Welt den Frieden gegeben. Wer soll über die Menschen herrschen, wenn nicht die, in deren Hände ihre Gewissen und ihre Brote sind? So nahmen wir das Schwert der Kaiser. Damit verwarfen wir natürlich dich und folgten ihm. Es werden noch Jahrhunderte des Spieles mit ihrem freien Verstande, ihrer Wissenschaft und der Menschenvernichtung vergehen. Denn wenn sie ihren babylonischen Thurm ohne uns beginnen, werden sie mit der Menschenvernichtung enden. Dann wird aber das Tier zu uns herankriechen, und die Füße lecken und sie mit den blutigen Tränen seiner Augen nehen. Wir werden uns auf das Tier setzen und den Kelch erheben, und auf ihm wird geschrieben sein: „Geheimnis!“

Dann erst wird für die Menschen die Herrschaft der Ruhe und des Glückes beginnen. Du bist stolz auf deine Auserwählten; aber es sind eben nur Auserwählte. Wir werden allen Ruhe bringen. Das ist noch nicht alles: Wieviele von den Auserwählten, von den Starken, die Auserwählte hätten werden können, ermüdeten schließlich im Warten auf dich und brachten und bringen ihre Geisteskraft und ihr Herzensblut auf ein anderes Ackerfeld und enden damit, daß sie gegen dich die Fahne der Freiheit erheben. Du selbst hast die Fahne erhoben. Bei uns jedoch werden alle glücklich sein. Sie werden sich weder empören noch sich gegenseitig vernichten, wie sie es in deiner Freiheit aller Orten tun. Wir werden sie überzeugen, daß sie nur dann frei sein werden, wenn sie sich von ihrer Freiheit zu unseren Gunsten lossagen und sich uns unterwerfen. Werden wir recht haben, oder wird es erlogen sein? Nein, sie werden sich selbst überzeugen, daß wir recht haben; denn sie werden sich erinnern, in welcher entsetzlichen Sklaverei und Verwirrung deine Freiheit sie gebracht hat. Die Freiheit, der ungebundene Geist und die Wissenschaft werden sie in so

dunkle Klüfte und Abgründe führen und vor solche Wunder und undurchdringliche Geheimnisse stellen, daß die einen, die Trogigen und Wilden, sich selbst vernichten werden, die Trogigen und Schwachen sich gegenseitig vernichten und die übrigen, die Kraftlosen und Unglücklichen, zu uns herankriechen und zu unseren Füßen aufstöhnen werden: Ihr hattet recht, Ihr allein besafet sein Geheimnis, und wir kehren zu Euch zurück. Rettet uns vor uns selbst.' Wenn sie von uns Brote erhalten, werden sie natürlich erkennen, daß wir nur die mit ihren eigenen Händen gemachten Brote von ihnen nehmen, um sie wieder unter sie zu verteilen, also ihnen ohne jedes Wunder Brot geben. Sie werden sehen, daß wir nicht Steine zu Brot machen. Aber mehr noch als über das Brot werden sie sich darüber freuen, daß sie es aus unseren Händen erhalten. Denn nur zu gut werden sie sich erinnern, daß früher ohne uns sich ihre Brote in ihren Händen in Steine verwandelten, daß aber nach ihrer Rückkehr zu uns selbst die Steine in ihren Händen zu Brot werden. Nur zu gut werden sie es zu schätzen wissen, was es heißt, sich für immer zu unterwerfen. Solange die Menschen das nicht einsehen, sind sie unglücklich. Wer hat am meisten zu diesem Unverständnis beigetragen? Wer hat die Herde zerteilt und auf unbekanntem Wegen versprengt? Doch die Herde wird sich wieder zusammenfinden und dann von neuem sich unterwerfen für immer. Dann werden wir ihnen ein stilles, bescheidenes Glück geben, das Glück kraftarmer Geschöpfe, als die sie geschaffen sind. Wir werden sie überzeugen, daß sie gar kein Recht haben, stolz zu sein.

Du hast sie emporgehoben und damit gelehrt, stolz zu sein. Wir werden ihnen beweisen, daß sie nur armselige Kinder sind, doch daß das Kinderglück süßer ist als jedes andere. Sie werden schüchtern werden und zu uns aufblicken und sich in Angst an uns anschniegen wie die Küken an die Henne. Entsetzt werden sie uns anstaunen, daß wir so mächtig und so klug sind und eine so wilde, tausendmillionenköpfige Herde beruhigt haben. Entkräftigt werden sie vor unserm Zorn zittern, ihre Augen werden sich mit Tränen füllen wie die Augen der Frauen und Kinder. Aber ebenso leicht wie zu

Tränen, werden sie auf unsern Wink zu Frohsinn und Heiterkeit, zu heller Lustigkeit und glücklichen Kinderliedern übergehen. Wir werden sie zwingen zu arbeiten; doch in den arbeitsfreien Stunden werden wir ihnen das Leben zum Spiel gestalten mit Gesängen, Chören und unschuldigen Tänzen. Wir werden ihnen sogar ihre Sünden vergeben — sie sind ja schwach und kraftlos — und sie werden uns wie Kinder dafür lieben, daß wir ihnen erlauben zu sündigen. Wir werden ihnen sagen, daß jede Sünde losgekauft werden kann, wenn sie nur mit unserer Erlaubnis begangen ist. Die Erlaubnis zum Sündigen aber geben wir ihnen nur darum, weil wir sie lieb haben, und die Strafe für ihre Sünden nehmen wir meinetwegen auf uns. Wir werden sie auch wirklich auf uns nehmen; sie werden uns dafür vergöttern wie ihre Wohltäter, die vor Gott ihre Sünden tragen. Keinerlei Geheimnisse werden sie vor uns haben. Wir werden ihnen erlauben oder verbieten, mit ihren Frauen und Geliebten zu leben, Kinder zu haben oder nicht — immer nach ihrem Gehorsam — und sie werden sich uns willig und gerne unterwerfen. Selbst die quälendsten Geheimnisse ihres Gewissens werden sie uns bringen; wir werden ihnen verzeihen, und sie werden mit Freuden unsere Entscheidung hinnehmen. Denn dadurch werden sie von der großen Sorge und den furchtbaren gegenwärtigen Qualen einer freien Entscheidung erlöst. Alle Millionen werden glücklich sein außer den Hunderttausenden, die über sie herrschen. Nur wir, die wir das Geheimnis hüten, werden unglücklich sein. Es wird Tausende von Millionen glücklicher Kinder geben und nur Hunderttausend Märtyrer, die den Fluch der Erkenntnis von Gut und Böse auf sich genommen haben. Still werden sie in deinem Namen sterben und hinter dem Grabe nur den Tod finden.

Wir werden das Geheimnis bewahren und die Menschen zu ihrem Glücke durch himmlische und ewige Belohnung anlocken. Denn wenn es in jener Welt etwas geben sollte, wird es nicht für sie sein. Man redet und prophezeit, daß du wiederkommen und siegen werdest, du mit deinen Auserwählten. Wir aber werden dann sagen, daß jene nur sich selbst, wir hingegen alle gerettet haben. Es heißt: Die Buhlerin, die auf

dem Tiere sitzt und das Geheimnis in ihren Händen hält, wird beschimpft werden, die Kraftarmen werden sich wieder empören, den Purpur der großen Buhlerin zerreißen und ihren scheußlichen Leib entblößen. Dann werde ich mich erheben und auf die Tausende von Millionen glücklicher Kinder hinweisen, welche die Sünde nicht gekannt haben. Wir, die wir ihre Sünden auf uns genommen haben, um sie glücklich zu machen, werden dann vor dich hintreten und sprechen: ‚Verurteile uns, wenn du es kannst und magst!‘ Ich habe keine Furcht vor dir. Auch ich war in der Wüste und nährte mich von Heuschrecken und Wurzeln; auch ich pries die Freiheit, die du den Menschen geschenkt hattest; auch ich bereitete mich vor, zur Zahl deiner Auserwählten zu gehören. Doch ich erwachte und wollte nicht dem Wahnsinn dienen. Ich kehrte um und gefellte mich zur Schar derer, die deine Tat verlassen. Ich trennte mich von den Stolzen und hielt mich zu den Demütigen zu ihrem Glücke. Was ich dir sage, wird in Erfüllung gehen; unser Reich wird erstehen.

Und nochmals sage ich dir: morgen wirst du diese gehorsame Herde sehen, die auf meinen Wink zu deinem Scheiterhaufen eilen wird, um das Feuer zu schüren. Denn auf den Scheiterhaufen bringe ich dich, weil du gekommen bist, uns zu stören. Wenn es einen gegeben hat oder gibt, der den Scheiterhaufen verdient hat, so bist du es. Morgen noch werde ich dich verbrennen!“

Iwan schwieg. Seine Worte hatten ihn mit sich fortgerissen, und er war fast in Begeisterung geraten. Doch als er schloß, spielte wieder ein Lächeln um seinen Mund.

Schweigend hatte Aljoscha zugehört. Zum Schlusse hatte er, nicht minder erregt, den Bruder öfter unterbrechen wollen, sich aber jedesmal bezwungen. Als Iwan verstummte, fiel er hastig ein wie ein Mensch, der lange hatte an sich halten müssen:

„Das ist abgeschmackt!“ stieß er hervor und wurde rot. „Deine Dichtung ist ein Lob Jesu, aber keine Schmähung, wie du gewollt hast. Wer soll das von der Freiheit glauben? Muß man sie so auffassen? Lehrt sie unsere Kirche? Das ist nicht einmal Rom; das sind die Schlechtesten im Katholizismus, die Inquisitoren, Jesuiten! Einen so verbohrten Men-

schen wie deinen Inquisitor gibt es überhaupt nicht. Was für Sünden der Menschheit nehmen sie auf sich? Was für Geheimnisse bewahren sie, die irgendeinen Fluch zum Glück der Menschheit auf sich genommen haben? Wir kennen die Jesuiten und wissen, was hinter ihnen steckt. Aber sind sie so, wie du sie schilderst? Nicht die Spur! Sie sind einfach das römische Heer für das zukünftige, alles vereinende Weltreich mit dem Kaiser, dem römischen Kirchenoberhaupt an ihrer Spitze. Das ist ihr Ziel, aber ohne alle Geheimnisse und erhabenes Leid. Es ist das allgewöhnlichste Streben nach Macht, nach gewöhnlichen Erdengütern, Knechtung in der Art eines zukünftigen Leibeigenschaftsrechtes, damit sie sozusagen Gutsbesitzer werden können. Nur das wollen sie. Vielleicht glauben sie überhaupt nicht an Gott. Dein leidender Inquisitor ist bloße Phantasie . . .“

„Wie du dich ereiferst! Natürlich ist es Phantasie. Glaubst du indes wirklich, daß die ganze katholische Bewegung der Jahrhunderte tatsächlich nichts weiter gewesen ist als das Verlangen nach Macht nur um der schmutzigen Erdengüter willen? Hat dich das Pater Paissi gelehrt?“

„Nein, im Gegenteil. Pater Paissi sprach sogar einmal beinahe ähnlich wie du. Freilich war es nicht ganz dasselbe,“ verbesserte sich Aljoscha.

„Trotz deiner Einschränkung ist es eine wichtige Mitteilung. Ich frage dich klar und bestimmt: Warum nimmst du an, daß Jesuiten und Inquisitoren sich nur zum Erwerb niedriger, irdischer Güter zusammengetan haben? Warum glaubst du, daß es unter ihnen keinen einzigen Gequälten gibt, der von großem Leid und von der Liebe zur Menschheit gequält wird? Nimm an, daß unter allen, die lediglich nach äußeren, niedrigen Gütern trachten, sich nur ein einziger findet, der wie mein greiser Inquisitor in der Wüste von Heuschrecken und Wurzeln gelebt, sich bekämpft und doch daran verzweifelt hat, im Kampf gegen sein Fleisch frei zu werden und vollkommen zu sein, der aber sein ganzes Leben lang die Menschheit geliebt hat und jetzt zur Überzeugung gelangt, daß es keine große, sittliche Glückseligkeit sein kann, die Vollkommenheit des Willens zu erreichen und zugleich zu sehen,

wie die Millionen der übrigen Gottesgeschöpfe immer Geschaffene bleiben, die niemals in sich die Kraft haben werden, sich mit ihrer Freiheit zurechtzufinden, die niemals aus Empörern als Riesen zur Vollendung des Turms hervorgehen werden. Das alles erkannte er; deshalb kehrte er um und schloß sich den klugen Leuten an. Glaubst du wirklich, daß dies niemals geschehen könne?"

„Was für klugen Leuten schloß er sich an?“ griff Aljoscha fast zornig das Wort auf. „Keiner von ihnen besitzt eine besondere Klugheit und nichts von heiligen Geheimnissen. Höchstens ihre Gottlosigkeit wäre allenfalls ihr ganzes Geheimnis. Dein Inquisitor glaubt nicht an Gott; das ist sein ganzes Geheimnis!“

„Endlich hast du es erraten. Nur darin liegt tatsächlich sein Geheimnis. Aber ist das keine Qual für einen Menschen, der wie er sein ganzes Leben daran gesetzt hatte, durch das Leben in der Wüste ein Auserwählter zu werden, und der seine Liebe zur Menschheit doch nicht aufgeben konnte? An seinem Lebensabend überzeugt er sich, daß nur die Ratschläge des furchtbaren Geistes das Leben der kraftarmen Empörer, dieser unvollkommenen, zum Spott geschaffenen Wesen, wenigstens einigermassen erträglich gestalten könnten. Da sieht er ein, daß man nach den Weisungen dieses Geistes der Zerstörung und des Todes vorgehen muß, daß man Lüge und Betrug anwenden und die Menschen wissentlich in Tod und Verderben treiben muß, dabei aber die armseligen Blinden nicht merken lassen darf, wohin sie geführt werden, auf daß sie sich wenigstens auf dem Wege für glücklich halten. Vergiß nicht, daß der Betrug im Namen dessen geschieht, an dessen behre Gestalt der Greis sein Leben lang so leidenschaftlich geglaubt hat. Das sollte kein Unglück sein? Wenn es nur einen einzigen solchen gäbe an der Spitze dieser ganzen Schar, die nur um schmutziger Güter willen nach Macht verlangt, genügte wirklich nicht ein einziger solcher zur Tragödie? Ich sage dir: es genügte, daß ein einziger solcher an der Spitze stände, daß der Gedrückte, der Rom mit allen seinen Heeren und Jesuiten so lange leitet, jener höhere Gedanke Roms, endlich zum Ausdruck kam. Ich bin fest überzeugt: unter

denen, die an der Spitze der Bewegung stehen, wäre er der einzige, der nie ermüdete. Vielleicht hat es unter den römischen Kirchenoberhäuptern auch solche gegeben. Vielleicht lebt dieser verblendete Greis, der so starrsinnig und eigenartig die Menschheit liebt, auch jetzt in einer Schar ebensolcher vereinzelter Greise — lebt durchaus nicht zufällig, sondern nach Übereinkunft in einem geheimen Bunde, der schon vor langer Zeit zur Wahrung des Geheimnisses, zu seinem Schutze gegen die unglücklichen, kraftarmen Menschen deshalb gegründet ist, diese Menschen glücklich zu machen. So muß es sein. Irre ich mich nicht, haben auch die Freimaurer etwas von solchem Geheimnis in ihren Grundgedanken, und nur deshalb werden sie von den Katholiken so gehaßt, weil diese in ihnen Konkurrenten sehen; sie wittern die Teilung des einheitlichen katholischen Gedankens, während es eine einzige Herde unter einem einzigen Hirten werden soll. Wenn ich so meine Ansicht verteidige, könnte es übrigens scheinen, als ertrüge ich deine Kritik nicht. Also genug davon!!

„Du bist wahrscheinlich selbst Freimaurer!“ entfuhr es Aljoscha. „Du glaubst nicht an Gott,“ fügte er traurig und bedrückt hinzu. Zugleich kam es ihm vor, als sehe der Bruder ihn spöttisch an.

„Wie endet deine Tragödie?“ fragte er mit gesenktem Blick. „Oder ist sie schon aus?“

„Den Schluß hatte ich mir so gedacht: Nach seinen letzten Worten wartet der Inquisitor eine Zeitlang auf Antwort des Gefangenen. Sein Schweigen bedrückt ihn. Er sah, wie der Gefangene ihn anhörte und tief und wortlos ihm in die Augen schaute, offenbar ohne etwas entgegen zu wollen. Der Greis will aber eine Erwiderung, und sei es auch etwas Bitteres, Furchtbares. Dann nähert sich jener schweigend dem Greise und küßt ihn leise auf seine blutleeren Lippen. Das ist seine Antwort, die den Alten zusammenfahren läßt. Es zuckt um die Mundwinkel des greisen Inquisitors; er geht zur Thür des Gewölbes, öffnet sie und sagt zu ihm: „Gehe und komme nie wieder — komme überhaupt nicht mehr — niemals!“ Damit läßt er ihn hinaus auf die dunklen, schweigenden Plätze der Stadt. Und der Gefangene geht hinaus.“

„Und der Alte?“

„Der Kuß brennt in seinem Herzen; doch er beharrt bei seinen Gedanken.“

„Und du mit ihm?“

Iwan lachte auf.

„Es ist doch Unsinn, Aljoscha, nur die sinnlose Dichtung eines einfältigen Studenten, der nie in seinem Leben auch nur zwei Verse hat schreiben können. Warum bist du so traurig? Glaubst du gar, ich wolle jetzt gleich zu den Jesuiten fahren und mich denen anschließen, die sein Werk verlassen? Was geht das mich an? Ich habe dir doch gesagt: nur bis zum dreißigsten Jahre; dann fort mit dem Becher!“

„Und die krausen Frühlingsblätter, und die teuren Gräber, der hohe, blaue Himmel und die Geliebte? Wie willst du leben und sie lieben?“ fragte Aljoscha traurig. „Ist es denn möglich, mit solcher Hölle in der Brust und solchen Gedanken? Nein, du fährst geradewegs hin, um dich ihnen anzuschließen. Wenn nicht, so wirst du dich selbst töten. Länger wirst du es nicht aushalten!“

„Es gibt eine Kraft, die alles aushält,“ erwiderte Iwan halblaut mit kaltem Lächeln.

„Was für eine Kraft ist das?“

„Die Karamasoffsche . . . Die Kraft der Karamasoffschen Gemeinheit.“

„Soll das heißen: in Ausschweifungen untergehen, die Seele gewaltsam töten?“

„Meinetwegen. Bis zum dreißigsten Jahre werde ich es vielleicht noch vermeiden, dann aber . . .“

„Wie vermeiden? Wie willst du dem entgehen? Bei deinen Anschauungen ist es unmöglich.“

„Wiederum auf Karamasoffsche Weise.“

„Ach so! Alles ist erlaubt? Nicht wahr, das ist es doch?“

Iwans Gesicht verfinsterte sich, und er wurde seltsam blaß.

„Du hast das gestern gefallene Wort nicht vergessen, das Miusoff so kränkte und das Dimitri so auffallend wiederholte?“ fragte er mit eigenartigem Lächeln. „Meinetwegen: alles ist erlaubt, wenn das Wort einmal gesagt ist. Ich nehme es nicht zurück. Mitjas Bemerkung war übrigens nicht so übel.“

Aljoscha sah ihn schweigend an.

„Wenn ich weiterhin nur dich auf der Welt hätte, Aljoscha,“ sagte Iwan mit unerwartet warmen Tone, „glaubte ich. Aber jetzt sehe ich, daß auch in deinem Herzen kein Raum für mich ist, mein lieber Mönch! Von der Formel: ‚alles ist erlaubt‘, sage ich mich nicht los. Aber du sagst dich los von mir, nicht wahr?“

Aljoscha trat auf ihn zu und küßte ihn schweigend auf den Mund.

„Das ist literarischer Diebstahl!“ rief Iwan. „Das hast du aus meiner Dichtung gestohlen. Aber habe Dank. Laß uns gehen, Aljoscha, es ist Zeit für uns beide.“

Sie traten hinaus, blieben indes unten an der Treppe stehen.

„Die krausen Frühlingsblätter werde ich nur in der Erinnerung an dich liebhaben,“ sagte Iwan mit fester Stimme. „Mir genügt, daß du hier irgendwo bist und ich das Leben noch leben will. Genügt es dir? Meinetwegen kannst du es für eine Liebeserklärung nehmen. Jetzt aber gehe du nach rechts; ich werde nach links gehen. Es ist genug geredet. Falls ich morgen nicht abreisen sollte — es wird voraussichtlich bestimmt geschehen — und wir uns nochmals begegnen sollten, rede kein Wort mehr zu mir über diesen Gegenstand. Ich bitte dich dringend darum. Besonders über Dimitri sprich kein Wort, sprich nie von ihm mit mir,“ fuhr er erregt fort. „Ich denke, wir haben uns nichts mehr darüber zu sagen. Jetzt will auch ich dir als Entgelt ein Versprechen geben. Wenn ich um das dreißigste Jahr den Becher fortschleudern will, werde ich dich, wo du auch bist, aufsuchen und noch einmal mit dir reden, und sei es in Amerika. Ich komme in bestimmter Absicht. Es wird mich sehr interessieren zu erfahren, wie es dann um dich steht. Das Versprechen ist doch feierlich genug? Wir nehmen wirklich auf sieben bis zehn Jahre Abschied voneinander. Jetzt gehe zu deinem Pater Seraphicus; er liegt ja im Sterben. Stirbt er in deiner Abwesenheit, wirst du vielleicht noch böse, daß ich dich so lange aufgehalten habe. Auf Wiedersehen! Küsse mich nochmals! Und jetzt geh!“

Iwan wandte sich rasch ab und ging seinen Weg, ohne sich nach dem Bruder umzusehen.

„So ging gestern abend auch Dimitri von mir,“ dachte Aljoscha, „nur war er ganz anders.“

Diese sonderbare, kleine Beobachtung fuhr Aljoscha durch den Sinn und verlor sich in einem sorgenvollen, alles Denken lähmenden Gefühl. Noch ein Weilchen blieb er stehen und sah dem Bruder nach. Da fiel ihm auf, daß dieser wie schwankend dahinging und von hinten gesehen seine rechte Schulter niedriger schien als seine linke. Das war Aljoscha nie aufgefallen.

Doch plötzlich drehte er sich um und eilte zum Kloster. Es dämmerte schon stark, und mit der zunehmenden Dunkelheit stieg die Angst in seinem Herzen. Es war etwas Neues, das wuchs und wuchs, und doch hätte er nicht sagen können, was es war. Wieder hatte sich der Wind aufgemacht, und in den Wipfeln der uralten Kiefern rauschte es schaurig, als er durch den Wald zur Einsiedelei schritt.

„Pater Seraphicus — woher mag er den Namen genommen haben?“ dachte Aljoscha. „Iwan, armer Iwan, Wann werde ich dich wiedersehen? Da ist die Einsiedelei. Ja, ja, Pater Seraphicus wird mich retten vor ihm! wird mich auf ewig erlösen!“

Noch oft in seinem späteren Leben erinnerte er sich dieses Abends und fragte sich jedesmal verwundert, wie er nach dem Abschied von Iwan Dimitri habe so ganz vergessen können; und doch hatte er noch wenige Stunden vorher beschlossen, ihn aufzusuchen, und sollte er auch nicht vor Nacht ins Kloster zurückkehren.

Ein vorläufig noch sehr unklares Gespräch

Als Iwan Fedorowitsch von Aljoscha gegangen war, begab er sich nach Hause zu Fedor Pawlowitsch. Unterwegs befiel ihn eine qualvolle Seelenangst, die mit jedem Schritte näher zum Vaterhause zunahm und immer unerträglicher wurde. Das Sonderbarste dabei war, daß Iwan Fedorowitsch sich ihre Ursache durchaus nicht zu erklären vermochte. Schon früher waren gar nicht selten Stimmungen über ihn gekommen. Es wäre also weiter nicht auffallend gewesen, daß diese — sagen wir — Schwermut in einem Augenblicke wiederkam, als er mit allem, was ihm teuer war, gebrochen hatte und sich anschickte, auszubiegen und einen ganz neuen Weg ins Leben zu gehen — ein einsam suchender Wanderer —, ohne bestimmt angeben zu können, worin sein leidenschaftliches Verlangen bestand.

Lag auch die Sorge vor dem Neuen, Unbekannten ihm auf der Seele, so quälte ihn doch in diesem Augenblick etwas ganz anderes. „Sollte es wieder der Ekel vor dem Vaterhause sein?“ dachte Iwan. „Das wäre möglich. Wenn ich auch heute zum letztenmale diese verhaßte Schwelle übertrete, so empfinde ich ihn deswegen doch nicht weniger. Nein, das ist es nicht. Oder sollte es der Abschied von Aljoscha sein und das Gespräch mit ihm?“ Es konnte das Gefühl sein: „So viele Jahre habe ich geschwiegen, mich mit keinem Menschen ausgesprochen; und mit einemmal habe ich soviel dummes Zeug geschwast. Jugendlischer Unwille, Unerfahrenheit, Ehrgeiz konnte es sein, Ärger, daß er nicht den rechten Ausdruck gefunden hatte, besonders da Aljoscha ihm gehörte. Aljoscha, auf den sein Herz zweifellos große Hoffnungen setzte. Dieses Gefühl nagte jedenfalls in ihm; aber auch das war noch nicht alles. „Eine Schwermut bis zur Krankheit,“ sagte er sich; „doch weiß ich nicht, was ich will. Das einzige wäre — nicht mehr denken!“

Aber trotz des Versuches verließ ihn die Angst nicht. Das

Ärgerliche war, daß sie ganz zufällig, äußerlich zu sein schien. Das empfand er schmerzlich. Irgendein Wesen, ein Gegenstand oder sonst etwas Unerklärliches war irgendwo in seiner Nähe; wie bisweilen etwas vor den Augen flimmert und man sich bangt, während der Arbeit oder bei einem eifrigen Gespräch dessen nicht bewußt wird, obschon es unbewußt die ganze Zeit reizt, ärgert und sogar quält, bis man sich schließlich besinnt und den Gegenstand aus dem Wege schafft, oft ein nichts sagendes, dummes Ding: ein Tuch, das auf dem Fußboden liegt, oder ein Buch, das nicht an seinem Plaze steht, oder etwas Ähnliches. In so übler, gereizter Stimmung näherte sich Iwan dem Vaterhause, als ihm plötzlich, wie er fünfzehn Schritte von der Hofpforte aufblickte, einfiel, was ihn so beunruhigt hatte.

Auf der Bank am Hofstor saß, um sich an der stillen Abendluft zu erfrischen, der Diener Emerdjäkoff. Sobald Iwan Fedorowitsch ihn zu Gesicht bekam, wurde ihm klar, daß Emerdjäkoff ihm im Sinne gelegen hatte, und daß er gerade diesen Menschen am wenigsten ertragen konnte. Schon bei der Erzählung Aljoschas von seinem Zusammentreffen mit Emerdjäkoff im Nachbargarten hatte ein unangenehmes Empfinden sich ihm ins Herz geschlichen und seinen Unwillen wachgerufen. Im weiteren Gespräch hatte er dann Emerdjäkoff vergessen. Doch war der Gedanke an den Diener ihm nicht aus der Seele geschwunden. Kaum hatte er sich von Aljoscha getrennt und sich auf den Weg nach Hause gemacht, da war die zurückgedrängte Empfindung wieder über ihn gekommen. „Daß mich der Kerl nicht in Ruhe läßt!“ dachte er, und bitter stieg der Ärger in ihm auf.

Aber dieser Ärger hatte noch einen besonderen Grund. Besonders in den letzten Tagen war der Mensch ihm wirklich verhaßt geworden. Es war ihm aufgefallen, wie dieser Haß sich täglich steigerte. Dazu trug vielleicht der Umstand bei, weil er sich anfangs ganz anders gegen ihn benommen hatte. Kurz nach seiner Ankunft hatte sich nämlich Iwan Fedorowitsch ganz außerordentlich für Emerdjäkoff interessiert und ihn sehr eigenartig gefunden. Er hatte ihn dahin gebracht, selbst ein Gespräch anzuknüpfen, und sich über eine gewisse Einfalt, oder

nicht so sehr Einfalt wie innere Unruhe bei ihm gewundert, ohne zu begreifen, was „diesen Philosophen“ dauernd so beunruhigen könne. Sie sprachen über alles Mögliche — unter anderem darüber, wie es am ersten Tage habe Tag sein können, da Sonne, Mond und Sterne doch erst am vierten Tage geschaffen seien, kurz, wie man das alles zu verstehen habe. Aber Iwan Fedorowitsch merkte bald, daß es Smerdjäkoff gar nicht um Sonne, Mond und Sterne zu tun war, und daß er mit dem Gespräche etwas ganz anderes bezwecken wollte. Allmählich trat in Smerdjäkoffs Wesen eine grenzenlose Eitelkeit zu Tage, eine Eitelkeit, die sich überdies gekränkt und gedemüthigt glaubte. Das paßte wiederum Iwan Fedorowitsch durchaus nicht und hatte den Grund zu seiner Abneigung gelegt. Später waren die Szenen in der Familie dazwischen gekommen, die ganze Geschichte mit der Gruschenka und die Zänkereien zwischen Dimitri und dem Vater. Sie hatten auch hierüber gesprochen. Zwar geriet Smerdjäkoff sehr in Eifer; aber unmöglich war es, Klarheit zu erhalten, was er selbst eigentlich wünschte oder zu wem er hielt. Ja, das Widerspruchsvolle und Unsinnige mancher seiner Wünsche, die er zuweilen sehr versehentlich aussprach, und die alle gleich unklar waren, riefen geradezu Verwunderung hervor. Smerdjäkoff stellte seine Fragen nie ganz und bestimmt; er dachte sie sich vielleicht schon vorher aus. Weshalb er das aber tat, verriet er nicht. Gewöhnlich verstummte er im angeregtesten Gespräche oder ging zu einem anderen Gegenstand über. Was indes Iwan Fedorowitsch besonders ärgerte und in ihm einen solchen Unwillen erregte, war eine gewisse widerliche Vertraulichkeit, die sich der Diener mit der Zeit immer dreister gegen ihn herausnahm. Unhöflichkeiten erlaubte er sich nie. Im Gegenteil, er war stets ungewöhnlich ehrerbietig. Aber nach und nach begann Smerdjäkoff sich für einen Gesinnungs-genossen von Iwan Fedorowitsch zu halten und schlug einen Ton an, als bestעה zwischen ihnen beiden so etwas wie eine Verabredung oder ein Geheimnis, das wohl angedeutet, aber unausgesprochen, nur ihnen bekannt war, von den anderen Sterblichen jedoch nicht begriffen werden konnte. Lange wurde sich Iwan Fedorowitsch über den eigentlichen Grund seines

Widerwillens nicht klar; erst in der letzten Zeit erriet er, um was es sich handelte.

Mit einer Empfindung des Widerwillens wollte er schweigend an Smerdjakoff vorüber durch die Pforte eintreten, als sich dieser langsam von der Bank erhob. Schon an dieser Bewegung erriet Iwan Fedorowitsch sofort, daß jener eine besondere Unterhaltung mit ihm wünschte. Iwan sah ihn an und blieb stehen; und eben dieses Stehenbleiben gegen seine kurz zuvor gehegte Absicht ließ den Zorn in ihm aufsteigen. Angeekelt blickte er in Smerdjakoffs blutarmes Gesicht, das die Züge eines verschnittenen Sektierers an sich trug trotz der kunstvoll mit dem Kamme bearbeiteten Haare und des kleinen aufgewirbelten Lockenbüschels. Sein linkes, leicht zugekniffenes Auge zwinkerte, als wolle er sagen: „Du willst vorübergehen? Unmöglich! Siehst du doch selbst ein, daß wir zwei Klugen etwas zu besprechen haben.“ Iwan Fedorowitsch erzitterte.

„Fort, Rüpel, was habe ich mit dir zu schaffen!“ schwebte es ihm auf den Lippen. Zu seiner Verwunderung sprach er aber etwas ganz anderes.

„Schläft der Vater noch oder ist er schon aufgestanden?“ fragte er leise, fast freundlich und setzte sich, ihm selbst unerwartet, auf die Bank. Für einen Augenblick überfiel ihn geradezu Angst, und dieser plötzlichen Angst erinnerte er sich noch später. Smerdjakoff stand vor ihm mit den Händen auf dem Rücken und sah ihn fast strenge an.

„Der Vater ruht noch zu schlafen,“ antwortete er langsam, ohne sich im geringsten zu beeilen, und schien mit dieser Langsamkeit ausdrücken zu wollen: hast selber angefangen zu sprechen, nicht ich. „Nur wundere ich mich alleweil über Euch, Herr,“ fuhr er nach kurzem Schweigen fort, setzte den rechten Fuß vor und spielte mit der Spitze des spiegelblank gepushten Stiefels.

„So! warum wunderst du dich über mich?“ stieß Iwan rauh und schroff hervor, obwohl er schnell alle Kraft zusammennahm; denn er war sich mit Schaudern bewußt geworden, daß er äußerst neugierig auf das war, was der Diener sagen werde, und auf keinen Fall fortgehen werde, ohne seine Neugier befriedigt zu haben.

„Warum fahrt Ihr nicht nach Tschermaschna, Herr?“ fragte Smerdjäkoff, vertraulich lächelnd. Sein linkes Auge schien zu sagen: „Mein Lächeln mußt du verstehen, wenn du ein kluger Mann bist.“

„Warum soll ich nach Tschermaschna fahren?“ fragte Iwan Fedorowitsch verwundert.

Smerdjäkoff schwieg eine Weile.

„Sogar Herr Fedor Pawlowitsch hat Euch darum gebeten,“ sagte er schließlich langsam, als sei er mit seiner Antwort nicht zufrieden — also ungefähr: „Ich mach es mit einem nebensächlichen Grunde ab, nur um etwas zu sagen.“

„Sprich deutlicher! Was willst du?“ schrie ihn Iwan Fedorowitsch an, der von der Sanftmut zur Grobheit überging.

Smerdjäkoff setzte den rechten Fuß neben den linken, richtete sich etwas strammer auf, sah ihn aber immer noch mit derselben Ruhe und demselben Lächeln an.

„Besonderes habe ich nicht zu sagen. Ich meinte nur so beiläufig.“

Wieder trat etwa für eine Minute Schweigen ein. Smerdjäkoff stand da, als denke er: „Ich will nur sehen, ob du dich ärgerst oder nicht.“ Wenigstens schien es Iwan Fedorowitsch so. Er machte eine Bewegung um aufzustehen. Darauf hatte Smerdjäkoff nur gelauert.

„Ganz schrecklich ist meine Lage, Herr. Ich weiß gar nicht, wie ich mir helfen soll,“ sagte er fest und deutlich, und seufzte beim letzten Wort laut auf. Iwan Fedorowitsch blieb sitzen.

„Beide sind sie kindisch geworden wie die allerkleinsten Kinder,“ fuhr Smerdjäkoff fort. „Ich meine den alten Herrn und Dimitri Fedorowitsch. Der alte Herr wird jetzt aufstehen, und mit diesem Augenblick geht das Fragen los: ‚Ist sie noch nicht gekommen? Warum ist sie nicht gekommen?‘ So geht es bis Mitternacht und weiter. Und wenn Agrafena Alexandrowna nicht gekommen ist, weil sie wahrscheinlich überhaupt wohl niemals zu kommen gedenkt, so wird der Herr morgen früh wieder anfangen: ‚Warum ist sie nicht gekommen? Wann, wann wird sie kommen?‘ Ganz als ob es sozusagen meine Schuld ist. Hinwiederum kommt mit Dunkelwerden oder auch schon früher Dimitri Fedorowitsch mit der Flinte in die Nach-

barschaft. „Paß auf, Kanaille!“ sagt er, „wenn du sie durchlässest und mich nicht benachrichtigst, bist du der erste, den ich totschieße.“ Und ist die Nacht vorbei, so quält mich Dimitri Fedorowitsch genau wie der alte Herr: „Warum ist sie nicht gekommen? Wird sie sich bald sehen lassen?“ Als ob es auch hier nur meine Schuld ist, daß die Dame nicht gekommen. So ärgern sie sich alleweil; und mit jeder Stunde, mit jedem Tage wird ihre Wut stets gewaltiger, so daß ich vor lauter Angst schon daran denke, mir das Leben zu nehmen. Mit solchen Menschen will ich nichts zu tun haben, Herr.“

„Warum hast du dich darauf eingelassen und Dimitri Fedorowitsch alles hinterbracht?“ fragte Iwan Fedorowitsch gereizt.

„Ich habe mich gar nicht eingemischt, die Wahrheit zu sagen. Von allem Anfang an habe ich geschwiegen, weil ich nicht zu antworten wagte. Dimitri Fedorowitsch hat mich aber ungefragt gezwungen, sein Diener zu sein; und jetzt kennt er für mich nur ein Wort: „Ich schlage dich mausetot, Kanaille, wenn du sie hineinlässest.“ Ich werde morgen bestimmt einen langen Anfall haben.“

„Was für einen langen Anfall?“

„So einen Anfall, der mehrere Stunden oder einen ganzen Tag und noch einen zweiten Tag dauert. Als ich damals vom Wäscheboden fiel, hatte ich ihn drei Tage lang. Er hört auf, fängt aber wieder an. An all diesen drei Tagen kam ich nicht zu klarer Besinnung. Fedor Pawlowitsch schickte zum Arzt; der legte mir Eis auf die Schläfen und gebrauchte noch ein anderes dummes Mittel. Ich hätte daran sterben können.“

„Soviel ich weiß, kann man bei deinem Leiden nicht einen Anfall vorher sagen. Wie kannst du also behaupten, daß du morgen einen haben wirst?“ erkundigte sich mit ganz besonderer, gereizter Neugier Iwan Fedorowitsch.

„Freilich kann man es nicht vorauswissen.“

„Und dann trat er damals nur ein, weil du vom Boden gefallen warst.“

„Auf den Boden gehe ich jeden Tag, kann also auch morgen von der Bodentreppe fallen. Oder ich kann auch in den Keller

hinunterfallen, weil ich täglich der Wirtschaft wegen in den Keller gehen muß."

Iwan Fedorowitsch blickte ihn lange scharf an.

„Du faselst, und ich verstehe dich nicht recht,“ sagte er halb laut, aber drohend, „willst du dich vielleicht morgen verstellen und drei Tage lang einen Anfall vorschwindeln?“

Emerdjakoff sah zu Boden und spielte wieder mit der rechten Stiefelspitze. Jetzt stellte er sich auf den rechten Fuß und schob den linken vor, erhob den Kopf und fragte lächelnd:

„Selbst wenn ich mich so verstellen könnte, was für einen geübten Menschen gar nicht so schwer ist, bin ich doch vollauf berechtigt, dieses Mittel zur Rettung meines Lebens zu gebrauchen. Denn wenn ich krank bin und Agrafena Alexandrowna zum alten Herrn kommt, kann Dimitri Fedorowitsch doch nicht einen kranken Menschen fragen: ‚Warum hast du es mir nicht gesagt?‘ Er wird sich doch schämen, einen kranken Menschen das zu fragen.“

„Zum Teufel!“ schrie ihn Iwan Fedorowitsch an mit wutentstelltem Gesicht. „Was zitterst du immer um dein Leben? Du weißt doch, daß die Drohungen Dimitri Fedorowitschs nur leere Worte sind. Totschlagen wird er, aber nicht dich; da kannst du unbesorgt sein.“

„Wie eine Fliege, und mich zuerst. Aber mehr als das fürchte ich, daß man mich für einen Helfershelfer hält, wenn er etwas ganz Berrücktes mit seinem Vater getan hat.“

„Warum soll man dich für seinen Helfershelfer halten?“

„Weil ich ihm die Zeichen als großes Geheimnis mitgeteilt habe.“

„Was für Zeichen? Wem mitgeteilt? Zum Teufel, sprich deutlicher!“

„Ich habe ein Geheimnis mit dem alten Herrn,“ sagte Emerdjakoff langsam in unerschütterlicher Ruhe. „Wie Ihr wißt — wenn Ihr es wissen wollt — hat sich der Herr seit einigen Tagen zur Gewohnheit gemacht, nachts oder schon abends die Türen von innen zuzuschließen. Ihr seid in letzter Zeit immer früh nach oben gegangen und gestern gar nicht fortgewesen; so könnt Ihr auch nicht wissen, wie sorgsam sich der Herr nachts einschließt. Selbst wenn Grigori Wassil-

jewitsch kommt, macht er nur auf, wenn er ihn deutlich an der Stimme erkannt hat. Aber Grigori Wassiljewitsch kommt nicht; denn ich bediene ihn jetzt ganz allein in seinen Zimmern — so hat er es bestimmt seit dem Einfall mit Agrafena Alexandrowna. Zur Nacht entferne auch ich mich auf seine Anordnung aus dem großen Hause und muß bis Mitternacht auf dem Hof herumgehen und aufpassen, ob sie kommt, weil der Herr sie schon seit mehreren Tagen wie wahnsinnig erwartet. Er denkt aber so: ‚Sie fürchtet ihn‘ — den Dimitri Fedorowitsch nämlich, den er immer Mitsja nennt — ‚darum wird sie etwas später durch die Hinterstraßen zu mir kommen; du aber‘, sagt er zu mir, ‚mußt sie bis Mitternacht und noch darüber hinaus erwarten. Wenn sie kommt, läufst du schnell zur Gartentür und klopfst an die Tür oder an das Fenster vom Garten aus, die beiden ersten Male etwas leiser und gleich darauf dreimal etwas schneller. Dann‘, sagt er, ‚weiß ich sofort, daß sie gekommen ist, und mache die Tür auf.‘ Ein anderes Zeichen hat er mir mitgeteilt für den Fall, daß etwas Besonderes geschehen sollte, zuerst zweimal schnell und nach einer kleinen Weile noch einmal viel stärker. Dann würde er gleich wissen, daß etwas Besonderes geschehen ist und daß ich ihn sprechen muß, und wird mir gleichfalls aufmachen. Ich werde darauf eintreten und melden, das alles für den Fall, daß Agrafena Alexandrowna nicht selbst kommen könne und eine Nachricht schicke. Aber auch Dimitri könnte kommen. So muß ich ihn auch benachrichtigen, wenn er in der Nähe ist. Der alte Herr fürchtet sich gewaltig vor Dimitri Fedorowitsch. Ich muß daher auch dann, wenn Agrafena Alexandrowna gekommen ist und er sich mit ihr eingeschlossen hat, Dimitri Fedorowitsch jedoch inzwischen irgendwo in der Nähe auftaucht, sofort melden mit dem zweiten Zeichen, also dreimal klopfen. Da in der ganzen Welt nur ich und er diese Zeichen wissen, wird er ohne Bedenken sofort aufmachen; denn er fürchtet sich auch gewaltig, laut zu rufen. Diese Zeichen sind jetzt auch dem jungen Herrn Dimitri Fedorowitsch bekannt geworden.“

„Wieso bekannt geworden? Hast du sie ihm mitgeteilt? Wie konntest du wagen!“

„Nur wegen meiner furchtbaren Angst. Wie hätte ich wagen sollen, es ihm zu verheimlichen? Dimitri Fedorowitsch droht mir jeden Tag. ‚Du betrügst mich,‘ sagt er, ‚du verheimlichst etwas. Ich werde dich zu Drei schlagen, dir beide Beine ausreißen!‘ Da machte ich ihm die Mitteilung von den geheimen Zeichen, damit er wenigstens meine treue Ergebenheit sehe und sich vergewissere, daß ich ihn nicht betrüge und alles gehorsamst vermelde.“

„Wenn du glaubst, daß er die Kenntnis dieser Zeichen benutzen will, um hineinzukommen, mußt du doppelt achtgeben und ihn auf keinen Fall hineinlassen.“

„Wenn ich aber selber einen Anfall habe, wie soll ich ihn nicht hineinlassen, selbst wenn ich ihm wehren wollte einzudringen, da ich doch weiß, wie verzweifelt er ist?“

„Warum bist du so überzeugt, daß du einen Anfall bekommen wirst? Machst du dich lustig über mich?“

„Wie dürfte ich es wagen, über Euch zu lachen. Ist einem nach Lachen zumute, wenn man solche Angst hat? Ich fühle es im Voraus, daß ich einen Anfall bekommen werde, aus bloßer Angst werde ich ihn bekommen.“

„Wenn du krank bist, wird Grigori Wassiljewitsch wachen. Sag ihm Bescheid, er wird dich gut ersehen.“

„Von den Zeichen darf ich Grigori Wassiljewitsch unter keinen Umständen ohne ausdrücklichen Befehl des Herrn etwas sagen. Und mich heute ersehen? Er hat sich erkältet, und Marfa Ignatiemna will ihn morgen gewaltsam kurieren. So haben es beide vorhin besprochen. Dieses Kurieren ist sehr knifflisch. Marfa Ignatiemna hat Salzbranntweinaufguss mit Kräutern, deren sämtliche Wirkungen sie kennt, und hiermit wird Grigori Wassiljewitsch dreimal im Jahr kuriert, wenn er nämlich kreuzlahm wird. Sie nehmen ein grobes Handtuch, tunken es in diesen Kräuteraufguss, und dann reibt Marfa Ignatiemna eine halbe Stunde lang Grigoris Rücken, daß er ganz rot wird und anschwillt. Darauf gibt sie ihm den Rest mit einem gewissen Gebet zu trinken, aber nicht alles; etwas behält sie für sich zurück und trinkt es selber aus. Wenn das geschehen ist, legen sich beide schlafen und schlafen lange und unheimlich fest. Am nächsten Morgen ist Grigori Wassil-

jewitsch immer gesund; Marfa Ignatiemna hat aber immer Kopfschmerzen. Also wird Grigori Wassiljewitsch morgen, wenn Marfa Ignatiemna ihr Vorhaben ausgeführt, nichts hören, und so kann auch keine Rede davon sein, Dimitri Fedorowitsch nicht einzulassen. Schlafen wird er.“

„Blödsinn!“ schrie Iwan Fedorowitsch ihn zornig an. „Das trifft ja wie absichtlich zusammen: Du bewusstlos nach dem Anfall und Grigori und Marfa in festem Schlaf. Oder steckst du vielleicht dahinter, daß sich alles so vorzüglich trifft?“ stieß er plötzlich hervor und zog die Brauen zusammen.

„Wie sollte ich dahinter stecken, wenn doch alles nur von Dimitri Fedorowitsch und seinen Absichten abhängt. Will er etwas anstiften, wird es auch so geschehen; und wenn nicht, werde ich ihn doch nicht absichtlich herrufen, um ihn zu seinem Erzeuger hineinzuschicken.“

„Aber warum soll er zum Vater kommen und dazu noch heimlich, wenn Agrafena Alexandrowna, wie du selbst sagst, überhaupt nicht kommt?“ fuhr Iwan Fedorowitsch bleich vor Wut fort. „Auch ich war in der ganzen Zeit meines Hierseins überzeugt, daß der Alte nur phantasiert und jenes Geschöpf nie zu ihm kommt. Warum soll sich Dimitri mittels der Zeichen zum Alten einschleichen? Sprich! Ich will deine Gedanken wissen!“

„Ihr wißt doch selbst, warum er kommen wird, wozu meine Gedanken? Kann er doch allein aus Wut schon kommen oder aus Argwohn, wenn ich krank bin. Dann weiß er, daß ich nicht aufpassen kann, und wird wie gestern in die Zimmer laufen, um sich zu vergewissern, ob nicht seine Dame unbemerkt von ihm gekommen ist. Auch weiß er ganz genau, daß der Herr einen großen Briefumschlag bereit liegen hat, und daß dreitausend Rubel drin sind, und daß der Herr den Umschlag mit drei großen Siegeln verschlossen und mit einem Bändchen kreuzweise umbunden und eigenhändig darauf geschrieben hat: ‚Meinem Engel Gruschenka, wenn sie zu mir kommen will‘, und daß er nach drei Tagen hinzugefügt hat: ‚und Kügelchen‘. Das kann gefährlich werden.“

„Blödsinn!“ fuhr ihn Iwan Fedorowitsch an. „Dimitri raubt kein Geld und erschlägt dabei noch den Vater. Gestern

hätte er in besinnungsloser Eifersucht den Vater erschlagen können, aber Geld fehlen -- das tut ein Dimitri Fedorowitsch nicht."

"Er braucht aber jetzt Geld, braucht es ganz dringend! Ihr wißt gar nicht, wie dringend!" erklärte ungewöhnlich ruhig und auffallend bestimmt Smerdjäkoff. "Und jene Dreitausend hält er dazu noch für sein Geld; er hat mir selber oft erklärt: 'Die Dreitausend ist er mir so gut wie schuldig.' Zu alledem bedenkt, Herr, daß, wenn Agrafena Alexandrowna nur will, sie den Herrn zwingen wird, sie zu heiraten, den alten Herrn Fedor Pawlowitsch, und es kann doch sein, daß sie wirklich will. Ich weiß, daß der Kaufmann Samsonoff ihr offen gesagt hat: Das sei äußerst wenig dumm, und daß sie darauf gelacht hat. Sie ist eine Dame, die äußerst wenig dumm ist. Einen Habenichtes, wie Dimitri Fedorowitsch es ist, zu heiraten, steht ihr nicht an. Wenn man jetzt bedenkt, Herr, daß dann für Dimitri Fedorowitsch und für Euch, Herr, sowie Eures Bruder Alexei Fedorowitsch, so gut wie nichts nach dem Tode Eures Vaters verbleiben wird, kein einziger runder Rubel, weil Agrafena Alexandrowna ihn nur deswegen heiraten wird, um sich alles verschreiben zu lassen, was er an Kapital besitzt, so wird Euch die Lage klar sein. Stirbt der alte Herr aber jetzt, ehe noch etwas davon geschehen ist, so kriegt jeder von Ihnen blank und bar, wie man sagt, mindestens seine Vierzigtausend sicher, selbst Dimitri Fedorowitsch, der ihm doch augenblicklich so furchtbar verhaßt ist, da er noch kein Testament gemacht hat. Das alles weiß Dimitri Fedorowitsch ganz genau."

Es war, als ob sich in Iwan Fedorowitschs Gesicht etwas verzerrte. Er zitterte am ganzen Körper; und das Blut stieg ihm dunkelrot ins Gesicht.

"Warum rätst du mir, nach Eschermaschna zu fahren?" unterbrach er Smerdjäkoff. "Was willst du damit sagen? Du weißt doch, was geschehen wird, wenn ich fahre."

Iwan Fedorowitsch atmete schwer.

"Das ist vollkommen richtig," sagte wohl überlegt und überzeugungsvoll Smerdjäkoff, der unablässig Iwan Fedorowitsch aufmerksam betrachtete.

„Wie so vollkommen richtig?“ fragte Iwan Fedorowitsch, der sich nur mit Mühe bezwang.

„Weil ich Mitleid habe mit Euch, Herr. An Eurer Stelle würde ich alles hier liegen lassen, wie es ist, und fortgehen. Das ist doch besser, als bei solch einer Geschichte dabei sitzen,“ antwortete Smerdjäkoff und sah scheinbar mit der größten Ruhe in die unheimlich drohenden Augen Iwan Fedorowitschs.

Beide schwiegen eine Weile.

„Du bist ein riesiger Dummkopf und daneben der gemeinste Schurke!“ sagte Iwan Fedorowitsch langsam und erhob sich von der Bank.

Er wollte durch das Pfortchen auf den Hof gehen, blieb indes plötzlich stehen und wandte sich um zu Smerdjäkoff. Etwas Sonderbares geschah. Krampfhaft hatte Iwan Fedorowitsch die Zähne zusammengepreßt und die Fäuste geballt. Noch einen Augenblick — und er hätte sich auf Smerdjäkoff gestürzt. Dieser bemerkte es sofort, fuhr zusammen und bog den Oberkörper zurück. Zum Glück für ihn ging der Augenblick vorüber. Schweigend, als sei er in Zweifeln befangen gewesen, ging Iwan Fedorowitsch zur Pforte.

„Ich werde morgen früh nach Moskau fahren, wenn es dich interessiert,“ entfuhr es ihm. Aber kaum hatte er es gesagt, so fragte er sich verwundert, weshalb er Smerdjäkoff die Worte zugerufen habe, und auch später noch stellte er sich des öfteren die Frage.

„Das ist auch das Beste,“ fiel Smerdjäkoff sofort ein, als habe er nur darauf gewartet, „und sei es nur, daß man Euch in Moskau telegraphisch erreichen und zurückrufen könnte für alle Fälle.“

Wieder blieb Iwan Fedorowitsch stehen und wandte sich heftig zu Smerdjäkoff. Doch mit diesem schien etwas Eigentümliches vorgefallen zu sein. Die Vertraulichkeit und das Sichgehenlassen war verschwunden; ungewohnte Aufmerksamkeit und Erwartung spiegelte sich in seinen Zügen wider, furchtsame, knechtische Erwartung. „Willst du noch etwas fragen?“ fragte sein freundlich an Iwan Fedorowitsch haftender Blick.

„Aus Ischermaschna würde man mich nicht auf alle Fälle

zurückrufen?“ schrieb ihm Iwan Fedorowitsch an, ohne zu wissen, weshalb er die Stimme so erhob.

„Auch aus Tschermaschna würde man Sie rufen,“ erwiderte Smerdjäkoff fast flüsternd, ließ aber die Augen nicht ab von Iwan Fedorowitschs Gesicht.

„Nur ist Moskau weiter und Tschermaschna näher, und dir tut es um das verfahrenere Geld leid, nicht wahr? wenn du mir zuredest, nach Tschermaschna zu fahren, oder tue ich dir leid, weil ich einen solchen Umweg mache?“

„Genau so,“ versetzte Smerdjäkoff mit unangenehmem Lächeln und fast tonloser Stimme, und wieder war er bereit, sofort zurückzuspringen.

Doch zu Smerdjäkoffs größter Verwunderung durchschritt Iwan Fedorowitsch lachend die Pforte. Wer aber sein Gesicht gesehen hätte, der hätte gemerkt, daß ihm nicht froh zumute war. Auch er selbst hätte unmöglich angeben können, was in ihm vorging. Er ging, als ob sich seine Glieder krampften.

Mit einem klugen Menschen ist das Reden ein Vergnügen

Und wie er ging, so sprach er auch. Als er in den Saal trat und den Vater erblickte, winkte er ihm sofort mit der Hand ab und rief ihm zu:

„Ich gehe sogleich nach oben. Auf Wiedersehen!“

Damit ging er vorüber und bemühte sich, den Vater nicht anzusehen. Vielleicht war ihm das Zusammensein mit dem Alten in diesem Augenblicke zu sehr zuwider. Doch diese unverblünte Äußerung der Abneigung verblüffte selbst Fedor Pawlowitsch. Der Alte hatte ihm anscheinend wirklich etwas sagen wollen und war ihm deshalb entgegengekommen. Auf die schroffe Abweisung blieb er jedoch schweigend stehen und

sah nur spöttisch dem Sohne nach, bis dieser auf der Treppe zum obersten Stockwerke verschwunden war.

„Was fehlt ihm?“ fragte er den hinter Iwan Fedorowitsch eintretenden Smerdjäkoff.

„Er scheint sich über etwas zu ärgern; wer kann aus ihm klug werden?“ brummte dieser ausweichend.

„Da mag er sich ärgern, wenn es ihm Vergnügen macht. Gib den Tee her und dann scher dich fort. Was gibt es Neues?“

Damit begannen dieselben Fragen, über die Smerdjäkoff sich soeben bei Iwan Fedorowitsch beklagt hatte, Fragen nach dem erwarteten Besuch. Nach einer halben Stunde wurde das Haus sorgsam verschlossen, und der verrückte Alte ging allein durch die Zimmer in zitternder Erwartung, daß jeden Augenblick die fünf verabredeten Schläge sich hören lassen würden. Von Zeit zu Zeit sah er zum Fenster hinaus; doch da konnte er nichts sehen.

Es war schon sehr spät; doch Iwan Fedorowitsch schlief immer noch nicht. Die Gedanken ließen ihm keine Ruhe. Erst gegen zwei Uhr morgens legte er sich zur Ruhe. Nicht Gedanken quälten ihn. Es war vielmehr etwas Unbestimmtes, eine maßlose Erregung, die ihn beunruhigte. Ihm war, als habe er jeden Halt verloren. Auch verschiedene sonderbare, ganz unerwartete Wünsche suchten ihn heim. So wandelte ihn kurz nach Mitternacht auf einmal die Lust an, in das Nebengebäude auf den Hof zu gehen und Smerdjäkoff durchzuprügeln. Doch wäre er nicht imstande gewesen, auch nur einen einzigen Grund klar dafür anzugeben außer vielleicht dem einzigen, daß dieser Diener ihm so verhaßt geworden war wie der größte Beleidiger, den man sich nur denken konnte. Andererseits ergriff seine Seele in dieser Nacht eine ganz unerklärliche Zaghaftigkeit, die ihn immer wieder überfiel und ihm geradezu alle körperliche Kraft nahm. Sein Kopf tat ihm weh, und vor seinen Augen flimmerte es. Etwas Drückendes lag beklemmend auf seiner Seele, als habe er beschlossen, sich an jemandem zu rächen. Er fing an, sogar Aljoscha zu hassen, wenn er an seine Unterhaltung mit ihm dachte, und in manchen Augenblicken haßte er sich selbst. An Katerina Iwanowna dachte er beinahe gar nicht. Er wunderte sich nicht

wenig darüber, umsomehr als er am Morgen, wie er sich noch recht erinnerte — stolz hatte er bei Chochlakoffs gesagt, daß er am nächsten Tage auf immer verreisen werde — sich selbst im geheimsten Innern gesagt hatte: „Du wirst nicht fahren; es wird dir gar nicht so leicht sein, dich von allem loszureißen, wie du jetzt prahlst.“ Wenn Iwan Fedorowitsch später an diese Nacht zurückdachte, so war es für ihn die unangenehmste Erinnerung, daß er leise, als fürchte er gehört zu werden, die Tür zur Treppe geöffnet hatte, um zu lauschen, wie unten in dem großen Zimmer Fedor Pawlowitsch ruhelos auf und nieder ging. Ganze fünf Minuten lang hatte er gestanden und gehorcht in eigenartiger Spannung und mit klopfendem Herzen. Doch warum er horchte, wußte er damals selbst nicht. Diese Handlung nannte er später abscheulich und hielt sie in tiefstem Herzen für die schlechteste That in seinem Leben. Gegen den Vater empfand er in diesen Minuten nicht den geringsten Haß. Nur interessierte es ihn aus einem unbestimmten Grunde über die Maßen, wie der Alte da unten umhergehe und was er wohl denke und tue. Er stellte sich vor, wie der Vater auf das dunkle Fenster blicke, mitten im Zimmer stehen bleibe und warte und warte, ob nicht jemand klopfe. Zweimal ging Iwan Fedorowitsch an die Treppe. Als indes alles still wurde und Fedor Pawlowitsch sich hingelegt hatte — es ging auf zwei Uhr früh — ging auch Iwan Fedorowitsch zu Bette mit dem Verlangen, bald einzuschlafen; fühlte er sich doch unerträglich müde. So geschah es auch. Plötzlich versiel er in einen traumlosen Schlaf und erwachte gegen sieben Uhr, als es bereits hell war.

Wie er die Augen aufschlug, fühlte er sich vollkommen neugestärkt. Schnell stand er auf, kleidete sich an, zog seinen Koffer hervor und fing unverzüglich an, seine Sachen selbst zu packen. Die Wäsche war gerade am Tage zuvor von der Wäscherin gebracht, und Iwan Fedorowitsch lächelte bei dem Gedanken, wie sich alles treffe und nichts seiner Abreise in den Weg trete. Eilig konnte man die Abreise nennen; denn wenn er auch Katerina Iwanowna, Aljoscha und später Smerdjakoff gesagt hatte, daß er am nächsten Tage abreisen werde, so hatte er — dessen entsann er sich genau — beim Schlafen-

gehen kein einzimal an die Abreise gedacht und noch viel weniger daran, daß er am Morgen, ohne sich zu bedenken, sofort eigenhändig seinen Koffer packen werde. Endlich war er mit allem fertig, Koffer wie Reisetasche. Schon war es neun Uhr, als Marfa Ignatiowna wie gewöhnlich fragte, wo der junge Herr den Tee trinken wolle: auf seinem Zimmer oder unten im Saal. Iwan Fedorowitsch ging nach unten. Er sah geradezu vergnügt drein, wenn auch in seinen Worten und Bewegungen eine gewisse Hast auffiel. Freundlich begrüßte er den Vater, erkundigte sich sogar nach dessen Befinden und teilte, ohne Antwort des Vaters abzuwarten, ihm mit, daß er in einer Stunde nach Moskau zu reisen gedenke und zwar für immer, und deshalb bitte, die Pferde anspannen zu lassen. Ohne das geringste Zeichen von Erstaunen vernahm der Alte diese Mitteilung; er vergaß sogar unhöflicherweise, sein Bedauern über die Abfahrt des Sohnes auszusprechen. Statt dessen lebte er gleichsam auf, da ihm im Zusammenhange damit eine dringende eigene Angelegenheit eingefallen war.

„Sieh mal einer an! Gestern hast du kein Wort davon gesagt. Aber tue mir den Gefallen und fahre vorher nach Tschermaschna. Du brauchst von der Station Wolowje nur lumpige zwölf Werst nach links abzubiegen und bist da!“

„Das kann ich unmöglich. Bis zur Eisenbahn sind achtzig Werst, und der Zug nach Moskau verläßt die Station Punkt sieben Uhr abends. Ich komme also knapp hin.“

„Dann kommst du morgen oder übermorgen hin, das ist doch vollkommen gleich. Heute aber fahre nach Tschermaschna! Ist es denn viel, um was ich dich bitte, und du beruhigst deinen Vater! Wenn ich nicht hier gebunden wäre, würde ich schon längst hinüber gefahren sein. Die Sache drängt und ist wirklich nicht so ohne. Aber ich habe jetzt hier . . . mit einem Wort: die Zeit erlaubt es nicht. Ich habe dort meinen Wald in zwei Distrikten, in Wigitshewo und in Djatschkinoje. Masloffs, Vater und Sohn, Kaufleute, bieten mir für das Abholzen nur achttausend Rubel. Im vorigen Jahr bot mir aber ein Aufkäufer zwölftausend; es war kein Hiesiger, und das ist der Haken! Denn die Hiesigen haben keinen Abnehmer, die beiden Masloffs wuchern mit Hunderttausenden. Was sie an-

bieten, muß man nehmen; denn von den Hiesigen wagt niemand, sie zu überbieten und ihnen etwas vor der Nase wegzuhacken. Am vorigen Donnerstag erhielt ich indes von dem Popen Hlinski einen Brief, in dem er mir schrieb, daß Gorstkin bei ihm gewesen sei. Gorstkin ist nämlich auch ein Aufkäufer — ich kenne ihn — und das Gute an der Sache ist, daß er kein Hiesiger ist, sondern aus Pogreboje. Er braucht also die Masloffs, Vater und Sohn, nicht zu fürchten. Elftausend will er für das Abholzen geben. Der Pope schrieb aber, er werde nur eine Woche bleiben. Würdest du jetzt hinfahren, könntest du mit ihm alles abmachen.“

„Schreib doch dem Popen, der kann es auch tun.“

„Der versteht sich nicht darauf. Der Gottesknecht hat keine Augen. Er ist ein ganz goldiger Mensch, dem ich ohne Zögern sofort zwanzigtausend ohne Quittung zur Aufbewahrung übergeben würde. Doch aufs Geschäft versteht er sich nicht. Jede lahme Krähe macht ihm ein X für ein U vor. Dabei ist er ein Gelehrter. Der Gorstkin aber ist äußerlich ein Bauer, läuft im blauen Rock herum; innen aber ist er zu unserm beiderseitigen Bedauern ein ausgekochter Schuft. Der Kerl lügt, daß du dich oft wunderst, warum er es tut. Vor drei Jahren log er mir vor: seine Frau sei gestorben und er habe sich wieder verheiratet. Keine Silbe war davon wahr. Seine Frau lebte damals, lebt auch heute noch und verprügelt ihn alle drei Tage einmal. So muß ich jetzt erfahren, ob er wirklich kaufen und elftausend geben will.“

„Dabei werde ich auch nichts machen können; denn ich habe gleichfalls keine Augen.“

„Du wirst schon dazu taugen. Ich will dir sagen, worauf du bei Gorstkin achten mußt. Denn ich habe bereits mit ihm zu tun gehabt. Sieh: man muß bei ihm immer auf den Bart sehen. Er hat so ein gerupftes, rotblondes Bärtchen. Wenn dieses Bärtchen zittert, er sich also beim Sprechen ärgert, dann ist es gut, dann redet er die Wahrheit und will ein Geschäft machen; streichelt er aber das Bärtchen mit der linken Hand und lächelt dabei, dann will er dich übers Ohr hauen. In die Augen sieh ihm niemals; aus ihnen wird kein Teufel klug — sieh nur auf den Bart. Er nennt sich Gorstkin, heißt aber

Ljägawy (Spürhund). Doch rede ihn nicht so an, sonst fühlt er sich sofort beleidigt. Wenn du mit ihm gesprochen hast und siehst, daß er es ernst meint, schreibe mir sofort. Es genügen schon die Worte: „Der Kerl lügt nicht.“ Nur mußt du auf elftausend bestehen; wenn es nicht anders geht, kannst du tausend ablassen, mehr aber unter keiner Bedingung. Achttausend und elftausend — das ist ein Unterschied von Dreitausend. Diese dreitausend sind so gut wie gefunden. Denn so bald läuft einem kein neuer Käufer in die Hände; Geld habe ich aber bis zum Halsabschneiden nötig. Wenn du mir schreibst, daß die Sache ernst ist, werde ich schnell hinfahren, die Zeit dazu irgendwie herausquetschen. Welchen Zweck aber hätte die Reise, wenn das Ganze nichts weiter als ein Hirngespinnst des Popen ist?“

„Du willst also, daß ich auf jeden Fall in dieses verfluchte Nest, nach Tschermaschna fahre?“ fragte Iwan zornig und lächelte boshaft.

Fedor Pawlowitsch bemerkte das Lächeln nicht oder wollte es nicht bemerken.

„Du fährst also? Warte, ich schreibe schnell noch ein paar Zeilen, die du mitnehmen kannst.“

„Ich weiß noch nicht, ob ich hinfahren werde; unterwegs entscheide ich mich.“

„Ach was, unterwegs! Entscheide dich jetzt! Nicht wahr, du fährst? Hast du mit ihm gesprochen, so schreibe mir nur zwei Zeilen und gib sie dem Popen. Er wird sie mir zuschicken. Dann fahre, wohin du willst, meinetwegen nach Venedig. Zur Station zurück kann dich der Pope mit seinen Pferden fahren.“

Der Alte war entzückt. Augenblicks hatte er das Zettelchen befrisiert. Dann bestellte er die Pferde und auch einen Imbiß. Freute sich der Alte über irgend etwas, dann wurde er sofort sehr gesprächig und mitteilksam. Diesmal schien er sich zu bezwingen. Dimitri Fedorowitsch erwähnte er mit keinem Worte. Selbst die bevorstehende Trennung vom zweiten Sohn rührte ihn nicht im geringsten. Er schien sogar nicht einmal recht zu wissen, wovon er sprechen sollte, was Iwan Fedorowitsch sehr wohl bemerkte.

„Ich muß ihm lästig genug geworden sein,“ dachte er.

Erst als der Alte den Sohn auf die Treppe hinausbegleitete, wurde er etwas rührselig und wollte ihn küssen. Doch Iwan Fedorowitsch reichte ihm schnell die Hand zum Abschied, um etwaigen Liebesergüssen zu entgehen. Der Alte merkte die Absicht.

„Fahr mit Gott!“ rief er ihm von der Treppe zu. „Wirst du noch einmal im Leben herkommen? Na, komme nur, ich werde mich freuen. Gott mit dir!“

Iwan Fedorowitsch stieg in den Wagen.

„Leb wohl, Iwan! Schimpf nicht so sehr über mich!“ rief ihm der Vater noch zulezt nach.

Die Dienerschaft hatte sich gleichfalls zum Abschied eingefunden: Smerdjäkoff, Marfa und Grigori. Jedem schenkte Iwan Fedorowitsch zehn Rubel. Als er schon im Wagen saß, trat Smerdjäkoff heran, um den Fußteppich ordentlich hinzulegen.

„Ich fahre nach Ischermaschna,“ kam es ganz von selbst über Iwan Fedorowitschs Lippen, ihm jedenfalls ebenso unerwartet wie am Tage vorher die Mitteilung, daß er nach Moskau fahren werde. Doch waren seine Worte diesmal von einem sonderbaren Lachen begleitet. Dieses Lachens und dieser Worte erinnerte er sich später noch oft.

„Also haben die Leute recht, wenn sie sagen: mit klugen Menschen sei auch das Reden ein Vergnügen,“ antwortete Smerdjäkoff mit fester Stimme, und sein Blick schien Iwan Fedorowitsch durchdringen zu wollen.

Die Pferde zogen an, und der Wagen rollte davon. Iwan Fedorowitsch war traurig gestimmt. Doch blickte er gespannt ins Land hinaus, auf die Felder, Hügel und Bäume, auf einen Zug wilder Gänse, die hoch über ihm am klaren Himmel nach Süden zogen. Aber bald wurde sein Sinn heiterer. Er versuchte, mit dem Kutscher ein Gespräch anzuknüpfen, und wartete neugierig, was dieser antworten werde. Aber nach einer Minute wurde er sich bewußt, daß die Antwort ihm entgangen war, daß er dem Kutscher überhaupt nicht zugehört hatte. Er verstummte, und auch so war es schön. Die Luft war klar und frisch, der Himmel hoch und hell. Vor sich sah

er die Gestalten Aljoschas und Katerina Iwanownas. Aber er lächelte still, winkte ihnen leise ab, und sie verschwanden.

„Auch ihre Zeit wird kommen,“ dachte er.

Bald erreichten sie die erste Station, wechselten die Pferde und fuhren dann weiter nach Wolowje.

„Warum ist es ein Vergnügen, mit einem klugen Menschen zu reden? Was wollte er damit sagen?“ fuhr es ihm plötzlich durch den Kopf, und der Atem stockte ihm. „Und warum sagte ich ihm, daß ich nach Tschermaschna fahre?“

Nach einiger Zeit kamen sie in Wolowje an. Iwan Fedorowitsch stieg aus, und bald umringten ihn die Fuhrleute. Er befahl, Postpferde anzuspinnen, und vereinbarte auch den Preis für die zwölf Werst nach Tschermaschna. Darauf ging er ins Stationsgebäude, drehte sich aber sofort um und trat wieder auf die Vorfahrt hinaus.

„Nicht nötig nach Tschermaschna! Ich fahre nicht hin. Werde ich aber nicht zu spät zur Eisenbahn kommen? Um sieben Uhr geht der Zug.“

„Ist noch gerade Zeit. Befehlen der Herr anzuspinnen?“

„Ja, sofort. Fährt jemand von euch morgen in die Stadt?“

„Warum nicht? Mitri kommt bestimmt hin.“

„Willst du mir einen Gefallen tun, Mitri? Geh zu meinem Vater, zu Fedor Pawlowitsch Karamasoff, und sage ihm, daß ich nicht nach Tschermaschna gefahren bin. Willst du es ausrichten?“

„Warum nicht? Ich kenne den Herrn Fedor Pawlowitsch schon lange.“

„Hier hast du ein Trinkgeld. Er könnte dir keins geben,“ sagte Iwan Fedorowitsch gutgelaunt und lachte.

„Er gibt keins,“ bestätigte Mitri gleichfalls lachend.

„Danke, Herr, werde bestimmt hingehen.“

Um sieben Uhr stieg Iwan Fedorowitsch in den Zug, der ihn nach Moskau brachte.

„Schluß mit allem Gewesenen, Strich darunter! Das frühere Leben ist abgeschlossen und die frühere Welt, in der ich gelebt habe. Kein Ruf, kein Echo soll mehr aus ihr zu mir herüberklingen! Hinein in die neue Welt, in das neue Leben, ohne zurückzuschauen!“

Doch anstatt der Freude erhob sich in seinem Herzen ein Weh, wie er in seinem Leben noch keins empfunden hatte. Die ganze Nacht tat er kein Auge zu. Gedanken jagten Gedanken. Ratternd flog der Zug dahin, und erst gegen Morgen kurz vor der Einfahrt in Moskau war ihm, als erwache er plötzlich.

„Ich bin ein Schuft!“ sprach er vor sich hin. —

Fedor Pawlowitsch blieb dagegen sehr zufrieden zurück, als sein Sohn abgefahren war. Ganze zwei Stunden lang fühlte er sich beinahe glücklich und goß dann und wann einen Kognak hinunter. Doch da geschah etwas sehr Unangenehmes, was Fedor Pawlowitsch sogleich sehr beunruhigte. Smerdjäkoff war nämlich in den Keller gegangen und die Treppe hinuntergefallen. Zum Glück war Marfa Ignatiemna gerade auf dem Hofe und hörte es rechtzeitig. Den Fall hatte sie nicht gesehen, dafür aber den Schrei gehört, wie er beim Anfall ausgestoßen wird. Ob der Anfall ihn beim Hinabsteigen überrascht hatte und er bewusstlos dann die Treppe hinuntergestürzt war, oder ob der Anfall durch den Sturz und die Erschütterung ausgelöst war, das ließ sich nicht feststellen. Man fand ihn auf dem Boden des Kellers mit Schaum vor dem Munde. Zuerst fürchtete man, er habe sich wenigstens einen Arm oder ein Bein gebrochen oder beschädigt. Doch Gott hatte ihn beschützt, wie Marfa Ignatiemna sagte. Er hatte nicht den geringsten Schaden genommen; nur hielt es schwer, ihn aus dem Keller ins Freie zu schaffen. Mit Hilfe der Nachbarn brachte man ihn jedoch nach oben. Fedor Pawlowitsch war persönlich zugegen und griff sogar eigenhändig zu. Jedenfalls war er nicht wenig erschrocken und sehr besorgt. Der Kranke kam nicht so bald zur Besinnung. Wohl hörten die Anfälle zeitweilig auf; aber sie kehrten immer wieder. Schließlich waren sie alle darin einig: der Anfall werde ebenso lange dauern wie im vorigen Jahre, als er vom Heuboden herabgefallen war. Damals hatte er Eisumschläge um den Scheitel und auf die Stirn bekommen, und man beschloß jetzt, dasselbe Mittel anzuwenden. Eis fand sich noch im Keller, und Marfa Ignatiemna machte die Umschläge. Fedor Pawlowitsch aber schickte zum Dokter, der auch sofort kam. Er untersuchte den Kranken gründlich und erklärte: es sei ein außergewöhnlicher Anfall und könne

Gefahr drohen; vorläufig begreife er — der Doktor — noch nicht alles; doch werde er, wenn das angewandte Mittel nicht helfen solle, sich entschließen, andere anzuwenden. Der Kranke wurde in sein Zimmer gebracht und ins Bett gelegt. Grigoris und Marfas Schlafstube war nur durch eine dünne Wand von Smerdjäkoffs Zimmer getrennt, so daß Marfa Ignatiwna sofort hören konnte, wenn es dem Kranken schlecht gehen sollte.

Der arme Fedor Pawlowitsch mußte an diesem Tage ein Unglück nach dem andern über sich ergehen lassen. Das Essen hatte Marfa Ignatiwna zubereitet. Natürlich fand Fedor Pawlowitsch, daß die Suppe im Vergleich zu Smerdjäkoffs Meisterwerken das reine Spülwasser sei; und das Huhn war dermaßen trocken, daß es ihm ganz unmöglich war, es durchzukauen. Marfa Ignatiwna entgegnete auf die bitteren, wenn auch gerechten Vorwürfe des Herrn: das Huhn sei eben sehr alt gewesen, und sie habe das Kochen nicht bei Professoren erlernt. Am Abend kam noch ein neues Unglück hinzu. Fedor Pawlowitsch wurde gemeldet: Grigori habe sich vor zwei Tagen erkältet und liege völlig kreuzlahm zu Bette. Fedor Pawlowitsch trank daher seinen Abendtee möglichst früh und schloß sich dann allein im Hause ein. Durch die fieberhafte Erwartung war er in ungewöhnlicher Aufregung. Er glaubte nämlich bestimmt, daß Gruschenka an diesem Abend kommen werde; hatte ihm doch Smerdjäkoff am Morgen gesagt: sie habe versprochen, sich unfehlbar heute einzustellen. Mit klopfendem Herzen ging der Alte voll Unruhe in seinen großen, einsamen Zimmern umher und blieb immer aufhorchend und lauschend stehen. Er mußte auf der Hut sein. Dimitri Fedorowitsch konnte ihr irgendwo in der Nähe auflauern. So kam alles darauf an, wenn sie ans Fenster klopfte — Smerdjäkoff hatte ihm schon vor drei Tagen versichert, daß er ihr ausführlich auseinandergesetzt habe, wo und wie sie klopfen solle — die Thür sofort zu öffnen und sie keine Sekunde warten zu lassen, damit sie um Gotteswillen nicht Angst bekomme und wieder fortklaufe. Besorgt und unruhig wartete Fedor Pawlowitsch. Noch nie hatte sein Herz in so süßer Hoffnung geschwelgt; es war doch so gut wie sicher, daß sie diesmal kommen werde.

Inhalts-Verzeichnis

Erstes Buch

Die Geschichte einer Familie

Fedor Pawlowitsch Karamasoff	5
Der erste Sohn	9
Die zweite Frau und ihre Kinder	12
Der dritte Sohn Aljoscha	19
Die Starzen	30

Zweites Buch

Die gestörte Versammlung

Die Ankunft im Kloster	43
Der alte Narr	50
Die gläubigen Frauen	62
Die kleingläubige Dame	69
Und es geschehe also	78
Wozu lebt solch ein Mensch?	89
Der Seminarist und Streber	102
Der Skandal	113

Drittes Buch

Die Wollüstlinge

In der Bedientenstube	125
Elisaweta Smerdjatschaja	132
Die Beichte eines heißen Herzens (1)	136
Die Beichte eines heißen Herzens (2)	146
Die Beichte eines heißen Herzens (3) „Kopfüber hinab!“	156
Smerdjakoff	166
Meinungsverschiedenheiten	173
Beim Gläschen	179
Die Wollüstlinge	188
Beide zusammen	195
Noch ein verlorener Ruf	209

Viertes Buch

Ausbrüche

Pater Serapont	219
Beim Vater	232
Die kleinen Schuljungen	238
Bei Hochlakoffs	244
Im Empfangszimmer	252
In der Stube	266
In frischer Luft	276

Fünftes Buch

Für und wider

Die Verlobung	291
Smerdjakoff mit der Gitarre	304
Die heiden Brüder	312
„Empörung“	323
Der Großinquisitor	336
Ein vorläufig noch sehr unklares Gespräch	361
Mit einem klugen Menschen ist das Reden ein Vergnügen	373

